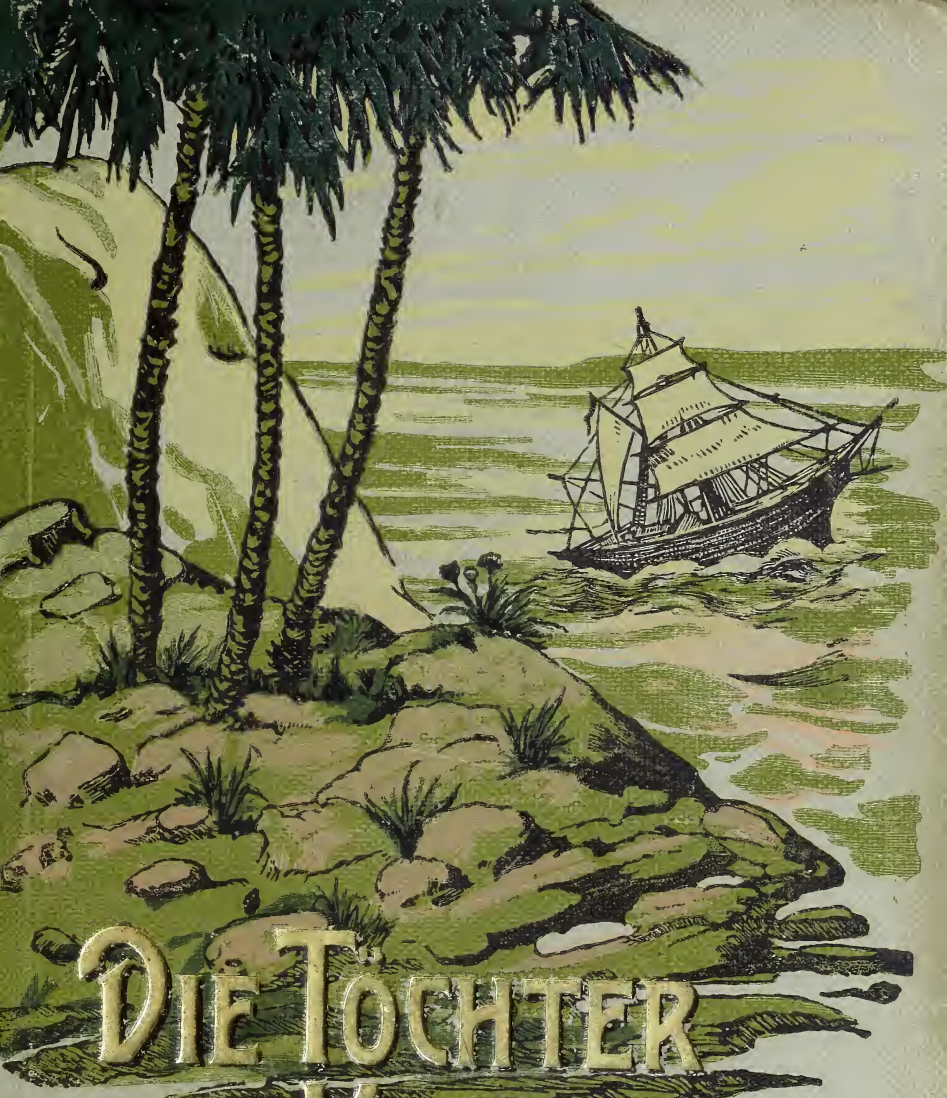


Die Töchter des Konsuls

Roman von

Balduin Möllhausen

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/dietchterdeskons01moll

Balduin Möllhausen,

Illustrierte Romane

Reisen und Abenteuer

Herausgegeben

von

Dietrich Theden

Siebenter Band

Die Töchter des Konsuls

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Die Töchter des Konsuls

Roman

von

Balduin Möllhausen

Herausgegeben

von

Dietrich Theden

Mit Illustrationen von Max Vogel.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Published November 6, 1907.
Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by PAUL LIST, LEIPZIG.

RBR
Jantz
#1480

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel.	In den Scott-Bluffs. Fort Roupideau	7
2. Kapitel.	Die Karawane des Konsuls. Schneesturm und Nacht	43
3. Kapitel.	Ein neuer Tag. Ein Wiedersehen	59
4. Kapitel.	Geborgen im Fort. Die Weissagung	78
5. Kapitel.	Die Ruhestatt im Fort. Das Amulett	104
6. Kapitel.	Der Unfall in der Schlucht. Eine seltsame Heimkehr	110
7. Kapitel.	Heimatsboden. Die Zigeunerin und ihr Sohn	138
8. Kapitel.	Das alte und das neue Schloß. Notar Fuchs, genannt Karg	170
9. Kapitel.	Eine Luftfahrt. Alter Streit	178
10. Kapitel.	Eine alte Handschrift. Die Abrede	190
11. Kapitel.	Ein auffälliger Fremder. Der Strandwenzel	201
12. Kapitel.	Beim Herrn Notar. Die beiden Komplicen	217
13. Kapitel.	Professor Holunder. Ein geheimnisvoller Brief	229
14. Kapitel.	Eine Wüstenei. Frohes Wiedersehen	238
15. Kapitel.	Das Frühmahl. Das Haus des Feindes	252
16. Kapitel.	Die Stätte des Todes. Ein Dokument	272
17. Kapitel.	Die Vermittlerinnen. Letzte Absage	282
18. Kapitel.	Die alten Rivalen. Zwei Verlobte	291
19. Kapitel.	Ein Gast im Herrenhause. Eine feine Schlinge	314

Seite

20. Kapitel. Mit Extrapost. Der gestellte Zeuge 337
21. Kapitel. Die Versteigerung. Thurow und die Fremden . . 352
22. Kapitel. Das Geheimnis der Sandheide. Schwarze Diamanten 366
23. Kapitel. Der Strandwenzel. Notar Fuchs 384
24. Kapitel. Der Scheidegruß des Abenteurers 394
25. Kapitel. Das Brautpaar. Leid im Glück 407
26. Kapitel. Nach sechs Monaten 418

Erstes Kapitel.

In den Scott-Bluffs. Fort Roupideau.

Wie in den südlichen Teilen der Rocky-Mountains prachtvoll bewaldete Abhänge, durch unterirdische Gewalten in Urzeiten aus der Erde emporgetrieben, sich aneinander reihen mit nackten, malerisch zerklüfteten Plateaus und schwarzen Ergüssen längst gestorbener Vulkane, so ergötzt sich weiter nördlich das Auge vielfach an Gebirgsformen, die ihre bizarren Konturen einzig und allein dem vernichtenden Einfluß der Atmosphäre verdanken. So in der Nachbarschaft des Punktes, wo die sogenannten Scott-Bluffs gewissermaßen die östliche Vormauer der Rocky-Mountains bilden. Aus nachgiebigem Kalk- und Sandstein, Lehm und Mergel in fast horizontalen Schichten bestehend, tragen diese Bodenerhebungen durchgängig eine graugelbe Farbe, in der nur schattige Senkungen und das duftige Blau der Ferne

matte Abstufungen erzeugen. Das Auge des Prärienwanderers, seit Monaten erquickt durch das allerdings eintönige Grün der sommerlichen Ebene, ermüdet bald beim dauernden Anblick der starren einfarbigen Höhen. Wie aus Laune auf der baumlosen Ebene errichtet, erheben sich die durch atmosphärische Niederschläge von den Plateaus gänzlich losgetrennten Reste, hier als eine hoch hinaufragende Säule, an einen mächtigen Schornstein erinnernd, dort als ein mit Kuppeln geschmücktes Gebäude, oder eine mit Türmen und Zinnen versehene Festung.

In einem der Haupttäler der Scott-Bluffs, das in der Breite sechs bis sieben englische Meilen halten mag, und in der Länge von Osten nach Westen doppelt so viel, ist in einem südlichen Winkel, am Fuße gewaltiger, turmartiger Erhebungen und am Rande einer tief gerissenen Schlucht vor einer Reihe von Jahren Fort Roupideau, nach seinem Gründer, einem Pelztauscher, so benannt, errichtet worden. Bei der Wahl der Stätte war zunächst eine starke Quelle in der Schlucht maßgebend gewesen, ferner die Nähe einzelner Dörfer der Sioux oder Dakota-Stämme, und endlich der Umstand, daß die erste Straße nach den erschlossenen Goldgefilden Kaliforniens in der Entfernung von zwei bis drei englischen Meilen das Tal in seiner ganzen Länge durchschnitt. Galt es doch, sich neben den von der Natur gebotenen Hilfsmitteln auch den Verkehr mit den Eingeborenen wie mit den vorüberziehenden Karawanen nutzbar zu machen.

Bleich, gleichsam müde und fröstelnd blickte die Sonne auf das muldenförmige Tal nieder. Der Tag war ein so lieblicher gewesen, wie ihn der späte Indianersommer nur aufzuweisen hat. Indem aber die Sonne sich westlich neigte, machte die Nähe des Winters sich empfindlich bemerkbar. Eine eigentümliche, melancholische Ruhe lagerte auf dem herbstlich grauen Tale und den in zarten Duft gehüllten Anhöhen. Die von keinem Laut, von keiner Bewegung ge-

störte Einsamkeit barg sogar etwas Beängstigendes. Alles erschien so weit, und doch wieder so nahe, daß man, begünstigt durch die transparente Atmosphäre und die muldenförmige Talsenkung, fast meinte, eine Büchsenkugel über meilenweite Entfernungen hinwegsenden zu können. Klar und deutlich, und dennoch wie aus endloser Ferne dringt das Jauchzen des Prärielwolfs herüber. Einen schmalen, farbenreichen, scheinbar einherkriechenden Streifen, in dem nur ein geübtes Auge die pfeilgeschwind fortstürmenden Antilopen erkennt, glaubt man mit einem gutgezielten Steinwurf zu erreichen. So nah und doch so weit; so groß alles ringsum.

„Ein Fremder, der plötzlich in diese Gegend verschlagen würde, könnte hier verhungern, ohne zu ahnen, daß ein nur halbstündiger Marsch ihn von einem gastlichen Dache trennt."

Ein breitschulteriger, jedoch tadellos gewachsener Mann, Anfang dreißig, mit dunkelblondem, leichtgelocktem Haupthaar und ähnlichem Vollbart, wettergebräuntem Gesicht und ehrlichen, sehr schönen blauen Augen, und einem abgetragenen Jagdanzuge, in dem indianischer Geschmack sich mit dem der Weißen vereinigte, richtete diese Worte an seinen Begleiter. Letzterer, ähnlich gekleidet, mochte zwölf bis fünfzehn Jahre mehr zählen. Von hagerem, schlankem Wuchs schien sein Körper fast ausschließlich aus Sehnen und Knochen zu bestehen. Seine Gesichtsfarbe war noch dunkler, als die seines Gefährten. Schwarzes Haar fiel dicht auf seine Schultern nieder, sich auf den Schläfen mit einem etwas dünnen, pechschwarzen Vollbart vereinigend. Seine braunen Augen blickten lebhaft, wie in seinen schnellen, entschiedenen Bewegungen sich gewissermaßen die französische Abstammung verriet. Beide trugen Büchsen auf den Schultern, im Gurt in indianisch verzierter Lederscheide das gewöhnliche Messer mit einfachem Holzgriff, und neben diesem ein leichtes Beil. Ihre Pferde führten sie hinter sich am Zügel. Die Tiere waren mit der Jagdbeute beladen, einem schweren, ausgeweideten Elchhirsch und zwei Antilopen.

Auf die Bemerkung des blondlockigen Jägers ließ der

andere seine Blicke auf der Südgrenze des Tales herumschweifen.

„Sie haben recht, Mr. Wenzel," antwortete er darauf bedächtig, „man muß das Tal öfter gekreuzt haben, um von hier aus die richtige Schlucht zu erkennen. Sie sehen einander so ähnlich, wie die Mitglieder einer Büffelherde."

„Der Turm da drüben gilt mir als Marke," versetzte Wenzel, „nach ihm könnte ich von jedem Punkte des Tales aus meine Richtung bestimmen. An Ihrer Stelle hätte ich das Fort mehr ins Freie hinausgeschoben, um es weiter sichtbar zu machen. Reist doch gewiß mancher mit einem notdürftig geflickten Wagen vorbei, der nicht ahnt, daß er nur eine Stunde südwärts zu wandern braucht, um ein gutes Schmiedefeuer, Hammer und Amboß zu finden."

„Man merkt, Sie haben noch keinen Winter in den Wildnissen hier herum verlebt," entgegnete Roupideau, „irre ich indessen nicht, so werden Sie bald genug den Vorteil einer versteckten Lage kennen lernen." Er warf einen Blick rückwärts und fuhr fort: „Der Wind ist mehr nach Norden herumgesprungen, und da hinter den Bergen taucht's auf, wie der Rauch von brennendem grünen Holz."

„Ein Nebelstreifen," meinte Wenzel, sobald er, in die gleiche Richtung schauend, eine blaue Dunstschicht gewahrte, die kaum über die Plateaus hinausragte.

„Möge ein solcher Nebel Sie nie im Freien überraschen," versetzte Roupideau ernst, „ich selbst bin ihm oft genug begegnet, um zu wissen, daß er keines Menschen Freund ist."

„Auch ich erlebte Schneestürme," sprach Wenzel sorglos, „fand sie aber nicht sonderlich schreckenerregend."

„So befanden Sie sich nicht auf der richtigen Stelle," erwiderte Roupideau, „zwischen hier und dem Missouri dagegen und hinunter bis zum Golf von Mexiko bedeutet ein handfester Schneesturm Verderben, wenn man sich nicht hinlänglich gegen ihn zu schützen vermag."

„Aber im Oktober?" fragte Wenzel.

„Ich erlebte im September, sogar August Schneestürme, die geradezu erstickende Gewalt besaßen," erklärte Rou-

pideau. „Es war, als hätte der Wind den ganzen Nordpol heruntergetragen. Freilich, der Schnee blieb nicht lange liegen; 'ne Stunde Sonnenschein, und die Prärie dampfte, als hätte sie 'ne Mixtur zum Schwitzen eingenommen gehabt."

„Bräche jetzt ein Unwetter los, so würde es zwischen hier und dem Missouri noch manchen Reisenden unterwegs finden," bemerkte Wenzel.

„Auch zwischen hier und Kalifornien," gab Roupideau zu, „denn die letzten Emigrantenzüge sind noch nicht im Goldlande eingetroffen, und in Kalifornien gibt's Leute genug, die, wenn Geschäfte oder sonstige Verhältnisse es bedingen, sich mit ihrem Aufbruch nicht viel an die Jahreszeit binden. Freilich, sie tun's auf ihre Gefahr, denn ein Schneesturm um die jetzige Zeit ist imstande, das abgehärtetste Maultier innerhalb weniger Stunden so steif zu machen, wie 'n hölzernes Schaukelpferd. Sie haben es doch endgültig aufgegeben, vor Winter nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren?"

„Endgültig. Wäre ich indessen gezwungen, oder riefe mich irgendeine Pflicht, so würden alle Stürme der Welt mich nicht hindern, die Reise anzutreten."

„Gut gesprochen, Mr. Wenzel. Aber ich habe Männer gekannt, die Ihnen nichts nachgaben. Zähe wie Hirschsehnen und fest wie Hickoryholz. Heute spielt der Wind mit dem Staub ihrer Knochen, von denen die Wölfe das Fleisch abgenagt haben, nachdem sie die Leichen unter dem Schnee hervorscharrten. Und Schlimmeres noch ist vorgegangen — bei Gott, Mann, die Prärie und die Rocky-Mountains bergen Geheimnisse, daß sich einem die Haare darüber sträuben möchten."

„Ich habe keine Ursache, die Prärie um ein Geheimnis über mein Ende zu bereichern," erklärte Wenzel sorglos lachend, „mein Besuch der Vereinigten Staaten eilt nicht, und erhält mein Wohlgefallen an dem Leben, das ich jetzt führe, nicht irgendeine unvorhergesehene Abkühlung, so

bleibe ich vielleicht ganz hier. Freilich ein gewaltiger Schritt vom Seemann zum Pelztauscher."

„Ich meinte, Sie wären entschlossen, nach Deutschland, Ihrer ursprünglichen Heimat, zurückzukehren?"

„Meine Absicht war's in der Tat wieder einmal," gab Wenzel gleichmütig zu, „allein die ist's schon seit mindestens zehn Jahren gewesen, ohne daß ich jemals Ernst damit machte. Besaß ich die erforderlichen Geldmittel, dann war ich auf die eine oder die andere Art gebunden; hinderte mich dagegen nichts in meinen Bewegungen, so fehlte mir wieder das Geld. Genug, das Geschick scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, daß ich das Land meiner Geburt nicht kennen lernen soll. Werden meine Hoffnungen und Wünsche jetzt wieder zu Wasser, jetzt, da meine Ersparnisse mir noch mindestens auf ein Jahr eine gewisse Unabhängigkeit sichern, so gebe ich den Plan ganz auf."

„Hätten Sie als Seemann nicht hundertfach Gelegenheit gehabt, in einen deutschen Hafen einzulaufen?"

„Keine einzige. Anfänglich war ich als Schiffsjunge und Matrose an mein Schiff gebunden, besaß außerdem nicht so viel Geld, um auch nur auf dreimal vierundzwanzig Stunden landeinwärts zu kreuzen, und später, als ich in die Vereinigte Staaten-Marine eintrat, war's ganz vorbei. Den Krieg habe ich redlich an Bord bald dieses, bald jenes Schiffes durchgefochten; ich brachte es bis zum Leutnant zur See, und das genügte mir. Die Außerdienststellung vieler Schiffe nach Beendigung des Krieges und ein gewisser Unabhängigkeitssinn bewogen mich, meinen Abschied und zwar in San Franzisko zu nehmen, um nicht eines guten Tages plötzlich in einer östlichen Hafenstadt aufs Trockene gesetzt zu werden. Doch Kalifornien behagte mir nicht. Ich benutzte daher die erste Gelegenheit zur Reise landeinwärts, strandete auf Ihrem Fort und fühle mich nach den vieljährigen Erfahrungen auf See hier in den Scott-Bluffs zufriedener, als in irgendeiner Stadt, sogar an Bord meines Schiffes."

„Wenn's nur lange dauert," meinte Roupideau un-

gläubig, „es gehört eine von Kindesbeinen an gepflogene Gewohnheit dazu, um sich mit einer solchen Abgeschiedenheit auszusöhnen."

„Versuchen will ich's wenigstens," antwortete Wenzel lachend, „sollte dann wirklich einst der von Ihnen angedeutete Zeitpunkt eintreten, so ist's immer noch früh genug, meinem Glücke anderweitig nachzujagen. Erfreue ich mich doch der beneidenswerten Lage eines unabhängigen Abenteurers. Nur meinen Neigungen, sogar plötzlichen Launen huldige ich, und finde ich eines guten Tages irgendwo mein Ende, so ist eben die Zeitwoge über mich hinweggerollt, ohne daß ich mich um andere, oder ein anderer sich um mich zu grämen brauchte."

„Sie geben es auf, die Füße unter Ihren eigenen Tisch zu stellen?"

„Ich gebe es nicht auf, weil ich nie daran dachte, eine derartige Torheit zu begehen. Die Möglichkeit dazu lag bisher zu weit außerhalb meines Gesichtskreises, und so ist denn allmählich die Überzeugung in mein Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst bei anderen Anschauungen das Familienleben für mich zu hoch hängende Trauben wären."

„Sie trafen niemals ein Mädchen, das die Neigung anregte, Ihrem Grundsatz untreu zu werden?"

Wenzel sann ein Weilchen nach, dann antwortete er heiter:

„Flüchtig ließ ich eben die Gestalten an meinem Geiste vorüberziehen, die mir vor manchen anderen Evastöchtern gefielen; allein ich entsinne mich nicht, daß diese oder jene einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte. Erst in den letzten Tagen meiner Anwesenheit in San Franzisko führte der Zufall mich mit zwei holdseligen Mädchengestalten zusammen — Schwestern waren es — wohl geeignet, einem heißblütigen jungen Manne gefährlich zu werden. Auf mich übten sie indessen keinen anderen Eindruck aus, als ein glänzendes Meteor, das am Nachthimmel seine Feuerlinie zieht, flüchtig die Bewunderung eines armen

Sterblichen erregt und auf Nimmerwiederkehr im ewigen Weltraum verschwindet."

„Sie verstehen zu schildern," versetzte der empfängliche Franzose, „aber meines Erachtens hätte es nur eines längeren Verkehrs bedurft, um Ihren Sinn zu ändern und Sie ebenso warm für das Familienleben sprechen zu machen, wie Sie jetzt dagegen eifern. Verdammt! Ich bin soviel älter als Sie, aber ich habe heute noch nicht vergessen, wie's mir in den Adern prickelte, als ich meine jetzige Frau zum dritten- und viertenmal wiedersah. Sie war freilich nur ein Sioux-Mädchen, aber ein Mädchen, das wohl auch noch einen anderen, als einen westlichen Pelztauscher um seine ruhige Überlegung hätte bringen können. Ich kam erst wieder zu mir selbst, nachdem ich sie in allen Ehren als mein Weib heimgeführt hatte, das heißt, ich zahlte ihrem Vater drei meiner besten Pferde für seine Tochter, und um sie zu ehren, legte ich noch 'ne gute Kentucky-Büchse und 'nen Viertelzentner Schießbedarf bei. Sacrrre dieu! Große Hochzeitsfeierlichkeiten sind hier nicht Sitte, allein für alle Schätze der Welt gäbe ich meine braune Frau nicht hin."

„Wie's in der Ordnung ist," gab Wenzel bereitwillig zu, „doch gehen bei mir solche Beispiele wirkungslos verloren —"

„Sie scheinen böse Erfahrungen gesammelt zu haben?" fiel Roupideau gutmütig spöttelnd ein.

„Erfahrungen genug," gab Wenzel heiter zu, „jedoch, Gott sei Dank, nicht an mir selber. Und welche Erfahrungen! Wie oft erlebte ich, oder vielmehr reimte ich mir aus diesen oder jenen Umständen und versteckten Andeutungen zusammen, daß jemand mit einem Engel vor den Altar getreten war, um ein Hauskreuz mit heimzunehmen und sein Leben an der Seite einer eifersüchtigen, keifenden, unzufriedenen, gefallsüchtigen, verschwenderischen Megäre zu vertrauern! Und dennoch, wenn ich mir jene beiden Schwestern vergegenwärtige, wird es mir schwer, ihre anmutigen Erscheinungen in Zusammenhang mit den eben aufgezählten Eigenschaften zu bringen. Sie trugen einen zu guten Aus-

druck in ihren Augen; dazu hatten ihre Stimmen etwas Herzgewinnendes. Lustwandelnd oder von einem Besuche heimkehrend — was weiß ich's — hatten sie sich verirrt, und zwar ganz in der Nähe der Stadt — sie mußten also ebenfalls fremd dort sein. Mir begegnend, wiesen sie auf mehrere rohe Gesellen, die ihnen folgten, und befragten mich ängstlich um die Richtung des nächsten Weges. Selbstver-

ständlich begleitete ich sie bis vor die Tür des Gasthauses, in dem sie wohnten. Sie luden mich sogar ein, näher zu treten, allein was sollte ich da? Mich ihren Eltern vorstellen und deren Dank für den kleinen Kavalierdienst entgegennehmen? Pah! Ich blieb meinem Grundsatze treu, sprach zu ihnen mit der Sorglosigkeit jemandes, der über Millionen gebietet, oder vielmehr mit der eines heimatlosen Abenteurers, und lehnte schließlich ihre Einladung ab, ohne auch nur mit einer Silbe nach ihrem Namen gefragt oder ihnen den meinigen genannt zu haben. Im Begriff, mich

zu empfehlen, trat ein feiner junger Mann zu uns, die Damen mit einer gewissen verwandtschaftlichen Vertraulichkeit anredend. Daß er mich mit scharf ausgeprägtem Hochmut übersah, verdroß die Schwestern augenscheinlich, denn die eine, ich glaube, die ältere, eine prachtvolle Gestalt mit dem kühnen Blick einer jungen Amazone, zog mich vor den jungen Mann hin. ‚Ich habe die Ehre, Herr Vetter, Ihnen einen Herrn vorzustellen, der uns durch einen großen Dienst zu Dank verpflichtete,‘ sprach sie dabei, und sie blickte mich an, wie nach meinem Namen fragend. Gleichzeitig berührte der junge Mann seinen Hut mit dem Finger, und eine unvergleichliche Nichtachtung lag im Ton seiner Stimme, als er antwortete: ‚Man braucht nicht einmal ein Gentleman zu sein, um Damen mit gebührender Achtung zu begegnen.‘ Ich glaube, es mißfiel ihm, seine schönen Cousinen einen ziemlich einfach gekleideten Fremden rücksichtsvoll behandeln zu sehen. Ich selbst trug den augenblicklichen Verhältnissen Rechnung, fand indessen ratsam, dem hochmütigen Burschen keine Antwort zu erteilen, sondern kehrte mich den beiden Damen zu, um mich zu verabschieden. Die anscheinend jüngere, ein liebliches blondes Kind, war vor Scham oder Verdruß über das anmaßende Wesen ihres Verwandten tief errötet. Da ich aber auf ihrem glühenden Antlitz las, wie peinlich ihr die ganze Szene, so empfahl ich mich bei ihr und ihrer Schwester, welch letztere mir noch einmal, offenbar um ihres hochmütigen Verwandten Zorn noch mehr herauszufordern, die Hand reichte und dabei sogar von Hoffnung auf Wiedersehen sprach. Ohne meinen unbesonnenen Gegner eines Blickes zu würdigen, schritt ich sorglos davon. Wer weiß, wo sie sich heute befinden; erwachte wirklich einmal die Laune in mir, sie aufzusuchen, so wüßte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte.“

„Jedenfalls verraten Sie recht warme Teilnahme für sie,“ bemerkte Roupideau scherzhaft.

„Und warum sollte ich nicht?“ fragte Wenzel leichtherzig, „verdanke ich ihnen doch eine heitere, bis zu einem gewissen Grade sogar genußreiche Stunde. Ein Glück, daß

diese Teilnahme keinen ernsteren Charakter erhielt; ich wäre dadurch in die peinlichste Verlegenheit geraten, welcher von den beiden Schwestern ich den Vorzug hätte geben sollen."

Ohne seine Bewegungen zu mäßigen, blickte er über die Schulter nach dem nordwestlichen Horizont hinüber. Die Dunstschicht war weit über die Plateauränder hinausgewachsen und dehnte sich von dem westlichen Himmel nach dem nördlichen herum aus. Auch die bisherige sanfte Luftströmung hatte sich verschärft; kühl wehte es durch die öde Talmulde. Nur noch eine kurze Strecke stand die Sonne oberhalb der Dunstschicht. Ihr Licht war bleich, der Himmel hatte sich mit einem weißlichen Schleier überzogen. Roupideau beobachtete eine Herde Antilopen, welche den vor ihnen liegenden, zerklüfteten Abhängen zueilte. Die größere Hälfte ihres Weges durch das Tal hatten die beiden Jäger zurückgelegt. Noch eine gute halbe Stunde, und sie befanden sich mit ihren Pferden zwischen den schützenden Wänden des Forts.

„Der Schneesturm scheint Ernst zu machen," nahm Wenzel nach kurzer Pause das Gespräch wieder auf.

Roupideau schaute ebenfalls rückwärts.

„Noch anderthalb bis zwei Stunden, und Sie sehen, trotz Ihrer guten Augen, keine zehn Schritte weit um sich," antwortete er gleichmütig; „der Wind nimmt die Backen schon voller, und eisig ist's, wie um Weihnachten. Schauen Sie hinüber; nicht nur die Antilopen suchen Schutz in den Schluchten, sondern auch die Wölfe. Die hinterlistigen Bestien haben Unwetter im Kopf, oder sie trabten nicht stetig einher, wie gesättigte Schäferhunde."

Wenzel spähte in die angedeutete Richtung. Sie befanden sich dem Talrande so nahe, daß er die flüchtigen Tiere und deren Bewegungen bis in die zedernbewaldeten Schluchten hinein mit den Blicken zu verfolgen vermochte. Roupideau, an derartige Schauspiele gewöhnt, beschäftigte sich mehr mit der eben geführten Unterhaltung. Es war ersichtlich, daß er herzliches Wohlwollen für den Gefährten empfand und eine gewisse Achtung vor dessen Sorglosigkeit und

tief gewurzelter Neigung zu einem abenteuernden Leben ihn beseelte.

„Sie sind ein ganzer Mann," bemerkte er nach längerem Sinnen, „ein Mann, wie ich mir keinen besseren beim Pelzhandel wünsche, wenn Sie geneigt sein sollten, nachdem Sie das Leben hier genauer kennen lernten, in meinen Dienst zu treten. Sacre dieu, wir können Leute gebrauchen, die zur Erreichung eines nützlichen Zweckes ihr Leben nicht höher anschlagen, als eine Pfeife Tabak. Und doch bedaure ich fast, daß ein Mann von Ihren Erfahrungen und Ihren Kenntnissen sich in dieser Wildnis vergraben möchte. Sonst besitzt doch jeder Mensch wenigstens eine Seele, an welcher er hängt und um die er sich kümmert. Sind's nicht Eltern, so sind's Geschwister und sonstige Verwandte. Aber ich fürchte, Ihre Familienverhältnisse sind keine sehr glücklichen gewesen."

Bei dieser mittelbaren Frage umdüsterte sich Wenzels Antlitz. Ein Weilchen schritt er schweigend neben Roupideau einher. Beide achteten nicht des allmählich erwachenden Sturmes. Die Pferde seufzten unter ihrer schweren Bürde und berührten mit den Köpfen beinahe die Schultern ihrer Herren, als hätten sie diese zur Eile spornen wollen. Auch ihnen sagte der Instinkt, was sie innerhalb kurzer Frist auf der nackten Ebene zu erwarten haben würden.

Mehrere Minuten verrannen, ohne daß die Stille ringsum durch ein anderes Geräusch, als den Hufschlag der beiden Pferde und das gelegentliche Sausen der mit ihren Mähnen und Schweifen spielenden Windstöße unterbrochen worden wäre. Plötzlich sah Wenzel empor. Sein erster Blick galt der Sonne. In ihrem Sinken war sie den aufsteigenden Dünsten begegnet und teilweise schon von diesen überzogen worden. Wie ein rubinfarbiger Halbmond ruhte sie scheinbar auf der graublauen Wolkenwand.

„Wie wunderbar!" verlieh er seinem Erstaunen Ausdruck. Ein Weilchen betrachtete er das seltsame Spiel des Lichtes mit den schnell entstehenden Schatten, dann kehrte er sich dem Gefährten zu. Er seufzte, jedoch nicht schmerz-

lich, sondern wie jemand, der sich wohlgemut unter einer Last hervorarbeitet, die ihn auf kurze Zeit in seinen freien Bewegungen hemmte.

„Ihre Vermutung trifft zu," hob er mit dem ihm eigentümlichen sorglosen Wesen an, „keine Seele auf dem ganzen Erdenrund, die in irgendeiner näheren Beziehung zu mir stände, oder zu der ich mich durch verwandtschaftliche Bande hingezogen fühlte. Familienverhältnisse gibt es also für mich nicht; was ich aber von solchen in früheren Jahren kennen lernte, trägt nicht wenig dazu bei, daß ich mit Bedacht alle und jede Gelegenheit meide, bei der die Gefahr droht, daß eines guten Tages mein Herz mit meinem gesunden Menschenverstande durchgehen könnte. Hahaha! Ich war zufrieden, als erst einige Tagereisen zwischen mir und dem schönen Schwesternpaar lagen," und wiederum lachte er mit erzwungener Heiterkeit, der jedoch ein bitterer Anflug nicht fehlte; „aber meine Geschichte," verfiel er in einen ruhigeren Ton; „seit vier Wochen genieße ich Ihre ungebundene Gastfreundschaft. Meine Gegenleistung besteht darin, daß ich Ihnen behilflich bin, das Fort mit frischem Fleisch zu versehen, nebenbei eine Lust für mich, allein das genügt mir nicht. Das Mindeste, was zu beanspruchen Sie ein Recht haben, ist, daß ich Sie mit meiner Vergangenheit, so weit sie mir selbst klar, vertraut mache."

„Ich kenne Ihnen gegenüber keine Rechte," erwiderte Roupideau lachend. „Hier im fernen Westen kümmern wir uns wenig um die Vergangenheit eines Menschen. Wer als Freund bei uns vorspricht, ist willkommen, und macht er sich in unserm Geschäftsverkehr nützlich, so hat er Ansprüche auf Entgelt. Gibt er uns obenein seine Lebensgeschichte zum besten, so nehmen wir's als einen Beweis des Vertrauens hin. Außerdem sind Sie ein Mann, dessen Zunge nicht gespalten ist, wie unsere Oglala-Freunde sagen; man läuft nicht Gefahr, ein Märchen aufgebunden zu erhalten, bei dessen Anhören sich die Bluffs da drüben auf den Kopf stellen möchten."

„Ich habe keine Ursache, meine Erzählung auszu-

schmücken, noch weniger, etwas zu verheimlichen," begann Wenzel; „abgesehen von den mancherlei Abenteuern, die ein Seemann, namentlich in Kriegszeiten erleben muß, ist sie einfach genug. So weit meine Erinnerungen reichen, habe ich mich nur unter der Obhut eines Vaters befunden. Oft erscheint es mir wohl, als hätten sich auch weibliche Personen um mich beschäftigt, und neben diesen tauchen fremde Männergesichter auf und seltsame Häuser; allein weder mein Vater noch irgendein anderer gaben mir jemals Grund, solche Vorstellungen für etwas anderes zu halten, als kindliche Träume und Visionen, wie solche gern in jugendlichen Gemütern haften bleiben. Sicher ist nur, daß ich in Deutschland geboren wurde, daß meine Mutter starb, als ich kaum zwei Jahre zählte — wie mir der Vater oft genug sagte — und er darauf mit mir nach Amerika übersiedelte. Was mein Vater in der alten Heimat gewesen, darüber äußerte er sich nie. Er besaß große Fertigkeit im Holzschnitzen, und dieser verdankten wir eine auskömmliche Einnahme. So ermöglichte er es auch, mich gute Schulen besuchen zu lassen, und streng überwachte er, daß ich mir solche Kenntnisse aneignete, wie sie mich für einen höheren Beruf befähigten. Diese Sorgfalt ist fast das einzige, was mir in der Erinnerung als ein Lichtpunkt in dem Zusammenleben mit meinem Vater erscheint, und sie ist um so anerkennungswerter, weil es ihn oft die äußersten Anstrengungen kostete, die nötigen Mittel zu meiner Erziehung zu beschaffen. Im übrigen war er finster und wortkarg, gegen mich aber abwechselnd von einer so grausamen Strenge und wieder überschwenglichen, ans Unsinnige grenzenden Nachsicht und Zärtlichkeit, als ob zwei verschiedene Naturen in ihm gewohnt hätten. Mein Dankgefühl gegen ihn kann natürlich nur mit meinem letzten Atemzuge erlöschen, dagegen wurde im Knabenalter meine Anhänglichkeit durch eine gewisse Scheu weit überwogen. Ich entsinne mich mit den peinlichsten Empfindungen, daß er mich oft, sehr oft ohne den leisesten Grund aufs grausamste schlug und züchtigte. Auf der Erde habe ich vor ihm gelegen und mich verzweiflungsvoll

gewunden, während er einen Strick über mir schwang und mit den Füßen meinen schwächlichen Körper traf. Ich weinte, ich flehte, allein alles vergeblich; ich suchte mit den Blicken seine Augen, um sie schnell wieder von denselben abzuwenden vor Entsetzen. Denn es erschien mir, als ob es keine menschlichen Augen seien, so wild funkelten sie und so grimmig lachte er. Jung, wie ich war, begriff ich doch, daß die verzweiflungsvollen Offenbarungen meines Schmerzes ihn erfreuten, er sich an meinen Qualen weidete. Vor ihm gekniet habe ich; in dem Bewußtsein, nichts verbrochen zu haben, die Hände zu ihm erhoben, und dennoch stieß er mich, wie um mich zu töten, mit dem Fuße zurück. Dabei knirschte er mit den Zähnen, und ein blutiger Rand umgab seine Augen. Das Grausigste war, daß er nie ein Wort dabei sprach, sondern mit unheimlichem Schweigen auf Mittel sann, meine Qualen zu erhöhen. Nur eine einzige Bemerkung hörte ich mehrfach von ihm, und die war so seltsam, daß ich sie nur durch eine von Wut erzeugte Geistesabwesenheit zu erklären vermag. „Ich wollte, ich hätte einen anderen hier," zischte er förmlich zwischen seinen Zähnen hervor, „aber du sollst für ihn büßen." Hatte seine Wut endlich ihren Gipfelpunkt erreicht und lag ich fast besinnungslos, daß ich glaubte, unter seinen Händen sterben zu müssen, so schrie er plötzlich auf, und sein Haar zerraufend, warf er sich neben mich auf die Erde, und mich mit beiden Armen umschlingend, preßte er mich an sich, als hätte er mich erwürgen wollen. Dabei küßte er meine Augen, und alle nur erdenkbaren zärtlichen Liebesnamen legte er mir bei. Sich selbst dagegen fluchte er; er nannte sich einen verworfenen Menschen, einen Verbrecher, und wie ich kurz zuvor vor ihm, so kniete er jetzt neben mir, und um Verzeihung bat er, daß es mir durch die Seele schnitt, ich alle Schmerzen vergaß und meine Arme schluchzend um seinen Hals legte. Es mußte ihn tief gereuen, daß er sich von seiner unbezähmbaren Wut hatte hinreißen lassen; denn nach solchen Auftritten wich er oft stundenlang nicht von meiner Seite. Und meine Augen küßte er immer wieder, und klagend bat

er mich bald, ihn freundlich anzuschauen, bald wieder, um keinen Vorwurf in ihnen zu lesen, meine Augen niederzuschlagen. Im Übermaß seines Bedauerns bot er mir zuweilen sein letztes Geld an, um es nach meinem Wohlgefallen zu verwenden; da ich aber nie Gebrauch davon machte, aus Furcht, mir dadurch später neue Mißhandlungen zuzuziehen, so ging er selbst mit mir aus, um Näschereien und solche Dinge in Fülle für mich zu kaufen, von denen er voraussetzte, daß sie mir Freude bereiteten. Ja, das waren entsetzliche Auftritte, doppelt entsetzlich für ein Kind, das sich keine Erklärung dafür zu schaffen vermochte, warum es unschuldig leiden mußte."

„Waren denn keine Nachbarn zur Hand, um vermittelnd einzuschreiten?" fragte Roupideau, als Wenzel, wie die eben geschilderten Szenen sich vergegenwärtigend, eine Weile schwieg. „Niemand, der das hilflose Kind von dem unnatürlichen Vater trennte? Und besaßen Sie selbst nicht den Mut, zu entfliehen und bei fremden, gut gesinnten Menschen ein Unterkommen zu suchen?"

„Unsere Nachbarn wohnten so weit ab, daß mein durchdringendster Hilferuf sie nicht erreicht hätte," nahm Wenzel alsbald seine Mitteilungen wieder auf. „Und entlaufen? Nun ja, einmal entlief ich wirklich — ich zählte zwölf Jahre — aber wie weit kam ich? Schon am folgenden Tage holte mein Vater mich ein, doch anstatt mich zu mißhandeln, führte er mich nach Hause, ohne auf dem ganzen Wege auch nur ein unfreundliches Wort zu mir zu sprechen. Ich kannte indessen seine überlegende Art, und bebenden Herzens gedachte ich der Martern, welche nunmehr zur Strafe über mich verhängt werden würden.

„Doch ich hatte mich getäuscht. Wir befanden uns kaum in unserer Wohnung, als mein Vater, anstatt nach dem Strick zu greifen, mich in seine Arme schloß und mit Liebkosungen überschüttete. Sanft beteuerte er, wie elend ich ihn habe machen wollen, daß ich sein einziger Trost sei und ihm sein hartes Verfahren verzeihen möge. Er erklärte, daß zuweilen eine schreckliche Wildheit über ihn komme und er

dann nicht wisse, was er tue. Seine Worte überzeugten mich zwar nicht, denn zu vielfach hatte ich beobachtet, daß er vor seinen Mißhandlungen erst überlegte, ähnlich wie er ein Stück Holz prüfte, bevor er das Schnitzmesser ansetzte; trotzdem versprach ich heilig, nie wieder einen Fluchtversuch zu unternehmen, sondern bis an sein Lebensende bei ihm auszuharren. ‚Denn sobald du von mir gehst,‘ sprach er klagend, ‚muß ich elendiglich sterben; du aber trägst dich ewig mit dem Bewußtsein herum, deinen leiblichen Vater böswillig gemordet zu haben.‘ Ich hielt redlich Wort. Doch auch er wurde seinem Versprechen, die Mißhandlungen einzustellen, selten untreu. Ganz hörten sie indessen nie auf, und wenn bei meinem Heranwachsen die körperlichen Züchtigungen endlich fortfielen, so erfand er dafür andere Mittel, mich zu peinigen, um bald darauf wieder mit den Beweisen seiner Zärtlichkeit mich fast zu erdrücken. Ja, es wohnte eine Doppelnatur in ihm, und heute, da jene schrecklichen Zeiten so weit hinter mir liegen, bin ich geneigt zu glauben, daß der Verlust meiner Mutter eine zeitweise Störung seines Geistes herbeiführte. Denn bei seinen Wutanfällen spielte sie eine Hauptrolle, es ging daraus hervor, daß er nur meine Augen küßte, die er in guten Stunden die meiner toten Mutter nannte.

„Ich hatte eben mein siebzehntes Jahr vollendet, als er plötzlich schwer erkrankte, so schwer, daß wir einen Arzt zu Rate ziehen mußten. Auf meines Vaters dringenden Wunsch, über seinen Zustand nicht im Unklaren zu bleiben, eröffnete ihm dieser, daß seine Tage gezählt seien. Ruhig vernahm er die Kunde, während mich der Gedanke, auf ewig von ihm getrennt zu werden, tief erschütterte. Mein Vater bemerkte es, und schärfer, denn je zuvor, offenbarte sich in seinem Wesen die wilde Zuneigung zu mir. Zu schwach, um sich aufzurichten, mußte ich mich so tief über ihn hinneigen, daß er meine Augen mit den Lippen zu berühren vermochte; dann gebot er mir, ihm seine streng unter Verschluß gehaltenen Papiere zu bringen. ‚Deine Erbschaft,‘ sprach er matt, indem er mit zitternden Händen das Band von dem kleinen

Päckchen löste, ‚und eine reiche Erbschaft ist es obenein. Aber du mußt mir versprechen, daß du mir ein gutes Andenken bewahrst. Denn ahnte ich, daß du mich vergäßest — nein — nimmermehr solltest du das besitzen, was ich hier in meinen Händen halte.‘

„Trotz der Todesschwäche leuchtete es bei diesen Worten in seinen Augen unheimlich auf, wie gewöhnlich, wenn ein Wutausbruch bevorstand. Ich entfernte mich daher, um ihm Zeit zu gönnen, sich zu beruhigen. Augenscheinlich kam ich dadurch seinen Wünschen entgegen, denn er versuchte nicht, mich zurückzuhalten. Indem ich aus dem Zimmer trat, sah ich mich nach ihm um. Meine Blicke begegneten den seinigen. In denselben aber lag ein so sprechender Ausdruck wilder Grausamkeit, wie nur je zuvor, wenn ich seinen Mißhandlungen zu erliegen drohte. Leise zog ich die Tür hinter mir zu; aber um ihm, sobald er meiner Hilfe bedürfte, nahe zu sein, setzte ich mich auf die kleine Bretterbank neben der Haustür. Trotz des peinlichen Eindrucks, welchen dieser letzte Blick bei mir hinterlassen hatte, versenkte ich mich in schmerzliche Grübeleien über meine Lage, wenn ich erst meinen einzigen natürlichen Beschützer und Freund verloren haben würde. Bei dem Gedanken, hinfort allein und auf meine eigene Kraft angewiesen dazustehen, erschien mir die Welt so groß, so unfaßlich groß, daß ich scheu vor den kommenden Tagen zurückbebte. Dann aber regte sich plötzlich zum erstenmal mein Unabhängigkeitssinn. Es keimte, oder vielmehr erwachte die Sehnsucht, mich frei und unbehindert einherzubewegen. Vor meinen geistigen Blicken erstand das Meer, das ich nur aus Schilderungen kannte. Ich sehnte mich, vom Sturm getrieben, die Erde zu umschiffen, neue Länder, neue Völker zu sehen. Mir war zumute, wie vielleicht einem Vogel, der zum erstenmal seine Schwingen prüfend, zu dem Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft gelangt und nur auf den günstigen Zeitpunkt harrt, sich in die Lüfte zu erheben und Länder und Meere gleichsam unter sich fortgleiten zu lassen. Daß ich in fast unmittelbarer Nähe meines sterbenden Vaters mich solchen Betrachtungen

hingab — wer möchte daraus einen Vorwurf für mich herleiten? Geliebt hatte ich ihn nie; die Furcht, die er mir einflößte, überwog zu weit alle anderen Empfindungen.

„Ich hatte mich so weit in meine Gedanken vertieft, daß ich das Enteilen der Zeit nicht merkte. Eine Stunde mochte verronnen sein, als plötzlich ein eigentümlicher Brandgeruch sich mit meinem Atem vermischte. Erschreckt sah ich empor. Ich mußte mich besinnen, wo ich war. Erst als ich entdeckte, wie bläulicher Rauch vom Hausflur ins Freie drang, erwachte ich zum vollen Bewußtsein. Entsetzt eilte ich ins Haus und nach meines Vaters Zimmer, durch dessen Türritzen verstärkter Brandgeruch seinen Weg auf den Flurgang suchte. Das Schrecklichste ahnend, stieß ich die Tür auf. Das Zimmer war so dicht mit Rauch angefüllt, daß ich kaum zu atmen vermochte. ‚Vater, Vater!‘ rief ich angstvoll, indem ich nach dem Fenster hinstürzte und es aufriß. ‚Vater!‘ wiederholte ich, indem ich an das Bett trat, um ihn der erstickenden Atmosphäre zu entreißen. Aber meine Rufe blieben unbeantwortet. Heftig strich die Zugluft durch das Gemach, doch anstatt Flammen anzufachen, trieb sie den Rauch ins Freie hinaus.

„Bei dieser Wahrnehmung atmete ich auf; denn beim

ersten Versuch, meinen Vater aus dem Bereich der Gefahr zu schaffen, wurde ich inne, daß die Last des vollständig erschlafften Körpers meine Kräfte weit überstieg. An seinen Tod glaubte ich noch nicht. Was seinen Körper unheimlich erschlaffte, seinem Antlitz die entsetzliche fahle Farbe verlieh, hielt ich für eine Ohnmacht.

„Mit atemloser Spannung hingen meine Blicke an den halbgeschlossenen erloschenen Augen. Ich war zu unerfahren, um an Wiederbelebung der nach meiner Meinung nur in Betäubung befindlichen Kräfte zu denken. Denn an den Tod konnte ich nicht, wollte ich nicht glauben. Da verschärfte sich wieder der sengende Brandgeruch, und indem ich besorgt um mich spähte, entdeckte ich, daß das Bettzeug glimmte und das Feuer die mit Maiskolbenhülsen gefüllte Matratze ergriffen hatte. Ich begriff, daß der Luftzug die eilenden Funken leicht zur hellen Flamme anfachen konnte, und schloß das Fenster, worauf es mir bald gelang, die Glut zu ersticken. Jetzt aber, da mein Vater noch immer nicht erwachte, bezweifelte ich seinen Tod nicht länger. Lange dauerte es, bevor ich meine Fassung zurückgewann; dann aber erschien es mir, als sei ich mit einem einzigen Schritt aus der Kindheit ins Mannesalter übergetreten. Scheu betrachtete ich die erkaltenden Hände, unter deren unbarmherzigen Züchtigungen ich mich so oft verzweiflungsvoll wand. Die eine hielt ein Papierrestchen, das bis beinahe hart an die Fingerspitzen abgebrannt und verkohlt war. Ich entsann mich der Schriftstücke, die ich vor dem Verlassen des Zimmers ihm einhändigte. Sie waren verschwunden. Statt deren lag auf dem Stuhl neben dem Bett eine lockere Häufung schwarzer Asche, an der ersichtlich, daß ein Blatt nach dem anderen mit Überlegung den Flammen preisgegeben worden. Die Schwefelhölzer waren augenscheinlich beim ersten Anzünden den kraftlosen Händen entglitten. Auch vor dem Bett auf der Erde lag Papierasche. Brennende Blätter mußten den unsichern Händen entsunken sein und hatten die niederhängende Decke entzündet, die, langsam weiter glimmend, den Brand dem Bettzeug mitteilte.

Jugendlich unerfahren, erkannte ich doch leicht, daß bei der Vernichtung der Papiere keineswegs ein Zufall gespielt, sondern daß mein Vater mit klarem Bewußtsein gehandelt hatte. Es stand dies im Einklange mit dem letzten Blick, den er mir, als ich von ihm ging, nachsandte."

„Über das, was er Erbschaft nannte, erhielten Sie keine genauere Auskunft?" fragte Roupideau, als Wenzel in seinen Mitteilungen eine Pause eintreten ließ.

Dieser lachte, wenn auch erzwungen, wie um sich gewaltsam den jetzt noch wirkenden peinlichen Eindrücken zu entwinden, dann antwortete er:

„Diese Erbschaft kann wohl nichts anderes gewesen sein, als das, wofür ich sie damals hielt und heute noch halte: nämlich ein Mittel, nachdem ich den körperlichen Züchtigungen entwachsen war, mich auf eine andere Art zu martern. Gewisses habe ich freilich nie ermitteln können. Das einzige, was ich kleinen, vom Feuer verschont gebliebenen Papierrestchen entnahm, waren Worte, die ebensogut von einem Taufschein, wie von Dienstzeugnissen herrühren konnten. Auch den bereits halb verbrannten Namen Wenzel entdeckte ich, dazu zweimal vollständig und einmal verstümmelt den Namen einer norddeutschen Stadt, ohne Zweifel seines Geburtsortes. Letzteres ist der Umstand, aus dem mein Wunsch hervorgegangen ist, über kurz oder lang Deutschland einmal zu besuchen, also auch die Stätte, auf der man mir vielleicht Auskunft über das Grab meiner Mutter zu geben vermag. Doch zurück zu meiner Erzählung. Sobald ich mich überzeugt hatte, daß ein Ausbruch des Feuers nicht mehr zu befürchten, eilte ich zum Arzt. Der Mann begleitete mich ohne Säumen. Offen schilderte ich die Umstände, unter denen mein Vater gestorben war, und wie eine Last wälzte es sich von meiner Seele, als der Arzt beteuerte, daß er nicht einem Erstickungstode erlegen sei, sondern ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht habe. ‚Er ahnte seinen Tod,' bemerkte der Arzt ausdrücklich, ‚und vernichtete die Briefschaften, von denen er wünschte, daß sie nicht

in fremde Hände fallen sollten. Wäre er durch den Rauch belästigt worden, so hätte er um Hilfe gerufen.'

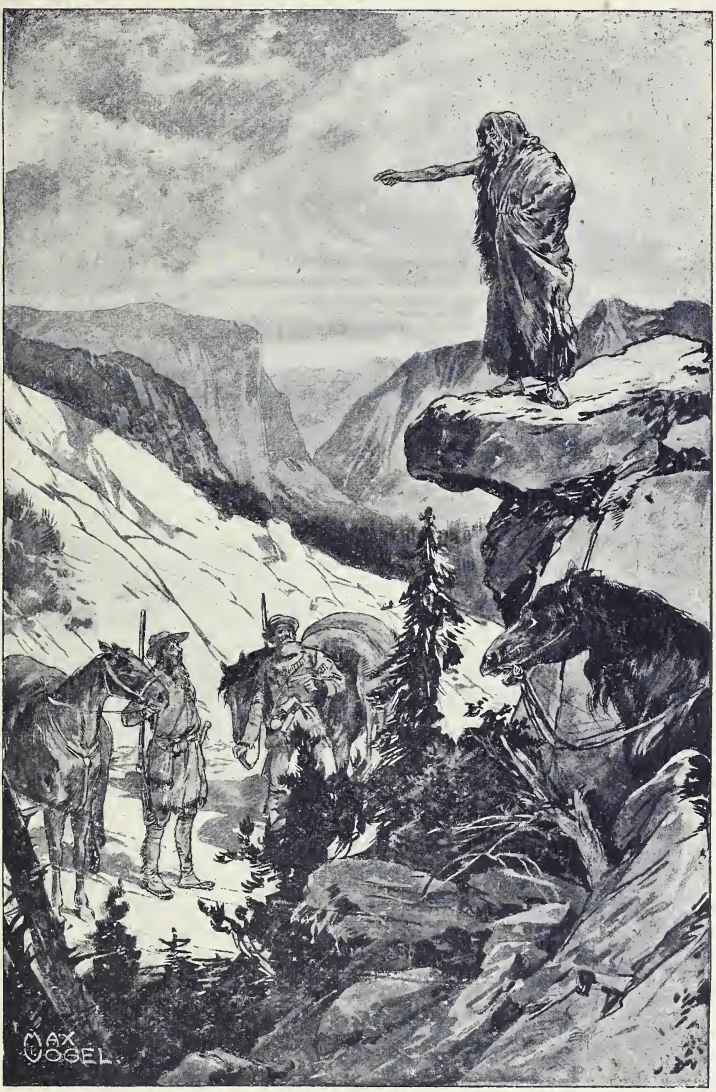
„Indem ich mir jene Tage vergegenwärtige, erscheint es mir wunderbar, wie ruhig und gefaßt ich die Beerdigung meines Vaters leitete. Ich, der kaum siebzehnjährige Knabe, der seit seiner frühesten Kindheit stets unter einem lähmenden Druck gelebt hatte, war plötzlich ein Mann geworden. Das Bewußtsein, nunmehr allein auf meine eigene Kraft angewiesen zu sein, hob sogar meinen Lebensmut.

„Mein erster Ausflug galt dem Meere, und zwar auf dem nächsten Wege, denn weiter reichten nach Abtragung einiger laufenden Schulden meine Mittel nicht. Wohl hatte ich durch eine harte Schule zu gehen, allein ich war ja schon früh angehalten worden, mich in alle Widerwärtigkeiten zu fügen. Und so ging ich denn aus dieser Schule mit frischerem Mute und leichterem Herzen hervor, als mancher andere, dessen Jugendjahre weiter nichts darbieten, als eine ununterbrochene Reihe verweichlichender Genüsse. Das Weitere kennen Sie. Mit den Jahren wuchs mein Unabhängigkeitssinn, dem ich endlich mein Hiersein verdanke. Wenn ich aber vorhin bemerkte, daß ich für ein stilles Familienleben ebensowenig geschaffen sei, wie die ewig abenteuernden Wölfe da drüben, so haben Sie jetzt die Erklärung dafür. Die Proben von Familienleben, die ich kennen lernte, waren nicht der Art, daß sie eine große Anziehungskraft für mich besessen hätten."

„Es liegt Sinn in Ihren Folgerungen," bemerkte Roupideau, sobald Wenzel schwieg, „allein beschwören möchte ich nicht, daß Sie Ihren ausgesprochenen Grundsätzen treu bleiben."

„Ich selber möcht's nicht beschwören," lachte Wenzel, „denn wer bürgt dafür, daß ich nicht eines Tages Ihrem Beispiel folge und mit einer braunen Oglala-Schönen mich verheirate."

„Überlegen Sie das wohl," versetzte Roupideau ernster, „bei einem Manne von Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten gehört zu einem solchen Schritt doch eine größere Entsagung,



„Berge von Schnee fliegen herüber!“ rief das seltsame Weib in gebrochenem Englisch von seinem hohen Standpunkt herab. (S. 31.)

als bei jemand, der fast noch in den Kinderschuhen sich schon mit den Wildnissen befreundete und sich schließlich nirgend wohler fühlt, als gerade in der Wildnis."

Sie waren vor einer tiefen Schlucht mit schroffen, stellenweise dicht bewaldeten Uferabhängen eingetroffen, und der gewundene, auch auf Fuhrwerk berechnete Weg hinderte die beiden Jagdgenossen, ihr Gespräch fortzusetzen. Hintereinander gingen sie, jeder sein schwerbeladenes Pferd sorgfältig lenkend und ihm nach besten Kräften das Hinabsteigen erleichternd.

Als sie wieder festeren Fuß gewonnen hatten, war das letzte Himmelsblau längst entschwunden. Die Sonne war noch nicht untergegangen, aber ihre Wirkung wurde durch den schweren bleigrauen Schleier beeinträchtigt, der ringsum niederhing. In heftigeren Stößen schnob der Wind durch die Talmulde, um mit dumpfem Brausen in die südlichen Schluchten einzudringen.

„Das wird eine böse Nacht," bemerkte Roupideau, indem sie nach kurzer Rast sich um einen wunderlich geformten breiten Mergelpfeiler herum den hoch aufstrebenden Bluffs zu in Bewegung setzten, „eine sehr böse Nacht; ich bedauere das arme Getier, und mehr noch jeden Menschen, dem es nicht gelingt, vor Einbruch der Dunkelheit ein geschütztes Plätzchen zu gewinnen."

Bevor Wenzel antwortete, scheute sein Pferd, und als er sich nach der Ursache umsah, gewahrte er einen eisengrauen, indianisch gesattelten Mustang, der zwischen dem buschigen Stirnhaar hervor mit seinen wild funkelnden Augen die beiden Jäger mißtrauisch betrachtete.

Sein Pferd beruhigte sich indessen sogleich wieder, und bevor sie ihren Weg fortsetzten, fragte er überrascht:

„Wen haben wir denn da? Wo sich ein gesatteltes Pferd befindet, dürfte doch auch der Reiter nicht allzuweit sein."

„Sacre dieu," versetzte Roupideau nicht minder überrascht, sich dem Mustang zukehrend, „hat die alte Hexe sich wieder eingefunden? War mir doch, als sah ich schon gestern ihren Satan von Pony; sie wird wohl bei uns überwintern

wollen. Keine angenehme Zugabe, das alte Medizinweib. allein 's ist Lilacs Großmutter, und da muß ich Nachsicht üben."

„Lilacs Großmutter?" fragte Wenzel verwundert; er wollte noch etwas hinzufügen, als von dem etwa achtzehn Fuß hohen Pfeiler eine rauhe Stimme niederschallte, und emporschauend gewahrte er eine Indianerin, die zum Schutz gegen die Kälte eine weich gegerbte Büffelhaut so um ihren Körper geschlungen hatte, daß nur ein kleiner Teil ihres gerunzelten braunen Gesichtes mit den großen schwarzen Augen zwischen dem wolligen Pelzwerk hervorlugte.

„Berge von Schnee fliegen herüber!" rief das seltsame Weib von seinem hohen Standpunkte in gebrochenem Englisch nieder: „verkriche mein Freund Roupideau sich hinter die Wände seines Hauses! Nehme er den fremden Jäger mit sich, bevor er im Schnee erstickt."

„Hallo, Rattel!" antwortete Roupideau spöttisch, „'s gehört keine besondere Begabung dazu, derartiges zu prophezeien; wir sehen den Schnee in der Luft schweben, und daß es sich draußen weniger gut schläft, als vor 'nem flackernden Kaminfeuer, wissen wir ebenfalls!"

„Mein Freund Roupideau ist sehr weise," versetzte Rattel, unter welchem Namen die alte Geisterseherin weit und breit bekannt war, „er ist sehr weise; die Dakotas lieben ihn; ein Sioux-Mädchen ist seine Frau. Kann er mir sagen, was auf der anderen Seite der Scott-Bluffs vorgeht? Nein, seine Augen sehen nicht soweit am Tage, wie die der alten Rattel bei Nacht. Ich habe schlechte Träume gehabt. Ich sah weiße Menschen mit Schnee in den Augen, mit Schnee in den Ohren, mit Schnee auf der Zunge. Ihre Haut war hart."

„Hol' dich der Henker mit deinen Träumen; sage, wo jemand in Gefahr schwebt, damit wir ihm Hilfe bringen," rief Roupideau nach dem Pfeiler hinauf.

„Will mein Freund selber im Schnee begraben sein?" fragte Rattel, und den hageren Arm zwischen den Falten ihrer Umhüllung hervorschiebend, schwang sie ihn wild im

Kreise; „was kümmern ihn fremde Menschen? Ich soll sie ihm zeigen? Kann mein Freund den Pic von Laramie besuchen, wenn er ihn im Traum sieht? Nein! Was weiß ich's, wo der Schnee die Fremden zudeckt!"

„Ein wahres Wort, Rattel," sagte Roupideau lachend, „Träume sind nicht mehr wert, als der Rauch über einem gutem Lagerfeuer. Weißt du mir nichts Besseres mitzuteilen, so kannst du nicht erwarten, daß ich große Zuversicht in deine Kunde setzte. Aber ich freue mich, daß du wieder da bist samt deinem Satan von Mustang. Komm ins Fort; meine Frau hat nicht vergessen, daß sie eine Oglala-Sioux, ebensowenig Lilac; Sie werden dir zu essen und zu trinken geben, was dir mundet; auch eine Schlafstelle, wenn dir darum zu tun ist."

„Die alte Rattel gebraucht keine Schlafstelle," antwortete das Weib geringschätzig, „sie hat noch nie im Hause eines Weißen geschlafen. Sie schläft da, wohin die Geister ihren Weg finden."

„Gut, Rattel," gab Roupideau zurück, „so bette dich, wo's dir am besten gefällt, und leidest du Not, so weißt du mich zu finden," und ohne eine Erwiderung abzuwarten, schlug er mit Wenzel die Richtung nach dem Fort ein.

„Ein tolles Weib," nahm er seine Unterhaltung mit dem Gefährten wieder auf, „ihr verstorbener Eheherr war ein berühmter Medizinmann und Zauberer, und ihm scheint sie mancherlei Künste abgelauscht zu haben. Man verehrt und fürchtet sie unter den Sioux jetzt ebensosehr, wie einst ihren Gemahl, dessen Zauberapparate sie erbte. Ihr einziger Verdruß ist, daß die Weißen ihren Prophezeiungen keinen Glauben beimessen. Und doch bin ich oft genug gezwungen, ihren Schrullen Rechnung zu tragen, um nicht das Vertrauen ihrer Stammesgenossen zu verlieren."

„So treffen ihre Weissagungen zuweilen ein?" fragte Wenzel lebhaft.

„Alle," gab Roupideau zu, „denn sie ist schlau genug, nur solche Kundgebungen ihrer Traumgeister zu offenbaren, von deren Verwirklichung sie im voraus überzeugt sein darf."

„Dann müßten wir ihren Mitteilungen immerhin einigen Wert beilegen."

„Keinen zu hohen. Möglich ist's, daß sie von irgendeiner Höhe aus mit ihren scharfen Augen Menschen in der Ebene entdeckte — und ihr bissiger Satansgaul, ebenfalls ein Erbstück ihres Mannes, klettert wie eine Ziege nach den hervorragendsten Bergzacken hinauf, — allein wie schon mehrfach, wird auch diesmal ihre Prophezeiung darauf hinauslaufen, daß zwischen hier und dem Missouri eine Reisegesellschaft verschüttet wurde, und wer's nicht glaubt, mag hingehen und sich überzeugen."

„Hoffentlich verhält es sich so," bemerkte Wenzel, „ich für meine Person möchte wenigstens diesen Glauben festhalten, um mit desto größerem Behagen mich der Rast im Fort hinzugeben."

„Und ich denke nicht daran, Ihren Glauben zu erschüttern, am allerwenigsten auf Grund des sinnlosen Geschwätzes einer indianischen Prophetin," erklärte Roupideau, „aber hier," und er streckte seinen Arm vor Wenzel hin, „da liegt das erste Schneeflöckchen. Sehen Sie die kleinen Sterne, wie zierlich sie einander die Hände reichen. Noch geht's da oben friedlich zu; allein bevor zwei Stunden verronnen sind, suchen Sie vergeblich nach den Sternchen. In Staub haben sie sich verwandelt, in Staub so scharf und spitz, daß, wenn Sie Ihr Gesicht dem Winde zukehren, Sie meinen, mit englischen Nähnadeln beschossen zu werden."

„Und da ist unser Fort," versetzte Wenzel heiter, „hei, wie die Schornsteine rauchen und qualmen, und wie der Wind die weißen Wölkchen zerreißt und in die Schlucht hinabdrückt. Man muß in den Kaminen tüchtige Blöcke übereinander geschichtet haben. Verdammt, Freund Roupideau, ich tausche mit keinem König! — Wie die Flocken häufiger fallen, 's wird in der Tat Zeit, daß wir unter Dach kommen."

Durch die Pferde gedrängt, beschleunigten sie ihre Schritte. In der Entfernung von etwa dreihundert Meter

vor ihnen lag das Fort. Es bestand aus einer Anzahl zusammenhängender Blockhütten mit flachen Dächern, die auf drei Seiten einen länglich viereckigen Hofraum einschlossen. Seitwärts von dem Fort, zwischen diesem und der tiefen, wasserhaltigen Schlucht, wo sie den abirrenden Windstößen am wenigsten ausgesetzt waren, erhoben sich mehrere indianische Lederzelte. Auch sie sandten durch ihre offenen Spitzen Rauchsäulen ins Freie. Bei der zunehmenden Kälte und dem hereinbrechenden Abend trugen sie dazu bei, das Einladende der westlichen Heimstätte und deren näherer Umgebung zu erhöhen. Vereinzelte Gestalten bewegten sich auf dem Hofe umher. Männer, eingehüllt in Bisonhäute und farbige Decken, und andere, die das lederne Jagdhemd oder den Rock von rauhem Deckenstoff um die Hüften zusammengeschnürt hatten, gingen mit der dem fernen Westen eigentümlichen Gemächlichkeit ab und zu. Beim Anblick der beiden Jäger schritten die meisten nach dem die Flügel des Forts verbindenden Hauptgebäude, der Wohnung Roupideaus hinüber, wo sie mit jenen zusammentrafen. Es war eine bunte Versammlung von Indianern, Halbindianern und braunen Weibern, untermischt mit einigen weißen Jägern. Bald an diesen, bald an jenen richteten Roupideau und Wenzel begrüßende Worte. Die Aufmerksamkeit aller war der Jagdbeute zugewendet; es beachtete daher niemand, daß ein schlank gewachsener Sioux mit goldgelb gefärbtem Gesicht und bekleidet mit einer wunderlich bemalten Büffelhaut, sich dicht neben Wenzel hindrängte, dann aber einen unbewachten Augenblick erspähte, sein Messer hervorzog und mit gewandtem Schnitt einige Lederfransen von dessen Jagdrock trennte. In der nächsten Minute verließ er das Gedränge und bald darauf sah man ihn vom Hofe hinunterschreiten, in der Richtung, in der die alte Rattel, trotz des wachsenden Sturmes, noch immer auf ihrem Pfeiler thronte.

Das Gemach, in das Roupideau und sein Gast über einen engen Hausflur eintraten, war niedrig, aber ziemlich geräumig. Die Wände boten denselben Anblick, wie auf der Außenseite: Schwere, knorrige Tannenstämme übereinander

geschichtet, und die Fugen dazwischen mit Lehm und festen Rasenstücken ausgefüllt. Der Fußboden bestand aus festgestampfter Lehmerde. Licht erhielt der Raum nur durch ein kleines Fenster auf der Hofseite. Die zur Verteidigung in die Außenwände geschnittenen Schießscharten hatte man verstopft. Möbel waren nicht vorhanden; statt deren lagen in Pakete zusammengeschnürte Wildhäute umher, lose Bisondecken und

Bärenpelze, die jedem zu Diensten standen, der sich eine Schlafstätte einzurichten wünschte. Der Kamin, in einfachster Weise aus Feldsteinen errichtet, nahm die Hälfte der einen Wand ein. In ihm brannte ein mächtiges Feuer, das den niedrigen Raum bis in die äußersten Winkel reichlich durchwärmte. Vor ihm kauerte eine ältere Indianerin, Roupideaus Frau, mit dem Backen von Maiskuchen und Rösten frischen Wildfleisches beschäftigt. In einem großen

eisernen Kessel siedete der allen Mahlzeiten beizufügende Kaffee. Neben Roupideaus Frau kniete eine junge Indianerin, trotz der dunkeln Hautfarbe ein Mädchen von auffallender Schönheit. Fast in grelles Scharlachrot gekleidet und mit dem lang niederwallenden schwarzen Haar schien sie einem Zaubermärchen entlehnt zu sein, so freundlich kontrastierte sie zu ihrer düsteren Umgebung. Mehrere Eingeborene, an dem bis zur Erde niederreichenden feuerfarbigen Schurz als Sioux erkennbar, kauerten etwas weiter zurück, ihren langen, seltsam verzierten Pfeifen bläuliche Rauchwolken entlockend. Mit den nackten sehnigen Oberkörpern und den zu beiden Seiten der wild bemalten Gesichter niederfallenden Haarflechten belebten sie charakteristisch den höhlenähnlichen Raum.

Als Roupideau und Wenzel eintraten, erhob sich ein junger Bursche, um ersterem die Jagdgerätschaften abzunehmen. Auch die junge Indianerin richtete sich mit einer natürlichen Würde, welche keine Übereilung gestattete, empor, um Wenzel ähnlich zu bedienen, und jetzt erst gelangten die ihr von der Natur verliehenen Reize in vollem Maße zur Geltung. Für eine Eingeborene war sie hochgewachsen, dagegen schlank wie eine junge Tanne der umliegenden Bluffs. Schüchternheit und Gefälligkeit, namentlich Männern gegenüber, liegen im Wesen fast jeder jungen Indianerin. Es ist eine natürliche Folge des Bewußtseins, mit ihrer Verheiratung in eine Art Sklaverei einzutreten. In der Art aber, in der das schöne Dakota-Mädchen Wenzels Büchse und Kugeltasche in Empfang nahm, offenbarte sich noch nichts von dieser Unterwürfigkeit. Dagegen ruhte auf dem braunen Antlitz und in den großen Sammetaugen eine so liebliche Befangenheit, und in dem schüchternen Lächeln ein so rührender Diensteifer, wie es nur möglich, wenn die angeborene Reinheit des Gemütes noch von keinem zersetzenden und vernichtenden Hauch getrübt wurde. Eine Verwandte von Roupideaus brauner Gattin und die Tochter eines angesehenen Oglala-Kriegers, war die junge Indianerin frühzeitig verwaist und infolgedessen von Roupideau in seinen

Schutz genommen worden. Schweren Arbeiten entzogen, hatte der zarte Körper sich in voller Anmut entwickeln können. Am meisten kam dies ihrer Haltung und ihren Bewegungen zustatten, die man mit denen einer zierlich gebauten Antilope hätte vergleichen mögen. In langjährigem Verkehr mit den Weißen hatte sie sich ausreichende Kenntnis der englischen Sprache angeeignet, um mit Fremden eine Unterhaltung führen zu können, was sie indessen nicht hinderte, zu den angestammten indianischen Bildern und Vergleichen ihre Zuflucht zu nehmen. Als sie vor Wenzel stand und ihm die Jagdtasche abnahm, betrachtete dieser das holde Naturkind mit innigem Ergötzen. Ihre Backenknochen sprangen wohl etwas vor, doch wurde diese Rasseneigentümlichkeit durch die vollen Wangen ausgeglichen, die das tadellose Oval des Antlitzes vervollständigten. Die blaue Flanelljacke, die sie zu tragen pflegte, hatte sie abgelegt; es traten daher die weichen Formen der Oberarme und Schultern frei zutage, während der wenig Falten werfende Rock fast bis zu ihrem Halse hinaufreichte und die übrige anmutige Körperfülle nur ahnen ließ. Ein perlengestickter Gurt schnürte den Rock oberhalb der Hüften zusammen. Nach unten schlossen sich an den Rock rote Gamaschen, die in zierlichen, mit den gefärbten Stacheln des Stachelschweins gestickten Mokassins endigten. Gewohnt, unter den Tauschgütern ihres Beschützers frei zu wählen, hatte sie nichts verabsäumt, was nach ihrer Ansicht dazu beitrug, ihrer Erscheinung erhöhten Glanz zu verleihen. Das Gesicht durch Auftragen von Farben zu entstellen, hatte sie längst verlernt; nur auf der Stirn trug sie noch einen blau tätowierten Punkt, das Zeichen ihrer Abstammung von einem angesehenen Krieger. Dagegen klirrten wohl ein Dutzend blanker Messingschellen an den Seitennähten ihres Rockes, während messingene Ringe ihre Handgelenke und Oberarme schmückten, kleinere Ringe mit Bündeln weißer Porzellanstifte ihre Ohren beschwerten, und aufgereihte Glasperlen in langen, bis tief über den Busen niederfallenden Schnüren ihren Hals wohl zwanzigmal umschlangen.

Die auf der Erde stehende Büchse lehnte in ihrem Arm, als Wenzel seine Hand auf das liebliche Haupt legte und das lange schwarze Haar schmeichelnd von der braunen Stirne zurückstrich.

„Lilac," redete er sie mit dem ihr von den französischen Trappern beigelegten Namen an, „wärst du nicht, so müßte ich mich selbst bedienen; denn bevor einer der Gentlemen dort meinetwegen seine Pfeife zur Seite legte, müßten die ganzen Rocky Mountains sich auf den Kopf stellen."

Lilac schlug die Augen zu Wenzel empor; die Lippen wichen ein wenig von den kleinen prachtvollen Vorderzähnen zurück, und sie lachte herzlich, wenn auch fast geräuschlos.

„Es ist nicht Sitte unter den Kriegern der Stämme der Dakotas, jemand zu bedienen," antwortete sie mit der Zutraulichkeit eines Kindes, „wozu gäbe es Mädchen und Frauen?"

„Recht so, Lilac," rief Roupideau ihr heiter zu, „verteidige deine Stammesgenossen, und wenn jemand deine Entschlossenheit würdigt, so ist's unser Freund."

„Der lange suchen wird, bevor er zum zweitenmal solch freundliche Hände findet, die ihm sein ohnehin träges Leben noch zu erleichtern trachten," fügte Wenzel hinzu.

In Lilacs Augen leuchtete es hell auf. Sie hatte das Kompliment verstanden, und in ihren weichen, hirschledernen Schuhen gleichsam einherschwebend, hing sie Wenzels Jagdgeräte an einen Pflock, worauf sie eine schwarze Bärenhaut in der Nähe des Kamins ausbreitete. Wenzel nahm sofort darauf Platz und griff, gleich dem neben ihm auf einer Büffelhaut liegenden Roupideau, nach Pfeife und Tabak, um rauchend und plaudernd die Fertigstellung der Mahlzeit abzuwarten.

Der Abend war unterdessen vollständig hereingebrochen. Das Zedernholz in dem geräumigen Kamin knisterte und duftete. Polternd schlugen die breiten Flammen in den

engen Schlot hinauf, um im heftigen Zusammenstoß mit der eisigen Luftströmung diese zu besiegen und das Gemach rauchfrei zu erhalten. Die alte Indianerin und Lilac regten sich emsig vor der sengenden Glut. Eigentümlich belebten die kriegerischen Gestalten der Sioux den rot erleuchteten Raum. Roupideau und Wenzel plauderten. Auf den rauhen Wänden tanzten wunderliche Schatten. Die Waffen an den Pflöcken, die Jagdgerätschaften und Kleidungsstücke schienen von dem draußen heulenden Sturm bewegt zu werden, sich mit Gewalt losreißen zu wollen. Von der Schluchtseite des Forts drang dumpfes, taktmäßiges Dröhnen herein. Es ging von einigen Dakota-Kriegern aus, die in einem geschützt stehenden Zelt die Zaubertrommel rührten und gutes Wetter für sich und das Wild herbeisangen. Denn es war eine schreckliche Nacht; eine Nacht, geschaffen zum traulichen Beieinandersitzen am sicheren Ort, aber auch zum Brüten über finsteren Plänen, zu unheimlichen Beschwörungen und sinnverwirrenden Zaubereien.

Auch die alte Rattel, nach einem ihren Hals umschlingenden Schmuck von aneinandergereihten Schwanzenden der Klapperschlange so genannt, schürte das Feuer in ihrem an abgelegenem Ort errichteten Zelt. Bei ihr befand sich Chrainge, derselbe junge Dakota-Krieger, der mit seinem Messer einen Streifen von Wenzels Lederrock trennte. Er war ein Mann, dessen Gliederbau Kraft und ungewöhnliche Gewandtheit verriet. Sein Antlitz mochte wohlgebildet sein, erhielt aber durch die gelbe Farbe, zu der das schwarze Haar und die schwarzen Augen grell kontrastierten, einen überaus wilden Ausdruck. Die Bekleidung hatte er bis auf die Gamaschen und den roten Schurz abgelegt. So kauerte er auf der anderen Seite des Feuers der greisen Rattel gegenüber. Diese prangte in dem langen ledernen Zauberkittel ihres verstorbenen Mannes, der sich durch die wunderlichsten Malereien und Stickereien auszeichnete. Hinter ihr lagen Zauberapparate, ein buntes Gemisch von Gegenständen, dem Tierreich und dem Pflanzenreich entnommen. Zwischen den hageren Händen hielt sie ein mit Spechtschnäbeln ver-

ziertes Stäbchen und den ihr von Chrainge überbrachten Lederstreifen. Sie schien Einwendungen gegen die Wünsche ihres Gastes erhoben zu haben, denn dieser hatte sich ihr zugeneigt, die in dem gelben Antlitz unheimlich funkelnden Augen fest auf sie gerichtet.

„Sollen die Stämme der Dakotas von den Prärien verschwinden, wie der Schnee vor der Sonne?" fragte er, seine Stimme vorsichtig zu einem tiefen Murmeln dämpfend, „sollen ihre Kinder weiß werden, wie die der Menschen, die gekommen sind, den Dakotas ihre Jagdgründe zu rauben? Nein, sie sollen es nicht; Lilac ist die Tochter eines großen Kriegers. Aber ihr Vater ist von ihr gegangen. Er jagt in dem Lande, in dem die Sonne nie untergeht. Sie bedarf eines Mannes, der für sie das Wild von den Prärien hereinholt. Ein Dakota muß sie in sein Wigwam nehmen; sie soll das Weib Chrainges werden."

„Chrainge ist ein Mann," versetzte Rattel eintönig, und wie geistesabwesend starrte sie in das Feuer, „gibt es nicht mehr Weiber unter den Sioux-Stämmen? Chrainge braucht nur zu wählen; jedes Mädchen folgt ihm gern."

„Chrainge ist ein Mann," bestätigte dieser, „aber er hat nur Augen für Lilac. Kann eine Blume leben ohne Tau? Nein. Lilac ist wie der Tau. Mein Herz ist schwach geworden, es bedarf des Taus, damit es sich wieder aufrichte. Rattel ist weise. Sie ist weiser, als andere Menschen. Sie hat gesagt, Lilac soll Chrainges Weib werden. Warum spricht sie heut anders? Gefällt's ihr, daß Lilac nur noch den fremden weißen Jäger kennt?"

Die Greisin senkte einen flüchtigen Blick in des jungen Kriegers Augen, und mit dem Stäbchen gleichsam den Takt dazu schlagend, sprach sie halb singend:

„Ich habe nur eine Zunge. Habe ich gesagt, Lilac wird Chrainges Weib, so ist es gut. Ich riet Chrainge, mir ein Stück von der Bekleidung des weißen Jägers zu bringen, und hier ist es. Ich gebrauche es, um Lilacs Augen zu blenden. Sie soll den weißen Jäger nicht mehr sehen, sie

soll von Chrainge träumen; sein schwaches Herz soll wieder stark werden. Wird Chrainge alles tun, was ich ihm rate?"

„Spricht Rattel, bringe mir die Kopfhaut des Fremden, so verschaffe ich sie ihr," antwortete Chrainge, und seine Stimme erhielt einen eigentümlich feindseligen Ausdruck.

„Damit Lilac sage: ‚Was soll ich mit Chrainge? Seine Hand ist rot von dem Blute eines Freundes Roupideaus?'" erwiderte Rattel überlegend. „Nein, Chrainge soll der Freund des fremden Jägers sein, oder er mag zu den Pawnees wandern und deren Zauber versuchen; der meinige ist eingeschlafen."

„Chrainge wird handeln, wie seine weise Freundin ihm rät," versetzte dieser unterwürfig, „seine beiden besten Pferde gehören ihr, wenn Lilac in sein Zelt einzieht. Chrainge hat Geduld, er kann warten, aber er kann nicht sehen, wenn Lilac zu dem Fremden spricht, wie die Drosseln zueinander im Frühling."

„Es muß so sein," entschied Rattel, und sie schien ihre Worte wieder aus den züngelnden Flammen heraus zu suchen. „Hier ist ein Streifen von dem Rock des Jägers. Ich werde ihn verbrennen, und wie Asche verfliegt Lilacs Sehnsucht nach ihm. Aber es bedarf der Zeit; mein Freund Chrainge muß warten. Richtet er mit einem Schnitt seine Pfeile zu? Nein. Er muß mühsam und geduldig schnitzen, oder er zersplittert das Holz. Soll Lilac in sein Zelt einziehen, so muß er der alten Rattel dienen,

oder der Zauber verdorrt, wie im Herbst die Blätter an den Bäumen."

„Sage meine weise Freundin, was ich tun soll," versetzte der junge Krieger, nunmehr gänzlich dem Einfluß der Greisin untertan. Rattel betrachtete ihn ein Weilchen wie begutachtend. Ein triumphierendes Lächeln spielte dabei um ihre eingefallenen Lippen. Dann zog sie einen ausgehöhlten Holzblock, über den ein Stück Büffelhaut gespannt war, zu sich heran, und ihn samt Schlägel Chrainge darreichend, forderte sie ihn auf, sein eigenes Loblied zu singen und mit dem Dröhnen der Trommel zu begleiten, während sie selbst den Zauber, der ihre Enkelin Wenzel entfremden sollte, vorbereite.

Chrainge klemmte die Trommel zwischen seine Knie. Einige Sekunden schien er nachzusinnen; dann holte er weit aus, und mit einer wahren Wut den Schlägel auf das straffe Fell niedersendend, brach er in ein wildes Geheul aus, das sich allmählich zu einem monotonen Gesang mäßigte. Die Blicke hielt er starr auf Rattels Hände gerichtet, deren eine das Zauberstäbchen im Takte wiegte, während die andere den auf einigen matt glimmenden Kohlen langsam röstenden Lederstreifen drehte und wendete.

Bald lauter, bald leiser ertönte Chrainges Stimme, je nachdem er mit seinem Mut und seiner Gewandtheit prahlte und seiner verstorbenen Verwandten und Freunde gedachte. Unermüdlich schwang er den Schlägel, unermüdlich entwanden die wilden Töne sich seiner Brust. Große Schweißtropfen perlten auf seiner ockerfarbigen Stirn, indem er seine Anstrengungen in demselben Maße verdoppelte, in dem Rattel erhöhte Teilnahme für das von ihr selbst eingeleitete Verfahren verriet. Nicht lange, und sie gesellte ihre heisere Stimme zu der des jungen Kriegers. Während Chrainge fort und fort seinen Mut, seine Geschicklichkeit auf der Jagd und seine Heldentaten pries, sang sie von Geistern, die den Menschen gute Träume zutragen, sang sie von den Tugenden ihres verstorbenen Gatten, die nunmehr auf sie übergegangen seien, und von der Gewalt, die sie besitze, das

Schicksal von Freunden nach ihrem eigenen Gutdünken zu leiten. Dabei drehte und wendete sie fort und fort den zu einer schwarzen Masse zusammengeschrumpften Lederstreifen, und als der endlich zu Asche zerfiel, da streute sie Tannenharz auf die Glut, daß es hoch aufloderte, und Haar von einer wilden Katze und Federn vom schwarzen Specht, daß Chrainge, halb erstickt von dem Duft, seine äußersten Kräfte aufbieten mußte, um in dem wahnwitzigen Gesang nicht abzubrechen, nicht zu stören den Zauber, der von der unheimlichen Alten zwischen ihm und dem schönsten Mädchen aller Dakotastämme gewebt wurde.

Es war eine schauerliche Szene, die greise Prophetin und der kraftvolle junge Mann, wie sie beide mit höheren Gewalten zu spielen meinten, eine schauerliche Musik, die in die sturmdurchtobte Schlucht hinabdrang. Dazu das unheimliche Sausen und Heulen zwischen den knarrenden Tannenwipfeln, das Knistern des Schnees auf den straffen Zeltwänden — es war eine schreckliche Nacht.

Zweites Kapitel.

Die Karawane des Konsuls. Schneesturm und Nacht.

Es war eine schreckliche Nacht, doppelt schrecklich, weil die ersten Anzeichen des losbrechenden Sturmes kaum eine Stunde vorher bemerkbar waren, den auf den Ebenen noch etwa zerstreuten Reisenden und Jägern also nur kurze Zeit blieb, geschützten Stellen zuzueilen, oder sich solche nach besten Kräften zu schaffen.

Der die große Talmulde in den Scott-Bluffs durchschneidende Emigrantenweg führt westlich bis zur halben Höhe des zerklüfteten Hochlandes hinauf, und von dort wieder abwärts in eine, bis nach dem zwei Tagereisen entfernten Fort Laramie, einer Militärstation, sich ausdehnende nackte Ebene.

Zu der Stunde, in der Roupideau und Wenzel heimwärts wanderten, näherte sich von dem Fort Laramie her eine kleine Karawane der Roupideau-Talmulde. Sie bestand aus zwei leichten Wagen mit Lederverdecken, wie solche lange Jahre hindurch, die Postsachen befördernd, zwischen dem Missouri und Kalifornien den Verkehr vermittelten. Aus der Ferne gesehen glichen sie länglichen, auf Rädern ruhenden Kasten. Jeder Wagen war mit sechs Maultieren bespannt, ein Beweis, daß man die Gefahren einer späten Überlandreise nicht unterschätzte und sich daher mit den sichersten und schnellsten Beförderungsmitteln versehen hatte. Außer den Wagenlenkern erblickte man sechs Reiter, die ebensoviele unbelastete Maultiere nachtrieben. Man hatte offenbar darauf gerechnet, unter Zuhilfenahme der ersten Nachtstunden die Talmulde zu erreichen, wo ein unerschöpflicher Vorrat an trockenem Holz und Wasser eine günstige Gelegenheit zum Lagern geboten hätte. Doch man hatte sich getäuscht. Kaum eine Stunde früher, als Roupideau, waren die Reisenden auf die im Nordwesten aufsteigende Dunstschicht aufmerksam geworden, und da auf Meilen im Umkreise keine zugänglichen Höhen und Schluchten Schutz verhießen, so galt es, die äußersten Kräfte daran zu setzen, wenigstens den zerklüfteten Eingang zu der Talmulde zu erreichen. Ein anstrengender Marsch lag also vor Menschen und Tieren. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß zwei Damen im vorderen Wagen Platz nahmen, worauf man die von ihnen bisher gerittenen Tiere der Sättel entledigte und der frei laufenden Herde beigesellte. Dann aber ging es im scharfen Trabe auf dem festen Wege über die von blauen Gebirgszügen eingeschlossene Ebene; willig griffen die eingespannten Tiere aus, willig folgten die freigehenden den Wagen. Weder der Peitsche noch der Sporen bedurfte es auf der glatten Bahn. Die Tiere selbst schienen zu ahnen, was ihnen bevorstand, wenn sie von dem Unwetter im Freien überrascht wurden.

Die Obhut über die Herde war drei rauh aussehenden Männern, an ihrer dunkleren Farbe als Halbindianer und

mexikanische Vaqueros erkennbar, überlassen worden. Wohlbewaffnet mit Büchse und Revolver, begleiteten sie die Karawane als Eskorte und als Diener. Ähnliche Gestalten waren die beiden Männer, die von den Kutscherbänken aus die wohlgeschulten Gespanne lenkten. Dicht neben dem vorderen Wagen ritt ein älterer Herr mit ergrautem Haar und kurz unter der Schere gehaltenem Vollbart. Sein Gesicht, von feinem Schnitt, charakterisierte ein gewisser überlegender Ernst, wie er oft ein Spiegel der während eines langen, ereignisreichen Lebens gesammelten Erfahrungen ist. In seiner Haltung verriet sich jenes ruhige Selbstbewußtsein, das meist in einer durch Glücksgüter gesicherten unabhängigen Lebensstellung seinen Grund findet. Ihm zur Seite hielt sich ein Mann, beinah gleichen Alters, der sogar angesichts des heraufziehenden Unwetters einen sprechenden Ausdruck glücklicher Sorglosigkeit aus seinem verwitterten, von pechschwarzem Haar und Bart eingerahmten Antlitz nicht verlor. Ein kundiges Auge hätte in ihm auf der Stelle einen jener kalifornischen rastlosen, kühnen und kaltblütigen, aber ebenso abergläubischen Viehzüchter erkannt, die, wenn auch im Besitz von Haus, Hof und Herden, doch nicht unterlassen können, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, ihre Kenntnis des Binnenlandes nutzbringend zu verwerten und sich als Führer zu verdingen. Ein dritter Reiter hielt sich auf der anderen Seite des Wagens. Auch er zeichnete sich durch eine gewisse zuversichtliche Haltung aus, die seiner jugendlich schlanken Gestalt noch besonders zustatten kam. Sein Gesicht war frisch und wohlgebildet. Ein sorgfältig gepflegter, noch weicher hellblonder Vollbart erhöhte das Einnehmende der männlichen Erscheinung; dagegen wurde der Ausdruck männlicher Entschlossenheit in seinen schönen blauen Augen durch einen Zug von Hochmut und Trotz beeinträchtigt, der fortgesetzt um die spöttisch emporgekräuselte Oberlippe spielte.

Wohl eine Viertelstunde hatte die Karawane ihren Weg mit unverminderter Hast verfolgt, ohne daß zwischen den Reisenden ein Wort gewechselt worden wäre, als auf der

Seite des alten stattlichen Herrn sich ein Mädchenkopf unter dem emporgerollten Schutzleder hervor aus dem Wagen neigte und zwei lebhafte, dunkelblaue Augen ein Weilchen die Bewegungen der scharftrabenden Maultiere überwachten.

„Es ist unerträglich, hier so eingepfercht zu sitzen," ertönte es endlich von den anmutig aufgeworfenen Lippen, und eine kleine, mit festem Stulphandschuh bekleidete Hand strich das nach vorn gewirrte, dunkelbraune Haar unter den grauen Filzhut zurück, „geradezu unerträglich; denn um die Reise zu beschleunigen, hätte ich, anstatt in diesen Kasten zu klettern, nur meine Reitpeitsche etwas schärfer anzuwenden brauchen, und ich war besser daran."

Der alte Herr kehrte sich dem Mädchen zu und ließ mit unverkennbarem Wohlgefallen, jedoch nicht frei von Besorgnis, seine Blicke auf dem schönen Antlitz ruhen.

„Meine kluge Tochter spricht, ohne zu überlegen," bemerkte er scherzhaft tadelnd; „ein Stündchen möchte ihr die heftige Bewegung noch zugesagt haben; aber wie dann, wenn jede neue Minute Zögerung gefahrbringend gewesen wäre? Und meine kluge Tochter hätte Veranlassung zu einem Aufenthalt von mindestens zehn Minuten gegeben?"

„Droht denn wirklich Gefahr?" fragte die junge Reisende, und sich weiter aus dem Wagen lehnend, suchte sie eine flüchtige Aussicht auf den nordwestlichen Himmel zu gewinnen; „ich dächte, den Nebelstreifen da hinten brauchte eine wohlausgerüstete Gesellschaft nicht zu fürchten."

„So frage unseren Freund Hilldown," entgegnete der alte Herr, „er kennt den Himmel und seine Bedeutung in dieser Gegend besser als ich, der ich schwerlich viel wetterkundiger bin, als meine übermütige Stephanie."

Stephanie säumte ein Weilchen und lauschte verstohlen nach der anderen Seite des Wagens hinüber.

„Was ist Ihre Ansicht, Mr. Hilldown?" fragte sie darauf den Kalifornier.

„Meine Ansicht, Miß Eichwerder?" fragte dieser zurück. „Bei der ewigen Versöhnung, die kann nur sein, daß ich

wünsche, Sie möchten morgen um diese Zeit ebenso sorglos von dem Nebelstreifen plaudern, wie heute."

Stephanie preßte die Lippen flüchtig aufeinander, lauschte wieder einige Sekunden aufmerksam, während ihre Blicke an dem ernsten Profil ihres Vaters hingen, und ihre Sorglosigkeit kehrte zurück.

„Mr. Hilldown," hob sie lachend an, „müssen Sie durchaus die Rolle eines Unglücksraben spielen, so entziehe ich Ihnen meine Freundschaft. Und Sie wollen ein Mann sein, sogar ein Kalifornier? Ist es denn gar so böse, während eines Schneesturmes auf einige Stunden etwas dichter zusammenzurücken?"

Hilldown betrachtete ein Weilchen das schöne Antlitz, das die zunehmende Kälte frisch gerötet hatte, dann rief er unter herzlichem Lachen aus:

„Das nenne ich männlichen Mut! Möge er nur recht lange aushalten. Und mit dem Zusammenrücken — nun ja, 's ist 'ne verdammt feine Erfindung, Miß Stephanie; allein ich habe nach 'nem achttägigen Schneesturm Menschen gefunden, die so eng zusammengerückt waren, daß wir unsere liebe Not hatten, sie wieder auseinander zu bringen und ihnen 'ne bequeme Lage in der Erde zu geben."

Eichwerder blickte seitwärts über die Ebene, um zu verheimlichen, wie peinlich ihn die Worte des rauhen Kalifornier berührten. Stephanie mochte ahnen, was ihn bewegte, denn auch sie erschrak bei dem Bilde, das da sorglos mit dürren Worten vor ihr entrollt wurde. Sie bezwang sich indessen, und einen heiteren Ton erzwingend, fuhr sie fort:

„Wenn meine Schwester das hörte, möchte sie Ihnen zürnen, weil Sie darauf auszugehen scheinen, uns die Laune zu verderben. Glücklicherweise fesselt Vetter Ranndal durch seine Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit."

„Wird schwerlich eine sehr lebhafte Unterhaltung sein," versetzte Hilldown grinsend, „denn es gehören schon lustige Augen dazu, wie die Ihrigen, und nachdenkliche, wie die Ihrer Schwester, um überhaupt zu sprechen, während die

trabenden Tiere einem die Worte förmlich aus der Kehle herausstoßen."

„Was so viel heißen soll, wie: Miß Stephanie, lassen Sie mich ungeschoren," spottete diese mutwillig; „gut, warum drangen Sie darauf, daß ich in den Wagen hinein mußte! Ritte ich an Ihrer Seite, so kämpfte ich mit denselben Schwierigkeiten, und Sie hätten Ruhe."

Hilldown warf einen freundlichen Blick auf Stephanie. Abgehärtet, wie er war, schien doch Besorgnis in seine Seele einzuziehen. Flüchtig spähte er rückwärts auf die schnell höher steigende Dunstschicht. Dann ritt er im Galopp an den sechs eingespannten Maultieren vorbei, und den zusammengerollten Lasso schwingend, ließ er ihn klatschend auf jedes Paar niedersinken. Wie als Antwort darauf knallte der Kutscher einige Male mit der Peitsche, und weiter griff das Gespann so flink aus, so daß einzelne Tiere nur im Galopp zu folgen vermochten. —

Während Stephaniens Unterhaltung mit ihrem Vater und dem Kalifornier, hatte ihre Schwester Agathe auf der anderen Seite des Wagens sich ihrem Vetter Moritz von Ranndal zugekehrt. Sinnend betrachtete sie den jungen Mann, wie er anscheinend mißmutig im Sattel saß und dabei sein Maultier lenkte, als hätte es in der Welt keine Gefahren gegeben, die zu besiegen ihm mehr Mühe verursachte, als seinen jugendlichen Schnurrbart emporzudrehen, oder während des scharfen Rittes mit der einen Hand den Hut vom Haupte zu entfernen und mit der anderen sein flatterndes dunkelblondes Haar gemächlich zu ordnen.

„Vetter Ranndal," redete sie ihn nach einer längeren Pause in deutscher Sprache an, und ihre sanften blauen Augen schauten besorgnisvoll, „glauben auch Sie, daß unsere Eile gerechtfertigt ist?"

Ranndal warf sich im Sattel herum; der Ausdruck des Verdrusses schwand von seinen Zügen und übermütig lachend blickte er in das zarte Antlitz seiner blondlockigen Verwandten.

„Vom Standpunkte eines übermäßig vorsichtigen

Führers aus mag es geboten erscheinen, die Tiere bis zum Stürzen anzutreiben," antwortete er hochfahrend, „ich für meine Person dagegen denke anders darüber. Pah! Was bedeutet ein Schneesturm für uns, die wir im Besitze von so vielen Decken und Pelzen sind, daß wir der ganzen Kälte des Nordpols Trotz zu bieten vermöchten? Ich heiße eine Abwechselung sogar willkommen, und doppelt, wenn wir in eine wirklich unbequeme Lage geraten. Ihnen, liebe Agathe, gönn' ich's natürlich nicht, allein Ihrer Schwester kann es nicht schaden, wenn sie recht eindringlich daran erinnert wird, daß es, abgesehen von unseren verwandtschaftlichen Beziehungen, für die Mitglieder einer die Wildnisse kreuzenden Gesellschaft ratsamer ist, sich enger aneinander anzuschließen, als durch boshafte Bemerkungen anderen die Laune zu verderben."

„Nichts weniger als Gehässigkeit liegt in Stephaniens Charakter," warf Agathe freundlich ein. „Läßt sie aber zuweilen ihrem Mutwillen die Zügel schießen, wer möchte ihr das verargen? Sie beruft sich darauf, daß gerade die Wildnis der am wenigsten geeignete Ort zu Schmeicheleien ist, und daß Sie es an solchen nicht fehlen lassen — ich dächte, Sie wüßten das am besten."

Ranndal zuckte die Achseln.

„Sie soll nicht mehr über zu große Zuvorkommenheit von meiner Seite klagen," versetzte er darauf nachtragend.

„So habe ich Ihre Gesellschaft auf dieser Seite des Wagens Ihrem neuen Zerwürfnis mit Stephanie zu verdanken?“ fragte Agathe mit einem Anfluge von Spott, der indessen durch ein ihr eigentümliches süßes Lächeln gemildert wurde.

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete Rannbal lebhaft, aber er sah in eine andere Richtung, um den Blicken aus den freundlichen blauen Augen nicht zu begegnen; „erklärlich wäre es allerdings, fühlte ich mich in demselben Grade mehr zu der einen Schwester hingezogen, in dem ich von der anderen unzweifelhaft abgestoßen werde.“

„Nie kann eine derartige Bezeichnung auf Stephanie Anwendung finden,“ verteidigte Agathe wiederum die Schwester. „Zeigt sie sich im Verkehr mit Ihnen zuweilen weniger freundlich aufgelegt, so ist das, wie auch das heutige Zerwürfnis, auf jene Stunde zurückzuführen, in der Sie jemand, dem wir uns zu Dank verpflichtet fühlten, in beleidigender Weise abzufertigen suchten.“

„Ewig dieser Fremde,“ versetzte Rannbal beinah feindselig; „er ahnte damals schwerlich, daß er zu der hohen Ehre auserkoren sei, eine so bedeutende Rolle bei uns zu spielen! Wie manche bittere Stunde verdanken wir ihm!“

„Hätten Sie ein einziges Wort der Erklärung an Stephanie gerichtet,“ entgegnete Agathe versöhnlich, „Ihre harte Begegnung wohl gar als übereilt hingestellt, ich bin überzeugt, es wäre alles längst vergessen.“

„Wohl gar um Verzeihung gebeten, weil ich den unverschämten Abenteurer in seine Schranken zurückwies?“ fuhr Rannbal leidenschaftlich auf.

„Das nicht,“ antwortete Agathe sanft verweisend, „allein eine Erklärung waren Sie meiner Schwester schuldig, zumal sie in gerechtfertigtem Unwillen ihr Mißfallen zu verstehen gab. Und im Grunde traf die Beleidigung uns peinlicher, als jenen Fremden.“

„Mit anderen Worten, sie glaubte mich für eine Handlung strafen zu dürfen, zu der ich als ihr Verwandter in Abwesenheit des Vaters sogar verpflichtet war.“

„Wähnen Sie, daß Ihr damaliges Benehmen meinen Beifall fand?“ fragte Agathe mit besorgtem Seitenblick auf Stephanie, „oder daß es mir schmeichelte, Sie einem Fremden gegenüber auftreten zu sehen, als ob wir nicht allein Ihrer Beaufsichtigung unterstellt gewesen wären, sondern sogar ein Unrecht begangen hätten?“

„Bisher äußerten Sie nie Ihr Mißfallen,“ meinte Randal sarkastisch, „und ich bin überzeugt, es wäre alles spurlos an Ihnen vorübergegangen, hätte Stephanie nicht für gut befunden, die Sache auf die Spitze zu treiben.“

„Sie beurteilen mich falsch, Vetter,“ gab Agathe schnell zurück, „ich schwieg nur, weil ich den Frieden zu erhalten wünschte.“

„Gut, liebe Agathe, so wäre es jetzt wohl an Ihnen, Stephanie in versöhnlichem Sinne zu beeinflussen. O, es ist unglaublich,“ und leidenschaftlich drückte er seinem Tier die Sporen in die Weichen, daß es einen Satz nach vorn nahm, dann aber, dem straffen Zügel Folge gebend, wieder in den langen Trab verfiel, „mehr als acht Wochen sind seit jenem Tage verstrichen, und immer wieder werden die alten Geschichten hervorgesucht. Es ist unglaublich! Ein schäbiger Reisender, ein abgedankter Seemann, Soldat oder sonstiger abenteuernder Müßiggänger, von zwei Damen um den Weg befragt, drängt sich diesen als Begleiter auf und knüpft eine Unterhaltung mit ihnen an, als hätte man sich gleichberechtigt in einem Salon befunden. Mich wundert, daß er ihnen nicht den Arm bot. Hahaha! Ein schönes Bild, die Töchter des Herrn Konsul Eichwerder in den Straßen von San Franzisko Arm in Arm mit einem schäbigen Vagabunden, Spieler —“

„Nicht weiter in diesem Sinne,“ fiel Agathe ernster ein, „nein, nicht weiter, wenn Sie nicht wünschen, die Unterhaltung abgebrochen zu sehen. Jener Fremde war nichts weniger als ein Vagabund und Spieler, und das zu beurteilen, darf den Töchtern des Konsul Eichwerder wohl zugetraut werden. Er verriet sogar einen hohen Grad gesellschaftlicher Bildung und scharf unterscheidenden Verstand.

Wäre es anders gewesen, so würden wir selbst Mittel gekannt haben, uns seiner zu entledigen. Das aber scheinen Sie zu bezweifeln, und gerade darin liegt für Stephanie — von mir will ich nicht sprechen — das Verletzende."

„Nun, sie hat sich dafür auf der Stelle gerächt, daß ich unterließ, einen fremden Abenteurer wie einen Gentleman zu behandeln, und rächt sich noch alle Tage."

„Das Gefühl der Rache ist Stephanie fremd," versetzte Agathe ruhig, „aber sie glaubte, dem fremden Gentleman eine Art Entschädigung für die ihm gewordene Beleidigung schuldig zu sein. Leider erfuhren wir nicht seinen Namen —"

„Ein feiner Gentleman," fiel Ranndal lachend ein, „begleitet zwei junge Damen stundenlang, ohne es für nötig zu halten, sich ihnen in aller Form vorzustellen! Aber ich sehe, meine beiden schönen Cousinen haben sich vorgenommen, diesen Fremden, oder vielmehr die Erinnerung an ihn, als eine Art Geißel gegen mich zu benutzen, und ich gebe es daher auf, sie von dem Irrigen ihrer Ansichten zu überzeugen."

In diesem Augenblick ritt Hilldown, seinen Lasso schwingend, neben das Gespann hin; dann hinderten die beschleunigten Bewegungen der Tiere die fernere Aussprache mit den in dem Wagen Sitzenden.

„Ich hörte alles," sagte Stephanie alsbald erregt zu ihrer Schwester, „kaum ein Wort ging mir verloren. Fast wünsche ich, wir hätten den Seeweg über Panama eingeschlagen. Auf Schiffen ist es doch leichter möglich, sich einer Gesellschaft, die lästig zu werden droht, einmal zeitweise zu entziehen."

„Aber die schrecklichen Äquinoctialstürme," versetzte Agathe, „ich danke Gott, festen Boden unter den Füßen zu haben, und bedaure nur, die Fahrt über den Atlantischen Ozean nicht ebenfalls umgehen zu können."

„Um den Preis, endlich wieder einmal eine dauernde Heimat zu besitzen, darf die Seereise uns nicht schwer werden," bemerkte Stephanie, und flüchtig blickte sie zu Ranndal hinüber, „denn das Ausland habe ich recht herzlich satt.

Es war überhaupt eine herbe Fügung, daß wir schon im Kindesalter mit in die Welt hinaus mußten. Zu vieren verließen wir Deutschland, und zu dreien kehren wir nach dort zurück. Der Gedanke an unsere arme Mutter, die so einsam in ferner, fremder Erde schläft, ist das einzige, was einen trüben Schatten auf die Heimreise wirft."

„Hätte der Vater nicht mit so viel Liebe an ihrem Grabe gehangen, so wäre sein Plan, das Konsulat niederzulegen und nach Europa überzusiedeln, schon vor Jahren zur Ausführung gelangt," spann Agathe das Gespräch wehmütig weiter.

„Auch jetzt hätte er sich noch nicht zu der Reise entschlossen, wären nicht schwerwiegende Gründe in die Wagschale gefallen," erklärte Stephanie träumerisch.

„Schwerwiegend müssen sie sein, daß er den Aufbruch nicht bis zu einer günstigeren Jahreszeit verschob."

„Die Gründe selbst ahnst du nicht?"

„Ich weiß nur, daß sie von dem Augenblick an in Kraft traten, in dem er, einen eben von Europa empfangenen Brief in der Hand, uns fragte, wie wir über die Rückkehr nach Deutschland dächten. Die Freude, mit der wir diese Aussicht begrüßten, schien seine letzten Bedenken zu verscheuchen. Vielleicht eine Erbschaft."

„Davon hätte er zu uns gesprochen," meinte Stephanie, „außerdem wüßte ich nicht, wen wir beerben sollten. Um sich zur Ruhe zu setzen, hätte er überhaupt nicht auf eine Erbschaft zu warten brauchen. Lebt er doch in Verhältnissen, die ihm an jedem Punkte der Welt völlige Unabhängigkeit sichern; und darüber kann nie Zweifel walten, daß schon mehr als gewöhnlicher Wohlstand dazu gehört, von dem Posttrain abzusehen und sich auf eigene Hand zur Überlandreise auszurüsten."

„Es geschah nur unsertwegen," versetzte Agathe mit einem innigen Blick auf Eichwerder, der neben Hilldown beständig in gleicher Höhe mit dem Wagen ritt und zuweilen besorgte Blicke rückwärts sandte, „gewiß, unsertwegen allein;

denn er und Ranndal hätten die Unbequemlichkeiten einer Postreise sicher nicht gescheut."

„Er noch weniger, als Ranndal," erklärte Stephanie scharf, „denn unserem Herrn Vetter kann eine gewisse Neigung zur Gemächlichkeit nicht abgesprochen werden."

„Aber auch nicht eine recht aufrichtige Anhänglichkeit an unsere Familie," fügte Agathe offenbar in der Absicht hinzu, ihre Schwester versöhnlicher zu stimmen.

„Wer weiß, ob diese Anhänglichkeit frei von Egoismus ist," wendete Stephanie gleichmütig ein, obwohl in ihren Wangen ein sich schnell verflüchtigendes Rot aufglühte; „er ist zu hochmütig, als daß man ihm viel milde Gesinnungen zutrauen dürfte." Sie warf die Lippen spöttisch empor und fuhr fort: „Zuweilen ruft es sogar den Eindruck hervor, als suchte er seine adlige Abstammung zur Geltung zu bringen. Nun, seit dem Augenblick, in dem er dem uns völlig Unbekannten mit einer so ausgesuchten Nichtachtung begegnete, habe ich einen anderen Begriff von ihm gewonnen."

„Deute sein unbedachtsames Auftreten als Eifersucht, und du wirst dich der unangenehmen Eindrücke leichter erwehren," bemerkte Agathe scherzhaft.

„Nun ja, ich bekenne offen, er gefiel mir, sogar besser, als unser anmaßender Herr Vetter; und daß er dir nicht mißfiel — nun, Agathe, die freundliche, fast ängstliche Teilnahme, die ich damals in deinen Zügen entdeckte, kannst du nicht ableugnen."

Agathe lachte hell und melodisch.

„Was du von dir eingestehst," sprach sie unbefangen, „brauche ich von mir nicht abzuleugnen; wunderbar erscheint mir dagegen, daß wir uns so eifrig mit jemand beschäftigen, der in eine kaum andere Beziehung zu uns trat, als irgendeine beliebige und unbekannte Gestalt, die sich in einen Traum eindrängt."

„Durchaus nicht wunderbar," erwiderte Stephanie ungeduldig, „im Gegenteil, sehr natürlich. Wie lange hätten wir ihn vergessen, und zwar schon in der ersten Viertelstunde nach seinem Scheiden vergessen gehabt, wäre der Herr Vetter

nicht so eifrig bemüht gewesen, sein Bild in unserer Erinnerung lebendig zu halten."

Plötzlich stockte die Unterhaltung, und die beiden Schwestern hüllten sich fester in ihre Mäntel ein. Die Sonne war ganz in die Dunstmauer hinabgetaucht und kleidete die kurz zuvor noch durch Licht und Schatten belebten fernen Höhen in eine graue Eintönigkeit.

„Jetzt wird die Sache ernst," drang Hilldowns Stimme in den Wagen hinein, „langsam da vorne! 'n vier- bis fünfhundert Ellen im Schritt, damit die Tiere verschnaufen; dann aber vorwärts, als müßten sie heute noch alle stürzen!"

Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Die Gelegenheit der langsameren Bewegung benutzte Eichwerder, dicht an den Wagen heranzureiten.

„Keine sehr erfreulichen Aussichten," sprach er, seine Unruhe hinter zärtliches Lächeln verbergend, zu seinen Töchtern, „wir werden gegen Kälte und Schnee zu kämpfen haben. Laßt nur rechtzeitig auf der Windseite die Schutzleder nieder und haltet eure Pelze bereit. Aber ängstigt euch nicht, wenn unsere Fahrt allmählich den Charakter einer wilden Flucht annimmt. Wir müssen das äußerste aufbieten, den Tieren Schutz zu verschaffen. Für das übrige bürgt Hilldown mit seinen reichen Erfahrungen."

„Wie viel Zeit gebrauchen wir, um die Schluchten zu erreichen?" fragte Stephanie ernst.

„Eine Stunde mindestens," antwortete Hilldown, der nicht gewohnt war, irgendwelche mißliche Aussichten, um andere zu trösten, bedachtsam zu umhüllen, „hoffentlich halten Tiere und Wetter so lange aus; oder ich bürge trotz meiner Erfahrungen für nichts!"

„Haben Sie gehört, Vetter?" rief Stephanie, ihre erwachenden Besorgnisse verheimlichend, nach der anderen Seite des Wagens hinüber, „wir geraten möglicherweise in eine Lage, in der der Mensch nicht nach seiner äußeren Hülle abgeschätzt wird, sondern nach seinem geistigen und körperlichen Wert!"

Raundal zuckte die Achseln.

„Schade, daß unser Zankapfel, der schäbige kalifornische Abenteurer, nicht zur Hand, um zu zeigen, wie viel er wert ist," sprach er gereizt.

„Nun, Vetter, eines Platzes zwischen uns beiden hier im Wagen würde er auf alle Fälle wert sein," gab Stephanie trotz Agathens flehentlicher Gebärde scharf zurück. Sie wollte noch etwas hinzufügen, als Hilldowns Stimme erschallte, indem er die Leute ermunterte, zusammenzubleiben und die Tiere nicht zu schonen. „Und nun vorwärts!" schloß er, „vorwärts, bei der ewigen Versöhnung, als ob 'n Präriebrand den Gespannen die Hufhaare sengte!"

Die Peitschen knallten, begleitet von lauten Zurufen; fester lehnten die flinken Tiere sich in die Geschirre; das eine und das andere verfiel in Galopp, doch nur einige Minuten, und alle hatten gleichsam Tritt gefaßt zum schnell fördernden, lang gestreckten Trabe. Erreichte man glücklich die nächsten Höhen und damit die ersten bewaldeten Schluchten, so durfte die Hauptgefahr als abgewendet betrachtet werden. Das wußten die Menschen, das verriet den Tieren der Instinkt, und alles strebte nach vorn, achtete nicht der aus der tollen Fahrt hervorgehenden Beschwerden, nicht der zunehmenden Kälte, nicht des unter den flüchtigen Hufen und den Rädern emporwirbelnden Staubes. Vorwärts ging es mit ungebrochenem Willen, mit ungeschwächter Kraft, vorwärts mit rasender Eile. Aber schneller noch reiste vor dem wachsenden Winde die im Nordwesten aufsteigende Dunstschicht. Schneller und schneller bis zum Zenith hinauf und über diesen hinweg. Schneller und schneller dem Osten zu und innerhalb kurzer Zeit das letzte Blau des Himmels verschleiernd.

Die Unterhaltung in der kleinen Karawane war verstummt. Dichter rückten in dem Wagen die beiden Schwestern zusammen. Die Benutzung von Pelzen und Decken hatte sich längst notwendig gemacht. Sogar die Schutzleder waren ringsum geschlossen worden, um dem eisigen, bis ins Mark hinein erkältenden Luftzuge zu wehren.

Wie die Tiere schäumten, der von ihnen ausgestoßene

heiße Atem in seiner Berührung mit der eisigen Atmosphäre sich in davonstäubende Nebelwölkchen verwandelte! Wie die Reiter so ernst auf ihren Sätteln saßen, unter den düster gerunzelten Brauen hervor die Blicke zwischen dem schwarzgrauen Nordwesten und den sich leicht verschleiernden östlichen Höhen wechselten! Doch vorwärts und weiter vorwärts in wilder Hast! Hinten das Verderben, vorn die Rettung; daher vorwärts, rasselnd und klirrend, schnaubend und stampfend!

Die Sonne war hinter der Dunstschicht in die Rocky-Mountains hinabgetaucht und gleichzeitig verdichtete sich das Zwielicht. Da — nein, es war keine Täuschung — die ersten Vorläufer des Schneesturms zeigten sich. Bald hier, bald dort klammerte sich eine Flocke an das lange Winterhaar der Tiere an, um sich noch ein Weilchen forttragen zu lassen, bevor sie sich in ein winziges Wassertröpfchen verwandelte.

„Wir werden unsere Not haben," bemerkte Hilldown zu Eichwerder, sobald er der ersten Schneeflocken ansichtig wurde, „nur noch eine Viertelstunde, und wir möchten in eine geschützte Schlucht einbiegen; allein bevor wir bis dahin gelangen, ist es so finster ringsum, daß wir die Wasserrinnen nicht mehr vom Wege zu unterscheiden vermögen."

Ein heftiger Windstoß sauste über die Reisenden hin, eine Wolke feiner Eisteile mit sich führend. Neue Windstöße folgten, fallenden und gefallenen Schnee über die Ebene hinpeitschend. Die Aussicht auf die rettenden Höhen war verwischt; dunkler wurde es ringsum.

„Halt!" kommandierte Hilldown. Reiter und Gespanne stellten ihre Bewegungen ein und Hilldown fuhr fort: „Den hinteren Wagen auf die Wetterseite hart an den vorderen gefahren! Herunter mit den Sätteln und Geschirren und auf der Wetterseite unter den Wagen übereinander geschichtet! Alle Hände gerührt und den Tieren einen guten Hieb mit auf den Weg gegeben!"

Fast ebenso schnell, wie die Kommandos erteilt wurden, führte man sie aus. Keine fünf Minuten dauerte es, und die Tiere, die sich zusammendrängten, stürmten davon, ver-

folgt von dem Knallen der Peitschen und dem sie ängstigenden Gellen der Männer.

„Der Wind steht den Bluffs zu," bemerkte Hilldown zu den Gefährten, „die armen Bestien brauchen sich nur von ihm schieben zu lassen — hört, wie sie davon poltern," schaltete er ein, als die Herde wie von einem Rudel Wölfe gehetzt den zerklüfteten Höhen zueilte, „'s wird 'n Stückchen harter Arbeit kosten, sie wieder zusammenzutreiben; aber 's braucht uns nicht zu gereuen, wenn sie 'nen dürftigen Zedernhain zu ihrem Schutz finden."

An das Aufschlagen der Zelte, deren Eichwerder zwei mit sich führte, konnte nicht gedacht werden. Die beiden Schwestern blieben in dem Wagen, dessen viereckiger Kasten durch sinnreiche Vorrichtungen in eine Art Bett verwandelt wurde. Die Schutzleder befestigten sie selbst von innen; dann suchten sie Zuflucht zwischen Decken, Pelzen und wolligen Büffelhäuten, während Eichwerder und Raundal sich in dem anderen Wagen ähnlich einrichteten. Die übrigen Leute stellten unterhalb der Wagen ein ähnliches Obdach für sich her, indem sie die Wetterseite nach besten Kräften verhingen und verbarrikadierten, und es dem Schneesturm überließen, die zahlreichen Fugen zu verstopfen und schließlich das ganze Lager mit einer bergenden Schneelast zu überschütten.

Schwarz war die Nacht, heulend strich der Sturm über die Ebene, als endlich die letzten ihr Unterkommen gefunden hatten und sich fröstelnd aneinander schmiegten. Speise und Trank vermißte niemand. Nur Schutz und Wärme suchte jeder, während das Ohr ängstlich auf den Kampf der gleichsam in Zorn versetzten Natur lauschte.

Stunde auf Stunde verrann, bevor die letzten Mitglieder der Karawane der durch die Kälte gesteigerten Müdigkeit nachgaben. Stille herrschte in den Wagen und in deren nächster Umgebung. Darüberhin aber heulte und toste es, als hätte es gegolten, die Scott-Bluffs in ihren Grundfesten zu erschüttern. Doch die Kälte, die anfänglich durch die zahlreichen Fugen den in ihre Decken gehüllten Reisenden

zugetragen wurde, schien allmählich abzunehmen. Ein Schneewall hatte die Öffnungen verstopft; mehr und mehr machte sich in den abgeschlossenen Räumen die den eng zusammengeschmiegten Körpern entströmende Wärme bemerkbar.

Drittes Kapitel.

Ein neuer Tag. Ein Wiedersehen.

Was die Nacht mit undurchdringlichem Schleier verhüllt hatte, der anbrechende Tag zeigte es in seiner vollen, alles mit Erstarrung und Vernichtung bedrohenden Wirkung. Dicht angefüllt mit zerriebenen Eisteilchen und Schneeflocken war die Atmosphäre. Von oben herunter kam es in unberechenbaren Massen; was eben noch auf dem Erdboden eine sichere Raststätte gefunden zu haben schien: in der nächsten Minute wurde es wieder in die Lüfte emporgewirbelt. Es war kein Schneien, kein Sinken, Fallen und Liegen; vielmehr ein Einherwälzen schwerer Wolken, gelenkt und in der Richtung gehalten durch den heulenden Sturm.

Fort Roupideau lag wie ausgestorben und verloren in seinem Winkel. Wer vielleicht neugierig aus der Tür lugte, dessen Blicke reichten nicht über den Hof hinüber. Ein flüchtiges Beobachten des Unwetters, und fest wurden die Türen in ihre Fugen zurückgezogen, und mit einem erneuten Gefühl der Behaglichkeit begab man sich vor das Kaminfeuer, um rauchend, plaudernd und dem fälligen Mahl zusprechend, die Zeit verrinnen zu lassen.

So war der Mittag herangekommen, als sich zum erstenmal eine Abnahme des Sturmes bemerklich machte und der Himmel, trotz des noch immer dicht wirkenden Schnees, eine hellere Färbung erhielt. Und so plötzlich, wie das Unwetter aufgesprungen war, so entschlief es wieder. Eine Stunde nach den ersten Anzeichen, und die Sonne schien vom blauen Himmel nieder, an dem nur noch milchweiße Wolkenfetzen

eilfertig einherzogen. Mit dem ersten Blick der Sonne begann deren Wirkung auf die unendlichen Schneemassen. Aber auch die im Fort hausenden Menschen gingen an ihre Arbeit, und alle Hände regten sich, den ungehinderten Verkehr auf dem Hofe wieder herzustellen.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit auf vier Maultiere hingelenkt, die von der Talmulde her um den nächsten Felsenvorsprung herumbogen und gerade auf das Fort zustrebten. Als sie auf dem Hofe eintrafen, erkannte man leicht, daß sie unter dem vollen Einfluß des Schneesturms zu leiden gehabt hatten und der gänzlichen Erschöpfung nahe waren. Genauere Prüfungen ergaben, daß sie Tags zuvor, wie die Schweißspuren von Sätteln und Geschirren unfehlbar bezeugten, auf Tod und Leben getrieben worden waren. Sie konnten also nur Menschen angehören, die von dem Unwetter überfallen und an der Weiterreise gehindert waren. Mit dieser Entdeckung gingen Hand in Hand die Vorbereitungen, die zur Auffindung und Rettung der etwa Verunglückten oder Verschütteten sogleich getroffen worden. Ein halbes Dutzend rüstiger Männer, unter ihnen Roupideau und Wenzel, bestiegen ihre Pferde, um die von den eingetroffenen Maultieren im Schnee zurückgelassenen Spuren als Führer zu benutzen. Sie waren im Begriff, das Fort zu verlassen, als die greise Rattel in Begleitung Chrainges und gefolgt von ihrem zottigen Mustang vor Roupideau und seinen Gast hintrat.

„Wer sagte, daß der Schnee weiße Männer begraben würde?“ rief sie laut aus, und wild schwang sie die nackten, hageren Arme, „die alte Rattel hat's verkündet! Wer wollte es nicht glauben? Heute glaubt's jeder, weil er's sieht! Die Träume der alten Rattel sind gut! Sie sah Menschen mit Schnee in den Augen und Ohren, und meine Freunde mögen hingehen und versuchen, ob ihre Augen noch sehen, ihre Ohren noch hören.“

„Gut, gut, Rattel,“ wehrte Roupideau ungeduldig, „ich habe dich immer für eine kluge Frau gehalten, allein nun gib Raum. Hast du indessen noch mehr auf dem Herzen, so

„Wer sagte, daß der Schnee weiße Männer begraben würde?“ rief sie laut aus, und wild schwang sie die nackten, hageren Arme. (S. 60.)

besteige deinen Satansgaul und folge uns; vielleicht findet sich Gelegenheit, die Wirkung deiner Medizinen und Kräuter zu erproben."

„Was gut ist, brauche ich nicht zu erproben," eiferte Rattel, „und zum Mitreiten bin ich zu alt. Mögen meine Freunde mir die Erstarrten bringen, ich will versuchen, ihre Glieder geschmeidig zu machen. Nein, ich bleibe hier. Aber reitet nur, ich will euch jemand schicken, dessen Augen klarer, als die einer Frau von vielen Wintern, klarer, als die Augen manches Jägers! Ja, reitet zu!" rief sie den Davoneilenden nach, „und finden meine Freunde Menschen im Schnee, so mögen sie ihnen sagen, daß die alte Rattel sie längst gesehen hat!"

Sie kehrte sich Roupideaus Wohnung zu und winkte mit der Hand. Alsbald trat Lilac ins Freie, und unbekümmert um den Schnee, der ihre zierlichen Mokassins netzte, eilte sie zu ihrer Großmutter.

Einen arglosen Blick warf sie auf Chrainge, der sie unter den gesenkten Lidern hervor mit fanatisch glühenden Augen betrachtete, dann fragte sie nach der Greisin Begehr.

Diese lächelte mit unverkennbarer Zärtlichkeit, und ihre Lippen Lilacs Ohr nähernd, murmelte sie, jedoch laut genug, um von Chrainge verstanden zu werden:

„Ich kenne einen guten Zauber für meine Tochter. Sie soll nicht lange allein bleiben. Schläft der Biber allein in seiner Hütte? Nein. Die Biber sind klug; sie gleichen den Menschen. Will meine Tochter mir helfen, den Zauber zu bereiten?"

Über Lilacs Antlitz zuckte es wie ein Blitz freudigen Verständnisses.

„Sage die weise Rattel, was ich tun soll," antwortete sie darauf, und wiederum streifte ein kühler Blick das gelbe Gesicht des stattlichen Dakota-Kriegers.

„So besteige meine Tochter das Pferd ihrer Großmutter und reite sie den Männern nach. Reite sie, wie sie es schon als Kind lernte. Zeige sie den Männern, daß sie die Tochter ihres Vaters. Gebrauche sie ihre Augen, damit die

heimkehrenden Männer von ihr singen, sie die beste Tochter aller Dakota-Stämme nennen."

In Chrainges düstern Augen dämmerte es wie Argwohn; doch nur flüchtig war diese Regung, und als Lilac ihn aufforderte, ihr den zottigen Mustang zu halten, unterwarf er sich willig einem Dienste, den er an jeder anderen Stelle für entwürdigend gehalten hätte. Der Mustang aber erriet kaum seine Absicht, als er sein lang bemähntes Haupt schüttelte und ihn mit den Hufen bedrohte. Lilac hielt ein herzliches Lachen nicht zurück, verstummte indessen, sobald sie gewahrte, daß Chrainge seine Blicke flüchtig im Kreise schweifen ließ, wie um sich zu überzeugen, daß die ihm zuteil gewordene Demütigung von keinem anderen bemerkt worden. Wiederum versuchte er, sich dem Mustang von einer anderen Seite zu nähern, als der alten Rattel Stimme ihn hinderte.

„Will mein guter Freund die Hufe des Tieres in seinem Gesicht fühlen?" fragte sie warnend; „kein anderer zäumte es jemals auf, als die alte Rattel und vor ihr ein Mann, der weiser als alle Menschen, und kein anderer wird es aufzäumen. Aber es wird Lilac auf seinen Rücken nehmen, damit mein guter Freund die Medizin der alten Rattel bewundere, damit sein Herz lache beim Anblick der besten aller Oglala-Töchter."

Sie zischte und schlug die Hände zusammen, und alsbald trat der Mustang mit der Sanftmut eines Lammes vor sie hin. Seine Augen dagegen funkelten tückisch und scheu zwischen dem buschigen, lang niederfallenden Stirnhaar hervor. Die Greisin strich mit beiden Händen über seine Nüstern, dann wand sie einen geschmeidigen Lederlasso von ihren Hüften, dessen Schlinge sie mit doppelter Verknotung um des Mustangs Unterkiefer befestigte. Das lose Ende reichte sie ihrer Enkelin, doch nicht eher gestattete sie ihr, das Tier zu besteigen, als bis sie den von giftigen Reptilien herrührenden Schmuck von ihrem Halse entfernt und um des Mädchens Nacken geschlungen hatte. Zum Schluß gab sie ihr eine Art kurzer Peitsche oder Kantschuh, dessen Schlag-

riemen mit einer Anzahl sauber geglätteter Hirschklauen besetzt war. Bevor sie das seltsame Gerät Lilac einhändigte, schüttelte sie es vor den Augen des Mustangs, dadurch ein eigentümlich durchdringendes Klappern erzeugend. Das Tier, wie dadurch ermuntert, warf das bemähnte Haupt empor und duldete, daß Lilac an seine Seite trat, den Fuß in den hölzernen Steigbügel setzte und sich nach Männerart in den Sattel schwang. Ein Weilchen ordnete sie an den Kleidern und dem Lasso, wobei ihre prächtigen Augen vor Wonne glühten; dann kehrte sie den Kopf des Pferdes dem Ausgange des Hofes zu.

„Kann ich den Männern jetzt folgen?" fragte sie die Großmutter.

„Folge meine Tochter ihnen," antwortete diese; „was den Weißen die Sporen, was dem Dakota-Jäger die Geißel, das ist meiner Tochter die Zauberklapper. Möge sie ihr nicht entfallen."

Einen letzten Blick sandte Lilac um sich; sie ergötzte sich offenbar an dem Erstaunen einiger Indianerinnen über ihr gutes Einvernehmen mit dem berüchtigten und gefürchteten Mustang; heftig schüttelte sie die Klapper, und wie ein Pfeil von der Bogensehne schoß der kleine Renner vom Hofe hinunter. Lilac aber saß im Sattel, als wäre sie mit ihm verwachsen. Dabei schüttelte sie fortgesetzt die rasselnde Zauberpeitsche, daß der Mustang in seinem Dahinjagen einem verfolgten Eber glich, der mit blinder Wut sich durch die seinen Weg kreuzenden Schneebänke hindurchwühlt.

„Lilac weiß, daß die Blicke meines Freundes Chrainge ihr folgen," wandte sich Rattel an den jungen Krieger, sobald die kühne Reiterin hinter den vorspringenden Abhängen verschwunden war, „sie weiß, daß sein Herz lacht; aber sie ist wie eine Drossel; Chrainge muß Geduld haben, muß lange singen um sie, bevor der Zauber wirkt und sie zu ihm in sein Zelt zieht."

„Warum trieb Lilac ihr Pferd zur Eile?" fragte Chrainge finster, „sie weiß, daß die Blicke des fremden

Auf halber Höhe hielt sie an, um den bedächtiger nachfolgenden Wenzel zu erwarten, und gleich darauf waren sie in einem Chaos von Schneebänken verschwunden. (S. 68.)

Jägers auf sie warten. Ihr Herz lacht, wenn seine Augen lachen."

„Sah mein Freund nicht den Lederstreifen vom Rock des Fremden in Asche zerfallen?" erwiderte die Greisin tadelnd, „was zweifelt er noch? Ist Chrainge ein Kind geworden? Für wen bestieg Lilac einen Mustang, der zu stark für einen Mann? Für Chrainge. Möge er Geduld haben und den Zauber nicht stören."

Chrainge wagte keine Einwendungen mehr zu erheben. Sein zeitweise schwankendes Vertrauen in die geheimnisvolle Kraft Rattels war wieder so fest, daß er ihr wie ein Sklave nach der Außenseite des Forts herum folgte, wo die indianischen Zelte standen.

Die Reiter, fortgesetzt scharf trabend, hatten einen bedeutenden Vorsprung vor Lilac gewonnen, zumal auf der Ebene, wo der vom Sturm größtenteils wieder fortgefegte Schnee sie weniger hinderte. So erreichten sie bald die Stelle, auf der die verirrten Maultiere, von Kälte und Hunger getrieben, aus einer Schlucht ins Freie getreten waren. Die Spuren weiter zu halten, erschien ihnen nicht ratsam, sondern die nördliche Richtung einschlagend, suchten sie die alte Emigrantenstraße zu gewinnen und, dieser westlich folgend, zunächst von der Höhe des Passes aus einen Blick über die Ebene zu senden. Sie wollten ihre Tiere eben wieder schärfer anspornen, als hinter ihnen ein heller Ruf erschallte und sie Lilac auf dem verrufenen Mustang erkannten. Sie hielt vor der bezeichneten Schlucht und wies mit dem ausgestreckten Arm in sie hinein.

„Ein Teufelsmädchen," meinte Roupideau lachend, „sobald sie auf dem Rücken eines Gaules sitzt, nimmt sie's mit dem besten Manne im Reiten auf. Ich bin erstaunt, daß die alte Hexe ihr den Satanspony anvertraute, und mehr noch, daß der sie auf sich nahm. Hängen will ich, wenn dahinter nicht wieder Zauberkünste stecken. Aber das Mädchen hat im Grunde recht," fügte er hinzu, als Lilac keine Miene machte, sich ihnen zuzugesellen; „um zu den verschütteten

Reisenden zu gelangen, bleiben die Spuren der sicherste Weg."

„Können wir nicht folgen?" fragte Wenzel, dem es widerstrebte, Lilac allein ihre Bahn durch die verschneiten Klüfte suchen zu lassen.

„Auf diesem Wege erreichen wir unser Ziel bequemer," antwortete Roupideau, indem er sein Pferd dem Paß wieder zukehrte; „nebenbei bürge ich nicht dafür, daß wir mit unseren Pferden überall durchkommen, wo der Satanspony einherzutanzen scheint. Lassen wir sie; verloren geht sie nicht. Sie kennt jeden Strauch, jeden Stein auf zehn Meilen im Umkreise."

„Und dennoch möchte ich sie begleiten," versetzte Wenzel und hielt sein Pferd an. „Ich gewinne es nicht über mich, sie allein zu lassen. Es erscheint mir zu gefährlich."

Roupideau lachte.

„So versuchen Sie es," sprach er sorglos, „Ihr Pferd ist kräftig genug dazu. Sollte indessen einer von Ihnen beiden vom anderen aus irgend 'ner Gefahr gezogen werden, so ist's nicht Lilac, dafür stehe ich ein."

„Auf Wiedersehen denn," rief Wenzel dem Davonreitenden nach, und sein Pferd herumwerfend, schlug er den Rückweg ein.

Lilac war im Begriff, ihren Mustang nach dem nördlichen Uferabhange hinaufzulenken und dadurch die haushohen Schneemassen auf der Sohle der Schlucht zu vermeiden, als sie des zu ihr zurückkehrenden Wenzel ansichtig wurde. Sie hielt an; auf ihrem braunen Antlitz aber und in den großen dunkeln Augen leuchtete es hell auf, wie bei einem Kinde, das sich plötzlich einer ihm unerwartet bereiteten freudigen Überraschung gegenüber befindet. Doch fast ebenso schnell milderte die aufflackernde Erregung sich wieder zu einer träumerischen Ruhe.

„Ich wollte dich nicht allein lassen," redete Wenzel sie an, sobald er bei ihr eingetroffen war, „und wenn dir's recht ist, begleite ich dich in die Schluchten hinein."

„Kein guter Weg," antwortete Lilac, und leise rührte

sie die Zauberklapper, um ihren tückischen Mustang, der bei Annäherung des fremden Reiters mit den Hufen zu scharren begann, zu beruhigen; „aber die Spuren stehen in dieser Richtung; hatten die Männer keine Augen, daß sie vorbeiritten?"

„Sie wollen auf die Ebene hinaus," versetzte Wenzel, und gern hätte er nach gewohnter Weise seine Hand schmeichelnd auf das liebliche Haupt gelegt, wären die glühenden Augen des Mustangs nicht fortgesetzt mißtrauisch seinen kleinsten Bewegungen gefolgt.

„Dort hinaus?" fragte Lilac mit einem Lachen, „so möge mein Freund sein Pferd zwingen, daß es die Hufe in die Spuren des Ponys stelle, und wir sind auf der Ebene, bevor die Männer die Höhe des Passes erreichen." Und ihre Klapper schwingend, kehrte sie den Kopf des Mustangs dem Abhange der Schlucht zu, auf dem er vorwärts flog, als trügen ihn Schwingen. Auf halber Höhe hielt sie an, um den bedächtiger nachfolgenden Wenzel zu erwarten, und gleich darauf waren sie in einem Chaos von Schneebänken, überhängenden Felswänden und verkrüppelten immergrünen Bäumen verschwunden.

Roupideau und seine Begleiter hatten unterdessen die Emigrantenstraße erreicht, und die von den nördlichen Abhängen auslaufenden Schneeanhäufungen, die ihren Weg vielfach kreuzten, zwangen sie, ihre Eile zu mäßigen. Nur langsam kamen sie von der Stelle, und die Hälfte der Paßhöhe hatten sie erst überwunden, als bei einer neuen Biegung der Straße die Gestalt eines ihnen entgegenkommenden Fußgängers in ihren Gesichtskreis trat. Bevor sie seine Züge zu unterscheiden vermochten, schwenkte der Mann seinen Hut, und zugleich erschallte Hilldowns Stimme zu ihnen herüber.

„Bei der ewigen Versöhnung, Mr. Roupideau!" rief er wohlgemut aus, „wenn je ein Mann sich zur rechten Zeit in seinem Winterquartier losmachte, um einen kleinen Ausguck zu halten, so sind Sie es! Bei Gott, Mann, da liegen wir auf der anderen Seite des Passes mit Sack und Pack

und so viel Schnee auf den Köpfen, daß es mehr als eines einzelnen Mannes Arbeit erfordert, uns wieder auf die Beine zu bringen. Wo unsere Tiere stecken, mag der Allmächtige wissen. Bis jetzt ist es uns nicht gelungen, die Spur auch nur eines einzigen zu entdecken."

„Deshalb machen Sie sich keine Sorge," versetzte Roupideau, indem alle sich grüßend um Hilldown zusammendrängten, „zunächst die Menschen, dann die Tiere, und den einfältigsten Prahlhans zwischen hier und dem Missouri mögen Sie mich nennen, haben binnen jetzt und morgen abend meine Oglalas nicht den letzten Huf aufgefunden, und hinge er an einem toten Körper unter einer Schneebank so groß, wie der Pik von Laramie! Sie führen Wagen bei sich?" schloß er, und mechanisch setzten sich alle der Höhe zu in Bewegung.

„Zwei Wagen, und gute obenein, so wahr ich noch 'ne gesunde Radspeiche von 'ner mexikanischen Zigarette zu unterscheiden vermag," gab Hilldown munter zu. „Ich befand mich eben auf dem Wege nach dem Fort, um Hilfe herbeizuholen. Der Satan über den Schneesturm! Hat uns mit 'nem Wall umgeben, groß genug, um uns dahinter gegen die vereinigten Stämme aller Dakotahs zu verteidigen."

„Mit dem Herausschaffen der Wagen wird's heute nichts mehr," versetzte Roupideau, dem alten Bekannten die Feldflasche darreichend, „die Sonne neigt sich, und das Herbeiholen von Leuten und Gerätschaften erfordert Zeit. Aber morgen in aller Frühe. Ich denke, Leute, die vom Westen her über die Rocky Mountains kommen, handeln und feilschen nicht lange um 'ne Nacht mehr im Schnee."

„Gesunde Burschen sind's, bei der ewigen Versöhnung," erklärte Hilldown selbstzufrieden, „wenn auch immerhin einzelne von ihnen nicht gewohnt sein mögen, sich in einer kalten Nacht nur mit dem Himmel zuzudecken. Aber da sind zwei junge Ladies, und süße, herzige obenein, denen ich wohl gönnte, daß sie vor 'nem guten Kaminfeuer ihre erstarrten Gliederchen auftauten."

„Ladies?" fragte Roupideau. „Sacrrre Dieu! und sollte es der letzte Gang sein, den ich auf meinen eigenen Füßen zurücklege, so stelle ich ihnen mein Pferd zur Verfügung und noch eins dazu, um sie auf dem kürzesten Wege unter'n festes Dach zu befördern."

„Gut gesprochen, Mann," lobte Hilldown, „und ich kenne eine ganze Familie, die es Ihnen Dank wissen wird."

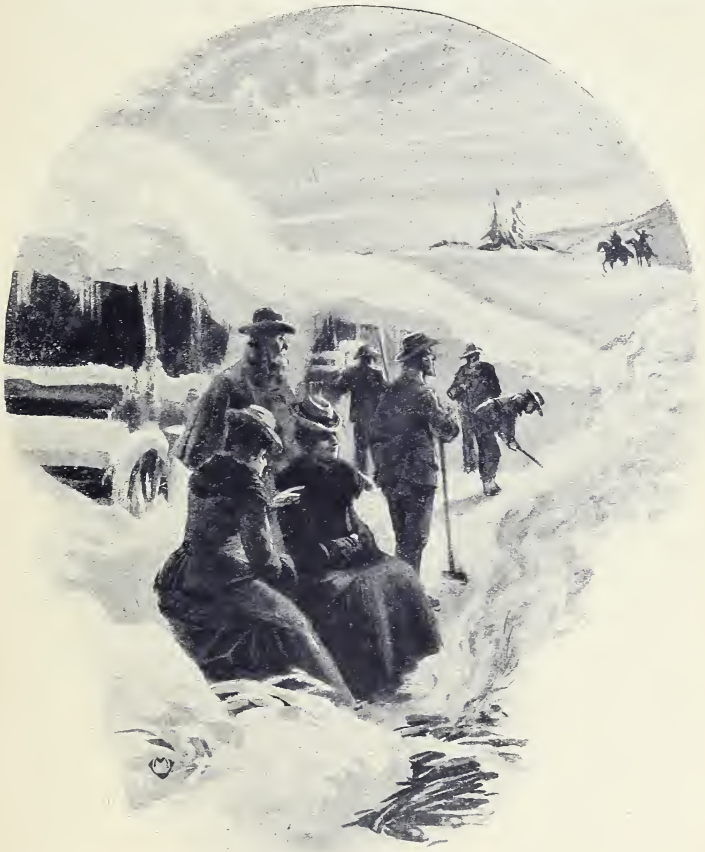
Eine neue Schneebank, die durchbrochen werden mußte, führte eine Stockung des Gespräches herbei; dann aber vertieften die Männer sich in eine Beratung über die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, durch Vorarbeiten die am folgenden Tage zu unternehmende Bergung der Wagen zu erleichtern und die Fortsetzung der Reise zu beschleunigen.

Den Sturm hatten die Reisenden zwischen ihren Decken und Pelzen und geschützt durch den sich um die Wagen herum stauenden Schnee gut genug überstanden; allein jetzt, da es sich darum handelte, die erschöpften Körper wieder zu erfrischen, machte sich die Wirkung des schmelzenden Schnees in peinlichster Weise fühlbar. Durch jede, noch so verborgene Fuge war der feine Eisstaub eingedrungen, um sich nun alsbald in Wasser zu verwandeln. Dazu mangelte der Raum zur freien Bewegung, wie auch der mitgeführte kleine Holzvorrat die Unterhaltung eines nur sehr kleinen Feuers gestattete.

Das Ende des Schneefalls war das Signal zur Belebung des Lagers gewesen. Die Leute begaben sich an die Arbeit, um Luft zu schaffen; sogar Eichwerder und Randal beteiligten sich daran, während Agathe und Stephanie das dicht neben dem Wagen brennende Feuer überwachten. Seitdem Hilldown versicherte, daß auf dem nicht allzu fernen Fort Roupideau alle Schäden wieder ausgeglichen werden könnten, und sich dann selbst auf den Weg dahin begab, war der heitere Lebensmut der beiden Schwestern wieder in seine Rechte eingetreten. Auf Feldstühlen saßen sie, die Füße dem Feuer zugekehrt, und mit Augen so klar über die weiße Landschaft hinblickend, als hätten sie die überstandene

Schreckensnacht nur als eine abwechselungsreiche Beigabe ihrer schnellen Reise betrachtet.

Ihr sorgloses Geplauder unterbrach Stephanie, indem



sie, nach den sich südlich ausdehnenden Hügelabhängen hinüberweisend, so laut ausrief, daß es von allen verstanden wurde:

„Wir befinden uns nicht allein in dieser Schneewüste! Dort kommen Menschen!“

Alle Blicke kehrten sich der angedeuteten Richtung zu, und man gewahrte zwei Gestalten, die sich augenscheinlich nicht ohne Mühe einer tieferen Schneelage entwanden. Allmählich erkannte man auch Pferde, ein größeres und ein kleineres, die, nachdem sie festeren Boden gewonnen hatten, schnell auf das Lager zutrabten.

„Indianer," meinte Eichwerder, sobald er die farbenreiche Bekleidung Lilacs unterschied. „Hoffentlich kommen sie in friedlicher Absicht und zu unserem Beistande."

„Nur eine Indianerin in Gesellschaft eines weißen Jägers," erklärte ein älterer Mexikaner; „friedlich genug erscheinen sie; ob sie aber gern Beistand leisten, wird sich zeigen."

„Wenigstens Menschen," tröstete sich Eichwerder sichtbar erleichtert, „und wo Menschen weilen, kann deren Obdach nicht fern sein."

Er sah zu seinen Töchtern hinüber, die sich erhoben hatten und mit freudiger Spannung die Bewegungen der Fremden beobachteten.

Randal lehnte sich einige Schritte abseits auf die Schaufel, die er kurz zuvor zum Hinwegräumen des Schnees benutzt hatte. Die durch das gestrige Zerwürfnis mit Stephanie erzeugten bitteren Empfindungen lebten noch in ihm fort, und anstatt, wie in guten Tagen, jedes kleine Ereignis zum Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung zu machen, hüllte er sich in störrisches Schweigen. Plötzlich stieß er die Schaufel neben sich in den Schnee, und forttretend, gewann es den Anschein, als habe er sich seiner Arbeit geschämt oder nicht gewünscht, mit dem Gerät in der Hand von Fremden gesehen zu werden. Wie absichtslos kehrte er sich dem Feuer zu. Sein Antlitz war bleich und ein Heer von Zweifeln ruhte in dem Blick, mit dem er die Augen Stephaniens suchte. Leicht entdeckte er, daß der Umstand, der seine Erregung hervorrief, Stephaniens Aufmerksamkeit gleichfalls nicht entgangen war. Er sah, daß sie errötete, tiefes Erstaunen sich in ihren Zügen ausprägte und es dennoch wie ein triumphierendes Lächeln um ihre Lippen zuckte.

Wenzel und Lilac waren bis auf eine kurze Strecke herangekommen, als Agathe plötzlich ihrer Schwester Hand krampfhaft drückte und unwillkürlich auf Randdal sah. Dieser kehrte sich in demselben Augenblicke von ihr ab, hatte aber wohl bemerkt, daß sie die Farbe wechselte.

„Der Fremde," flüsterte sie Stephanie zu, als Wenzel sein Pferd anhielt und Eichwerder höflich begrüßte.

„Ich erkannte ihn längst," antwortete Stephanie ebenfalls leise, „aber wie kommt er hierher und wie in die Gesellschaft einer Eingeborenen?"

„Welch wunderbare Erscheinung," versetzte Agathe, und indem ihre Blicke der auf ihrem schnaubenden Mustang einige Schritte weiter zurück haltenden Lilac begegneten, nickte sie dieser freundlich zu. Dann harrten beide schweigend darauf, von Wenzel begrüßt zu werden. Der aber hatte sie entweder noch nicht erkannt, oder Randdals Anwesenheit bestimmte ihn in seinem Benehmen; denn er zögerte, sein Gespräch mit Eichwerder abzubrechen.

„Der Unfall ist bei weitem nicht so groß, wie Sie befürchten," suchte er diesen zu beruhigen. „Ihre Tiere entdeckte meine junge scharfsinnige Begleiterin wenigstens zum größten Teil drüben in der Schlucht in einem Tannenhain; vier sind außerdem auf der Pelztauscherstation eines gewissen Roupideau wohlbehalten eingetroffen, und dort oben im Paß reitet mein Freund Roupideau endlich selber mit seinen Leuten hinter dem letzten Hügel hervor."

„Eine böse Lage, in die wir gerieten," versetzte Eichwerder tiefaufatmend, indem er nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Paß hinaufspähte, „und doch mögen wir unser gutes Glück preisen, der Hilfe so nahe zu sein, zumal ich in Begleitung meiner Töchter reise. Obwohl tapfer, eignen sie sich für Schneestürme doch weniger, als Ihre schöne Begleiterin dort."

„Eine Verwandte meines Gastfreundes," erklärte Wenzel und ging bereitwillig auf die neue Wendung des Gesprächs ein, um nicht unter dem vollen Eindruck seines maßlosen Erstaunens über das wunderbare Zusammentreffen

sich den beiden Schwestern vorzustellen; „hoffentlich lernen Sie unsere Lilac näher kennen; denn eine kurze Rast auf dem Fort dürfte Ihren Damen nicht weniger willkommen und zuträglich sein, als den bis zum Tode erschöpften Gespannen."

Er stieg vom Pferde, und an Eichwerders Seite tretend, schritt er mit diesem auf das Feuer zu.

„Meine Töchter," sprach Eichwerder in seiner ruhigen, würdevollen Weise mit einer leichten Handbewegung auf Stephanie und Agathe.

„Und ich habe die Ehre, mich als den Seeleutnant Wenzel, bis vor kurzem noch auf der Vereinigte Staaten-Marine, vorzustellen," nahm dieser höflich das Wort, und mit Bedacht vermied er, an ihre frühere Begegnung zu erinnern.

Wie ein Blitz zuckte es aus Stephaniens Augen auf Ranndal, der in vornehm nachlässiger Haltung, jedoch mit schwer erheucheltem Gleichmute dem weiteren Verlauf der Dinge entgegensah; dann trat sie auf Wenzel zu, und unbefangen und mit einem herzlichen Lächeln reichte sie ihm die Hand.

„Wir sehen uns heute nicht zum erstenmal," erklärte sie, zu ihrem Vater gewendet und, wie ihre Vertraulichkeit entschuldigend; dann zu Wenzel: „und ich bin glücklich, Ihnen noch einmal meinen Dank für den uns in San Franzisko geleisteten Dienst aussprechen zu können. Damals lehnten Sie es ab, auch den meines Vaters in Empfang zu nehmen; wer aber hätte geahnt, in wie hohem Grade Sie jeden einzelnen von uns —" und wiederum traf ein Blitz aus ihren Augen den sie scheinbar nicht beachtenden Ranndal — „ich wiederhole: jeden einzelnen von uns abermals zum tiefsten Dank verpflichten würden?"

Eichwerders Antlitz hatte sich umdüstert, sobald er in Wenzel die Ursache der häufigen Zerwürfnisse zwischen Ranndal und Stephanie kennen lernte; jedoch voraussetzend, daß ein weiterer Verkehr zu einem besseren Einvernehmen beitrage, erhellte es sich sogleich wieder. Mit einer

gewissen inneren Befriedigung beobachtete er daher, wie Stephanie selbst in der augenblicklichen mißlichen Lage nicht vergaß, gewissermaßen als Repräsentantin seines Hauses aufzutreten.

„Eine einfache Erfüllung der Höflichkeitspflichten kann nie Dank verdienen," antwortete Wenzel mit heiterer Unbefangenheit, um es Ranndal zu erleichtern, peinliche Erinnerungen aus seinem Gedächtnis zu streichen, „und der Wert meines heutigen Hierseins beschränkt sich darauf, daß ich mich dem nach etwa Verunglückten ausschauenden Gastfreunde anschloß. Traf ich ein Viertelstündchen vor ihm ein, wozu ich mir von Herzen Glück wünsche, so habe ich es dem hübschen braunen Mädchen dort zu verdanken. Leider darf unsere Lilac, um Sie ebenfalls zu begrüßen, ihren tückischen Renner nicht verlassen; es steckt etwas von einem bösen Dämon in dem Tier."

„Das Bild einer Indianerin, wie ich mir solche in meinen Kinderjahren vorstellte," versetzte Stephanie, „aber hier ist noch jemand, der sich sehnt, eine erste flüchtige Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, meine Schwester Agathe," und etwas zur Seite tretend, gab sie dieser Raum, Wenzel ähnlich willkommen zu heißen, wie sie selbst kurz zuvor getan hatte.

„Wer hätte das geahnt," sprach Agathe, ihre Befangenheit hinter das ihr eigentümliche süße Lächeln verbergend. Sie fühlte den auf ihr ruhenden Blick Ranndals und stockte. Wenzel dagegen kam ihr schnell zu Hilfe.

„Ja, wer hätte das geahnt," wiederholte er heiter, „wie leicht wäre es mir sonst gewesen, den Herrschaften meine geringen Dienste zu der Überlandreise anzubieten."

„Die sicher mit großer Bereitwilligkeit angenommen worden wäre," beteiligte Eichwerder sich wieder an dem Gespräch.

„Und vielleicht ist es noch nicht zu spät," fügte Stephanie hinzu, „aber wir übersehen unsern Vetter Ranndal," kehrte sie sich diesem mit ihrem lieblichsten Lächeln zu, „Herr

Moritz von Rannbal, Herr Leutnant Wenzel," genügte sie den äußeren Formen, dann beobachtete sie die beiden Männer, die sich einander mit dem Bewußtsein näherten, daß nicht nur ihre Worte, sondern auch ihre Mienen und Bewegungen gespannt überwacht wurden.

Wenzel tat einen Schritt auf Rannbal zu. In seinen Gedanken lebte der Vorsatz, ihren früheren Zusammenstoß als auf einem Mißverständnis beruhend gelten zu lassen; er hob sogar seine Hand ein wenig, wie um sie Rannbal zu bieten, ließ sie aber sinken, als er in dessen Haltung eine gewisse hochmütige Unnahbarkeit entdeckte. Er beschränkte sich auf eine höfliche Verneigung, die von Rannbal ebenso höflich, nur noch förmlicher erwidert wurde.

„Bedauerte ich nicht den Unfall, unter dem die Damen zu leiden gehabt haben," bemerkte Wenzel in leichtem Tone zu Rannbal, „so möchte ich behaupten, daß die Lage, in der ich mich heute Ihnen gegenüber befinde, eine günstigere ist als die frühere."

„Gewiß," antwortete Rannbal kalt, „aber auch für mich, indem es kein Unbekannter ist, den zu begrüßen ich die Ehre habe."

„Sie zeihen mich eines Fehls," entgegnete Wenzel rücksichtsvoll, „und ich bekenne mich schuldig. Allein in der bescheidenen Rolle eines Wegweisers hielt ich mich nicht für berechtigt, die einem solchen gesteckten Grenzen zu überschreiten."

Bevor Rannbal zu antworten, oder Eichwerder oder Stephanie das Gespräch in freundlichere Bahnen zu lenken vermochten, schallte das durchdringende Klappern von Lilacs Zauberinstrument herüber, und sich nach dem Geräusch umkehrend, sahen sie den Pony mit seiner gewandten Reiterin den sich nähernden Männern entgegenstürmen.

„Säh' ich sie nicht mit meinen eigenen Augen, so möchte ich diese junge Eingeborene für ein freundliches Traumgebilde halten," brach Eichwerder zuerst wieder das plötzlich eingetretene Schweigen.

„Ein Traumgebilde, wohl geeignet, das Herz eines weißen Reisenden zu erwärmen," fügte Randal anscheinend harmlos hinzu, doch blickte die Absicht durch, einen häßlichen Schatten auf Wenzel zu werfen.

Stephanie, scharf unterscheidend, preßte die Lippen flüchtig zusammen. Sie sann noch auf eine Erwiderung, als Wenzel ihr zuvorkam.

„Ein liebliches Naturrätsel," gab er völlig unbefangen zu, „und geeignet, nicht nur das Herz jedes Mannes zu erwärmen, sondern sich auch die herzliche Teilnahme des zarteren und milder urteilenden Geschlechtes zu sichern."

„Was ich von ganzem Herzen bestätige," fiel Stephanie sofort ein. Dann lenkte sie ab. „Aber es ist in der Tat recht zu bedauern, daß unsere Begegnung in San Franzisko einen so plötzlichen Abbruch erlitt; wäre zur Aussprache gekommen, daß unsere Reiseziele in der gleichen Richtung lagen — wir hätten alle Ihre Begleitung aufrichtig willkommen geheißen."

Wenzel dankte verbindlich. Dann wies er auf seine Gefährten vom Fort, die nun gleichfalls nahe herangekommen waren.

Die Aufmerksamkeit aller kehrte sich den Reitern zu. Lilac hielt sich an Roupideaus Seite, ihm berichtend, wo sie die verlorenen Tiere entdeckt hatte. Dabei wandte sie keinen Blick von dem verschütteten Wagen, hinter dem sie Wenzels Gestalt neben denen der beiden fremden Mädchen erkannte. Bald darauf begrüßten sich in dem schneefeuchten Lager Menschen, die zuvor einander nie gesehen hatten, mit einer Herzlichkeit, als wären sie seit Jahren durch die engsten Freundschaftsbande vereinigt gewesen.

Der Abend neigte sich, die Zeit drängte. Kaum eine Viertelstunde nach seinem Eintreffen lenkte Roupideau sein Pferd wieder nach dem Paß hinauf. Seine Leute hatte er bei den Wagen zurückgelassen. Statt deren befanden sich in seiner Begleitung Eichwerder, dessen Töchter und Randal. Wenzel ritt an Stephaniens Seite, ihnen auf dem

Fuße folgten Agathe und Randal, während Roupideau und Eichwerder den kleinen Zug schlossen. Lilac auf ihrem scheuen Pony ritt bald voran, bald nebenher, je nachdem dieser oder jener seine Worte an sie richtete. Die Aussicht auf ein sicheres Obdach hatte alle heiter gestimmt. Scherzworte flogen hinüber und herüber, helles Lachen erschallte. Es war eine seltsame Gesellschaft; äußerlich froh und guter Dinge, und doch verbarg sich in ihr erbitterte Feindschaft, die nur des zündenden Hauches bedurfte, um wild und vernichtend empor zu lodern, verbargen sich ängstliches Hoffen und banges Sehnen.

Viertes Kapitel.

Geborgen im Fort. Die Weissagung.

Treffen auf den in tiefer Abgeschiedenheit errichteten Pelztauscherstationen Fremde ein, gleichviel, welchen Umständen ihr Besuch zu verdanken ist, so finden sie stets ungebundene Gastfreundschaft. So hatte man auf dem Fort Roupideau alles aufgeboten, Eichwerder und seinen Töchtern nebst allen, die zu ihrer Gesellschaft gehörten, nicht nur ein behagliches Unterkommen zu verschaffen, sondern auch, mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Jahreszeit, ihren Aufbruch nach dem Osten möglichst zu beeilen. Einige Tage Zeitverlust kostete es immerhin; denn die eingebrachten Maultiere bedurften, um den an sie gestellten Anforderungen genügen zu können, einer wenn auch nur kurzen Rast bei kräftigem Futter. Doch auch den Menschen war die Ruhe willkommen, obwohl bei dem Näherrücken des Winters jeder neue Aufschub als ein unersetzlicher Verlust erschien. Man tröstete sich indessen damit, daß der verfrühte Vorbote der strengen Jahreszeit einen um so günstigeren Spätherbst erwarten lasse, und daß vier bis fünf Wochen rüstigen Einherziehens die kleine Karawane bis in die Ansiedelungen am Missouri bringen mußten.

Die auf den Schneesturm folgende Nässe verleidete den Aufenthalt im Freien. Stephanie und Agathe hatten zu ihrer größeren Bequemlichkeit das höhlenartige Gemach Lilacs und der braunen Gattin Roupideaus angewiesen erhalten; sie verbrachten indessen den größten Teil des Tages in dem gegenüberliegenden größeren Wohnungsraume, in dem Weiße und Eingeborene in den buntesten Gruppen verkehrten.

Der Abend war wieder hereingebrochen und im Halbkreise saß man vor dem geräumigen Kamin auf zusammengerollten Decken und festgeschnürten Pelzpaketen. Das zweitägige Zusammenweilen unter demselben Dache hatte alle einander näher gebracht; die Unterhaltung floß daher freier und gewann allmählich einen heiteren, vertraulichen Charakter. Nur Roupideaus Frau und Lilac, ihre indianische Abstammung nicht verleugnend, beteiligten sich nicht an dem munteren Treiben. In ihrer geräuschlosen Weise bewegten sie sich vor dem Feuer und trafen ihre Vorbereitungen zum Abendessen.

„Der Schnee schwindet, der Erdboden trocknet, und die Stunde des Scheidens naht," wandte Roupideau sich im Laufe des Gesprächs an seine Hausgenossen der letzten Tage; „ungern, wie ich Ihre Gesellschaft verliere, betrachte ich es doch als meine Pflicht, Sie noch einmal an die günstige Reisegelegenheit zu erinnern. Und vielleicht schließt Wenzel sich dann an?"

„Herzlich willkommen sollten Sie mir sein," fügte Eichwerder, zu Wenzel gewendet, hinzu, „und nicht nur als Reisebegleiter, sondern auch als Gast."

„Und ich bitte Sie darum, in die dargebotene Hand einzuschlagen," rief Hilldown zuredend aus; „auf einer Reise, wie die unserige, ist der Zuwachs eines Mannes von Ihrem Schlage eine wahre Akquisition."

Wenzel, der träumerisch in das flackernde Kaminfeuer geschaut hatte, blickte zweifelnd im Kreise. Aufrichtigkeit sprach aus den Zügen derjenigen, deren Worte ihm galten. Nur Raundal saß in der, ihm einen eigentümlichen Reiz

verleihenden vornehmen Nachlässigkeit da, als hätte er die Bemerkungen nicht gehört. In Agathens Antlitz glaubte er den Wunsch zu entdecken, daß er ablehnen möge, in Stephaniens Haltung dagegen die gebieterische Aufforderung, auf den Vorschlag einzugehen. Sinnend kehrte er sich dem Feuer wieder zu. Lilac verharrte in derselben Stellung wie kurz zuvor, da er seine Blicke von ihr abzog. Ihr Profil ihm zugekehrt, starrte sie auf einen bestimmten Punkt in der Glut. In der anmutigen Stellung, auf den Knien liegend und das Haupt geneigt, schien sie zu schlummern. Sich gleichsam willenlos in den Anblick des lieblichen Bildes versenkend, vergaß er, daß die eben vernommenen Worte an ihn gerichtet gewesen waren.

„Sie sind uns eine Antwort schuldig," brach Stephanie nach einer kurzen Pause das plötzlich eingetretene Schweigen.

Wenzel schrak empor, und in Stephaniens Antlitz schauend, entdeckte er einen heiteren, nicht mißzuverstehenden Ausdruck, daß sie mit ihrem Vater einverstanden sei, ihn ebenfalls als Mitreisenden willkommen heiße.

„Bedarf der Schritt, zu dem mir freundlich geraten wird, nicht der reiflichen Überlegung?" fragte er höflich zurück.

„Wie mögen Sie schwanken zwischen einem Leben in abgeschiedener Wildnis und dem Verkehr in lichteren Kreisen, denen Sie ursprünglich angehören?" fragte Roupideau ermutigend.

„Abgesehen davon, daß in unserer Gesellschaft sich k e i n e r befindet, der Ihren Entschluß, uns zu begleiten, nicht mit Freuden begrüßte," fügte Stephanie hinzu, indem sie verstohlen einen Blick des Zornes auf den scheinbar teilnahmlos dasitzenden Randal richtete.

Wenzel spähte wieder im Kreise. Flüchtig betrachtete er Randal, dessen Empfindungen er zu erraten meinte. Länger sah er in die beinahe flehentlich erhobenen Augen Agathens, und sein Entschluß war gefaßt. Allein wie sich selbst nicht trauend, wünschte er noch klarere Beweise für die Aufrichtigkeit der an ihn ergangenen Einladung.

Der Abend war hereingebrochen und im Halbkreis saß man vor dem geräumigen Kamin. (S. 79.)

„Ich wiederhole," bemerkte er zu Stephanie gewendet, „die Entscheidung ist keine leichte Aufgabe. Roupideau kennt meine Anschauungen. Erst vor einigen Tagen erklärte ich, daß nach meinem bisherigen vielbewegten Leben ein längerer Aufenthalt hier auf dem einsamen Fort mich weit mehr anziehe, als die reich bevölkerten Distrikte des Ostens. Ich bat zunächst um seine Gastfreundschaft für den kommenden Winter —"

„Die gern zugesagt wurde," fiel Roupideau lachend ein, „allein Sie entsinnen sich auch meiner Erklärung, daß Sie für den Westen nicht geschaffen seien. Sie bedürfen eines anderen Verkehrs, als den mit rothäutigen Dakotas und kaum minder ungeberdigen Fallenstellern. Und der Gefahr, auf die Sie damals hinwiesen —" er lachte wieder herzlich und mahnte dadurch an das wunderbare Zusammentreffen mit den enthusiastisch geschilderten Schwestern — „o, der Gefahr mögen Sie immerhin die Stirn bieten; unterliegen Sie, wohlan, so ist keiner zufriedener, als ich, Sacre Dieu! so wahr ich Roupideau heiße."

Wenzel lachte ebenfalls, um seine Verwirrung zu verbergen. Er fürchtete weitere Enthüllungen von dem alten, äußeren Formen nur wenig huldigenden Pelztauscher. Seine heimliche Unruhe wurde aber noch gesteigert, als Stephanie das Wort ergriff.

„Welcher Art sind die Gefahren, die einem Manne, der gewohnt ist, das stürmische Meer zu bekämpfen, Bedenken erregen?" fragte sie mutwillig, und wiederum blitzten ihre Augen kaum bemerkbar auf Randal.

Wenzel war im Begriff, ausweichend zu antworten, als Roupideau ihm zu seiner neuen Besorgnis zuvorkam.

„Mr. Wenzel ist ein geborener Weiberfeind," erklärte er gutmütig spöttelnd, „er fürchtet, irgendwie an eine Kette geschlossen zu werden, von der ein Loskommen nicht mehr möglich ist. Und wer sich erst, wie er, an ein unabhängiges Leben gewöhnte, dem ist schon allein der Gedanke an Fesseln jeder Art peinlich."

Jetzt erst sah Randal empor und zwar auf Stephanie.

In seinen Augen ruhte unverkennbare Schadenfreude. Stephanie verlor indessen ihre Fassung nicht.

„Das nenne ich keine Gefahr," rief sie aus, „eine solche entsteht überhaupt nur, wenn man sie selbst heraufbeschwört, und auch dann darf sie nicht überschätzt werden. Ich kenne Leute, die derartige Gefahren absichtlich suchen und erstaunen, daß sie ihnen nicht erliegen. Ich meine, die davon ausgehen, das alles, was in der Welt lebt und webt, ihren Neigungen, Launen und Vorurteilen untertan sein müsse, und nicht eher zur Besinnung kommen, als bis sie erfahren, daß sie sich heillos täuschten."

„Wie es andererseits Leute gibt," fuhr Rannbal erbleichend fort, „die sich für berechtigt halten, je nach Laune, diesem oder jenem sich aufzudrängen."

„Wir geraten ins falsche Fahrwasser," fiel Eichwerder, der dem Gespräch sichtbar mißbilligend gefolgt war, besänftigend ein, „und eine schlechte Bürgschaft bietet es uns für die Annehmlichkeiten der noch vor uns liegenden Reise, wenn schon hier vor dem friedlichen Kaminfeuer die Gemüter auflodern, als hätten sie es von den Flammen dort gelernt."

„Wofür meine Person verantwortlich gemacht zu werden verdient," suchte Roupideau in ebenere Bahnen zu lenken, „denn es geziemte mir nicht, das scherzhafte Geplauder eines Gastes indiskreterweise zum Gegenstand heiteren Spottes zu wählen. Aber Mann," wendete er sich an Wenzel, „worauf warten Sie noch? Wollen Sie überhaupt nach dem Osten, so zögern Sie nicht. Und wer weiß, wie in den letzten Tagen, mag sich auch auf der ferneren Reise Gelegenheit bieten, Ihre guten Dienste zu verwerten. Eine Fahrt im Oktober und November über die Grasebene ist kein Kinderspiel. Es gehört unstreitig mehr Mut dazu, als sich auf vier, fünf Monate hier einschneien zu lassen."

Wenzel suchte wieder in den ihm zugekehrten Physiognomien zu lesen. Es schwebte ihm vor, auf längere Zeit in nahen Verkehr mit den holden Gestalten der beiden Schwestern zu treten, täglich um sie zu sein, mit ihnen zu lachen und zu scherzen. Sein Blick streifte Rannbal, dessen Antlitz

noch immer bleich vor verhaltenem Zorn über die erfahrenen absichtlichen Demütigungen war. Einige Sekunden schaute er fest in die gleichsam herausfordernd glühenden Augen des Gegners, der bei seinen äußeren Vorzügen gewiß manche Eigenschaft zu einem freundlichen und gefälligen Reisegefährten besaß, und einem gleichsam unbewußten Gefühl des Trotzes nachgebend, reichte er Eichwerder die Hand.

„So sei es denn," sprach er, einen heiteren Ton erzwingend, „Ihre Einladung nehme ich an, und glücklich will ich mich schätzen, wenn ich nach unserer Ankunft am Missouri glauben darf, meinen Zweck erfüllt zu haben. Liegt es doch in meiner Hand, Hilldown zurückzubegleiten und mich unserm großmütigen Gastfreunde hier auf längere Zeit anzuschließen."

„Ein Mann, ein Wort!" rief Hilldown vergnügt aus, „und kehren wir zurück, bei der ewigen Versöhnung! so geschieht's zu einer Zeit, in der der Bison sich auf grünem Rasen wälzt und ein Schulbube nicht um frisches Fleisch besorgt zu sein braucht."

„Und wir," fügte Eichwerder hinzu, und sein warnender Blick ruhte flüchtig auf Randal, „wenn wir am Missouri voneinander scheiden, dann hoffe ich, ist die Erinnerung jedes von uns um Bilder bereichert, die wir uns auch in späten Tagen noch immer gern vergegenwärtigen."

Die Unterhaltung erhielt einen mehr geschäftlichen Charakter, indem man über die Stunde des Aufbruchs und die zu ergänzende Ausrüstung beriet. Stephanie beteiligte sich lebhaft an den Erörterungen, während Agathe ihre ganze Beredsamkeit und Erfindungsgabe aufbot, Randal in heiterem Gespräch zu fesseln. Niemand achtete auf Lilac, die sich leise erhob und, behutsam den Schatten an den Wänden herum suchend, sich aus dem Gemach entfernte. Auf dem finsteren Flur wurden ihre Bewegungen sicherer. Geräuschlos öffnete sie die Haustür, diese, nachdem sie hinausgetreten war, ebenso leise schließend. Draußen blieb sie ein Weilchen stehen, und die Hände an ihre Schläfen erhebend, strich sie das lange Haar über die Schultern zurück. Der Schnee

auf dem Hofe war bis auf einige Anhäufungen verschwunden, aber noch immer tropfte es von den flachen Dächern der niedrigen Baulichkeiten. Von der nahen Schlucht drang hohles Brausen herüber, indem das Wasser der Höhen sich seinen Weg der bereits in einen See verwandelten Talmulde zu suchte. Von Osten her wehte scharfer Wind. Um die Vorsprünge der Bluffs herumsausend, schnob er in die Schluchten hinein; gierig nagte er an den dort angehäuften Schneemassen. Auf das alles aber achtete Lilac nicht. Nur dem Monde schenkte sie erhöhte Aufmerksamkeit, wie ihn fragend nach den Ursachen ihrer Rastlosigkeit. Stimmen, die aus dem Innern des Hauses zu ihr herausdrangen, ermunterten sie aus ihren Träumereien. Einen scheuen Blick warf sie um sich, dann eilte sie vom Hofe hinunter und nach der Schlucht hin, in deren bewaldeter Tiefe das Wasser polternd einherschäumte.

Heftiges Schnauben drang ihr beim Betreten eines höhlenartigen Raumes entgegen, und zwei grünlich leuchtende Kugeln belehrten sie über die Stelle, auf der die alte Rattel ihren boshaften Mustang mittelst des

Lassos angebunden hatte. Noch einige Schritte weiter, und vor ihr erhoben sich die Umrisse eines im Innern erleuchteten, wenig über sechs Fuß hohen, an der Basis ebenso breiten Lederzeltes. Helleres Licht drang durch die offene Spitze und schmückte mit beweglichen roten Reflexen die niedrig hängende, reich mit Wurzeln durchzogene Erdbedachung. Süßlich duftender Rauch drängte sich langsam aus dem Zelt ins Freie hinaus. Mit dem Rauch schien sich eine heisere Stimme zu vereinigen, die eine eigentümliche taktlose, monotone Weise sang.

Einige Sekunden säumte Lilac, dann stieß sie einen kurzen Ruf aus. Der Gesang verstummte und ein ähnlicher Ruf ertönte als Antwort. Lilac kniete nieder, und den kleinen, als Tür dienenden Vorhang emporhebend, schlüpfte sie gewandt in das Zelt hinein. Fortgesetzt kriechend gelangte sie um das in der Mitte des beschränkten Raumes brennende Feuer herum, und sie befand sich vor ihrer Großmutter, der alten Rattel. Diese beachtete sie anfänglich nicht, sondern schloß ruhig den ihre Zaubermittel und Amulette enthaltenden Ledersack; erst nachdem sie ihren Schatz halb unter die ihr als Sitz dienende schwarze Bärenhaut geschoben hatte, warf sie einen Blick auf das sie gespannt beobachtende Mädchen.

„Schon vor einer Stunde sah ich dich kommen," ertönte ihre seltsame vibrierende heisere Stimme, „dein Gesicht war gelb, wie das Wachs der Biene. Böse Worte waren in deine Ohren gedrungen und hatten das Blut aus deinem Herzen verdrängt.

„Ich weiß es nicht," antwortete Lilac mit ihrem tiefen melodischen Organ, „böse Worte waren es nicht; aber ich fühlte die Schneide eines Messers in meiner Brust. Ich konnte nicht sehen, nicht atmen, ich konnte nur hören."

„So sage die Tochter meines Sohnes, was sie hörte — doch nein, meine Geister möchten es anderen verraten. Sie schlafen nicht, sie wachen mit geschlossenen Augen —. He, Wabasch — Sinte!" und als es sich auf diesen Ruf hinter ihr zu regen begann, schob sie eine mit Wasser gefüllte Ton-

schüssel vor das Feuer hin. Gleich darauf kauerten zwei Waschbären neben dem Behälter, sie mit ihren klugen Augen aufmerksam beobachtend. Die Greisin suchte zwischen den Falten ihres Rockes und warf zwei dünne Drahtnägel in das Wasser.

„Da habt ihr etwas," sprach sie zu den Tieren, die alsbald näher rückten, die langfingerigen Vordertatzen in das Wasser tauchten und, ihrer wunderlichen Gewohnheit folgend, jedes seinen Nagel suchte und diesen mit ergötzlichem Eifer zu reiben und zu waschen begannen. „Wascht so lange, bis sie blitzen, wie der Tau im Sonnenschein, wascht und hört nicht, was ich zu dem Kinde meines Sohnes spreche. Lege deinen Kopf auf meinen Schoß, Lilac; ich will zu dir sprechen, zu dir singen. Ich will dir von Menschen erzählen, die in den glückseligen Jagdgefilden wohnen. Ich will dir sagen, was sie von dir verlangen, der große Tatanga-Sinte und deine Mutter Tanuga. Ich sehe sie oft in meinen Träumen. Ich sehe sie oft im Rauch meines Feuers, wenn das trockene Zedernholz knistert und die Fäden von ihren Kleidern verzehrt; 's sind nur Fäden; mehr kann ich nicht geben, sie möchten mir zu früh fehlen."

Lilac kroch neben ihre Großmutter, und den Oberkörper zur Seite neigend, legte sie ihr Haupt auf deren Schoß. Die dürren Hände sanken auf die Stirn des Mädchens; dann fuhr die Greisin fort:

„Wollen die Weißen meine Träume verlachen? Sie können es nicht. Ich habe viele Träume gehabt, gute und böse. Beides waren Zauberträume. Was sagte ich an dem Tage, an dem der Himmel sich in Schnee verwandelte und die Erde bedeckte?"

„Es waren kluge Worte," sprach Lilac sinnend, „die Mutter meines Vaters hatte weiße Menschen gesehen, aber sie sagte nicht, daß weiße Frauen bei ihnen seien."

„Gibt es nicht braune Männer und braune Frauen?" fragte die Greisin ungeduldig, „sind meine Augen die deines Vaters oder deines Großvaters, als sie noch auf hartem Gestein die Spuren des Hirsches erkannten? Nein, meine

Augen sind alt. Aber die Weißen sind gekommen, sie schlafen vor dem Feuer im Fort. Sie werden nicht lange bleiben. Zwei Nächte und einen Tag, und sie ziehen der Morgensonne entgegen."

„Sieht die weise Mutter meines Vaters in ihren Träumen den Freund Roupideaus, den fremden Jäger?" forschte Lilac mit rührender Teilnahme.

„Ich sehe ihn. Er ist ein schöner Mann mit guten Worten und einem mutigen Herzen. Ich sah ihn vor vielen Wintern im Traum; er stand vor mir und redete Weises."

„Ich kenne alle jene Worte," erklärte Lilac leise, „ich liebe es, sie noch einmal zu hören. Sie sind Honigtropfen. Sie tun meinem Herzen wohl. Ich höre gern das Erzählen des lachenden Wassers, wenn es die Tiefe sucht. Es spricht zu mir von dem fremden Jäger mit den blauen Augen. Hat das Wasser es von der Mutter meines Vaters gelernt?"

„Nein, sie lernte es von dem Wasser," versetzte die alte Rattel, und um die Waschbären ernster zu beschäftigen, streckte sie die Hand nach ihnen aus, wie um ihnen ihr Spielzeug zu rauben. Als die Tiere knurrten und die kleinen Gegenstände eifriger zwischen ihren Tatzen rieben, fuhr sie fort: „Das Wasser kommt von sehr weit her; es kennt alle Menschen, es kennt alle Geheimnisse. Wer ins Wasser schaut, läßt sein Gesicht in ihm zurück. Das Wasser trägt es von dannen. Vom Wasser lernte ich, daß der weiße Jäger mit den blauen Augen nicht länger allein sein mag. Er will in den Grasebenen und in den Gebirgen bleiben; er will den Otter fangen und den Biber, will den Büffel jagen. Wer soll die Felle der Tiere für ihn gerben, seine Mokassins sticken, seine Mitassen nähen von festem Elkleder, daß die Dornen seine Knie nicht wundreißen? Wer soll ihm das Wildfleisch dörren zwischen Sonne und Feuer? Er hat niemand dazu, aber er braucht jemand, oder er mag sich hinlegen und verhungern und verdursten, damit die Wölfe seine Knochen benagen. Paßt ein braunes Mädchen in das Haus eines weißen Jägers? Ja; Roupideau nahm ein Oglalaweib vom Stamme der Dakotas. Sein Weib ist glücklich.

Manche Winter sind dahin gegangen, und nie fehlte es ihr an farbigen Stoffen zu ihren Kleidern. Sie besitzt Pferde und Wampumperlen in Fülle. Sie besitzt so viel, daß sie den Oglalas davon mitteilen kann. Sie hat eine offene Hand; sie ist Lilacs Mutter geworden. Die Oglala-Dakotas sind arm. Lilac soll das Weib eines Weißen, die Mutter vieler kluger Männer werden. Ich habe es nicht gewußt; aber Lilac erzählte es mir, als der Fremde noch nicht viele Nächte im Fort geschlafen hatte. Sie fragte mich, was es sei: In den blauen Augen des Fremden brenne Feuer und senge bis in ihr Herz hinein. Sie erzählte, wenn er lache, tanze ihr Herz, wenn er spreche, klinge es wie der Ruf des Blauvogels in ihren Ohren. Wo sie gehe und stehe, glaube sie in seine Augen zu schauen; er begleite sie in ihren Träumen. Was meint meine Tochter? Habe ich ihre Worte richtig verstanden?"

Lilac hatte während der Mitteilungen ihrer Großmutter die Augen geschlossen. Die flackernden Flammen beleuchteten voll ihr schönes Antlitz. Durch die braune Farbe hindurch machte sich die Regsamkeit des Blutes hinter der atlasähnlichen Haut bemerkbar, erzeugt durch die vor ihre Seele hingezauberten Bilder. Wie um diese nicht zu zerstören, hielt sie die Augen geschlossen, indem sie mit dem Ausdruck einer Somnambulen antwortete:

„Es sind dieselben Worte, die ich zu der Mutter meines Vaters sprach. Ich klagte ihr meine Not. Ich bat sie um ein Mittel aus

ihrem Zauberkasten. Ich war gesund, jetzt bin ich krank. Lachend hüllte ich mich des Abends in meine Decke, lachend warf ich sie des Morgens zur Seite. Da kam der Fremde und ich bin eine andere geworden."

„Als meine Tochter es mir erzählte," hob die Greisin alsbald wieder an, „da gedachte ich des Tages, an dem der Vater ihres Vaters zum erstenmal das Wigwam meiner Eltern betrat, und ich wußte genug. Ich öffnete den Zauberkasten um Mitternacht. Fäden nahm ich von den Kleidern aller, die zu uns gehörten, bevor sie die Reise nach dem ewigen Sonnenschein antraten. Ich legte sie auf die glühenden Kohlen meines Feuers, dazu feuchte Blätter vom roten Sumachstrauch und Weidenrinde, daß es duftete nach dem süßen Rauch aus dem federngeschmückten Kalumet deines Vaters. Lange sah ich ins Feuer, so lange, bis grauer Nebel von ihm emporstieg. Dann kamen alle, die ich gerufen hatte. Ich fragte sie, was der fremde Jäger meiner Lilac getan habe. Alle sprachen zugleich und jeden verstand ich: Chrainge will Lilac in sein Zelt führen; das soll nicht sein. Chrainge mag ihr dienen, aber nicht ihr Herr soll er sein. Wird sie das Weib des weißen Jägers, so ist sie gesund. Dann verschwanden alle. Sie hatten gesprochen, und ich wußte genug. Möge meine Tochter Geduld haben, der weiße Jäger mit den blauen Augen wird sie zu sich nehmen; er wird sie kleiden, ihr Berge von Scharlachstoffen geben, Perlen, eiserne Nadeln und Schere, Messer und Farben für die Stacheln des Stachelschweins zu ihren Stickereien."

Als die Greisin schwieg, öffnete Lilac die Augen. Ein Weilchen betrachtete sie die emsig arbeitenden Waschbären, dann sah sie in die Glut, und leise, als scheute sie sich, es auszusprechen, begann sie:

„Die Mutter meines Vaters ist eine weise Frau. Sie kennt viele Zaubermittel. Aber ihre Zaubermittel sind nur gut für braune Menschen, nicht für die weißen. Ich habe gehört, was sie zueinander sprachen. Der weiße Fremde wird nicht bleiben. Wie ich im Wasser mein Gesicht betrachte, so spiegelt er sich in den Augen der beiden weißen Mäd-

chen. Sie gefallen ihm besser, als die braunen. Er will sie begleiten. Noch zwei Nächte und einen Tag, und in den Scott-Bluffs ist es still. Des Fremden Stimme wird von dem Winde über die Prärie getragen. Er ruft nicht mehr in die Schluchten hinein, die Schluchten und Bluffs antworten ihm nicht mehr."

Sie schloß die Augen wieder und duldete, daß die hageren Hände schmeichelnd über ihr Haupt fuhren.

„Weiß meine Tochter, daß sie nicht falsch hörte?" fragte Rattel nach einer langen Pause tiefen Sinnens, „war es nicht das trockene Zedernholz im Kamin, das knisterte und ihr die schlechte Kunde zutrug?"

„Nicht das Knistern des brennenden Holzes," antwortete Lilac träumerisch; „meine Ohren waren offen. Ich hörte seine Stimme, als er sagte: ich ziehe mit nach dem Lande, in dem die Sonne aufgeht. Er konnte nicht anders. Alle sprachen zu ihm, daß es dort besser für ihn sei."

„Er wird nicht gehen," versetzte die alte Rattel, und heftig fuhr sie mit der Hand durch Lilacs schwarzes Haar, daß diese wie vor Schmerz zusammenfuhr; „nein, er wird die weißen Mädchen nicht begleiten. Ich kenne einen Zauber, der ihn hält. Mein Zauber ist gut für die weißen Menschen, ist gut für die braunen."

Sie neigte das Haupt und zog ihre Decke darüber hin. Dann herrschte tiefe Stille in dem engen Zelt. Matt leuchteten die sinkenden Flammen. Auf den straffen Lederwänden tanzten die Schatten der beiden Waschbären, sich abwechselnd vergrößernd und verkleinernd. Geheimnisvoll knisterte und knackte es in der Kohlenglut. Deutlich drang von unten aus der Schlucht das Tosen des talwärts schäumenden Wassers herauf. Zwischen den Nadeln der Tannenwipfel sang der Wind im tausendstimmigen Chor. Lilac, den wirren Phantasien und mit Scharfsinn gelenkten Einflüssen der alten Frau unterworfen, lauschte ihr mit dem rührenden Ausdruck eines unbegrenzten kindlichen Vertrauens und einer eigentümlichen stillen Ergebung.

„Ich habe ihn gesprochen, den Vater deines Vaters," fuhr Rattel plötzlich empor, indem sie die Decke zurückwarf, „dort über der Kohlenglut schwebte er, der große Zauberer und Medizinmann. Ich weiß jetzt alles. Der Fremde wird bleiben. Ich erhielt ein Mittel, ihn festzuhalten. Mag er mit den lichtäugigen Frauen von dannen ziehen: Ehe viel Nächte vorübergegangen sind, klopft er wieder an die Tür Roupideaus. Wenn auf den Ebenen die Herbstbrände über das Gras hinfegen, gehört Lilac dem Fremden. Lilac darf keines braunen Mannes Weib werden. Chrainge ist ein großer Krieger, aber sein Herz ist Wachs. Lilac ist zu schön, zu klug für ihn. Mag er sich ein anderes Weib unter den Dakotamädchen suchen."

In Lilacs Augen glühte es wie Verzückung, und Rattel fuhr fort, die Stimmung ihrer jungen Verwandten zu einem Zweck auszunützen, den sie als segensreich für deren Zukunft betrachtete.

„Ich will die weißen Frauen sehen," sprach sie, ohne die scharfen schwarzen Augen von den dem Gluthaufen entwirbelnden Rauchwölkchen abzuwenden, „ich will ihnen sagen, was die Geister der Toten mir anvertrauten. Doch das ist nicht genug. Meine Tochter muß helfen. Sie besitzt das starke Herz ihres Vaters; sie ist mutig wie ein junger Gebirgsbär, sie ist gewandt wie die Eidechsen ringsum in den Schluchten. Zwei Nächte bleiben ihr. Sie ist im Besitz einer Schere. Sie wird eine Locke von dem Haupte des weißen Jägers schneiden und sie mir bringen, dazu eine Locke von ihrem eigenen Haar. Die Hälfte von beiden werde ich hier auf den Kohlen verbrennen. Die anderen Hälften mag meine Tochter behalten, ineinanderflechten und auf ihrem Herzen tragen. In dem Haar ist Leben verborgen. Warum könnte es sonst wachsen? Wo ein Teil des Lebens ist, dahin zieht's auch die anderen Teile. Der fremde Jäger wird suchen, und weiß nicht was. Er wird nicht rasten, bis er sein Haupt dahin legt, wo seine Locke verborgen. Legt er sein Haupt auf Lilacs Brust, so ist er ruhig, er weiß, wohin er gehört."

Größer und größer schienen Lilacs Augen bei diesen Schilderungen zu werden und schwärmerischer leuchtete das ihnen entströmende Feuer.

„Ich werde die Locke rauben zwischen jetzt und Sonnenaufgang," sprach sie entschlossen, „mag er dahin ziehen, wo das Tageslicht wohnt, dahin, von woher die Schneestürme kommen, er wird seinen Weg zurückfinden."

„Er wird seinen Weg zurückfinden," wiederholte Rattel zuversichtlich, dann scheuchte sie die Waschbären in einen Winkel, worauf sie die Nägel aus dem Wasser nahm und sorgfältig zwischen den Falten ihres Rockes festnestelte.

Lilac hatte sich erhoben.

„Soll ich bleiben, soll ich gehen, oder soll ich die Freundin der Geister auf ihrem Wege begleiten?" fragte sie ehrerbietig.

„Ich bin alt, sehr alt," antwortete Rattel, sich ebenfalls erhebend, „aber meine Füße sind noch die einer Antilope. Ich gebrauche niemand, um mich auf ihn zu stützen. Gehe meine Tochter dahin, wo die weißen Männer mit den weißen Frauen beraten, als wären sie ebenfalls Männer. In der Zeit, die mein Pferd gebraucht, dreimal um das Fort herumzulaufen, stehe ich vor der Tür. Rufe meine Tochter die fremden Mädchen in einen Winkel, bis wohin die Ohren der Männer nicht reichen. Ich will zu ihnen sprechen. Gehe, ich finde meinen Weg ohne Hilfe."

Gehorsam entfernte sich Lilac. Draußen säumte sie nur lange genug, um ihre Augen an den jähen Wechsel der Beleuchtung zu gewöhnen. Dann begab sie sich an dem grimmig schnaubenden Pony vorbei nach einer Stelle, auf der sie, Wurzeln und Gestein als Leitersprossen benutzend, ohne große Anstrengung den obersten Uferrand erreichte.

Die alte Rattel hatte unterdessen ihren Zauberbehälter wieder geöffnet. Nachdem sie eine Weile zwischen den hunderterlei Gegenständen gesucht hatte, die alle darauf berechnet waren, den finsteren Aberglauben ihrer Stammesgenossen zu schüren, zog sie eine dünne, scharfkantige Stahlfeile hervor, wie solche von den Pelztauschern an die Ein-

geborenen zum Ausarbeiten und Anschärfen ihrer aus Bandeisen geschnittenen Pfeilspitzen verkauft werden. Diese steckte sie zu sich, und nachdem sie den Behälter wieder vorsichtig geschlossen und an einer Zeltstange aufgehangen hatte, schlüpfte auch sie ins Freie hinaus. Ihre Bewegungen waren kaum weniger gewandt und sicher, als die ihrer Enkelin; keine zehn Minuten waren seit ihrer Trennung von dem Mädchen verstrichen, als sie nach dem Hofe des Forts hinaufschlich und sich Roupideaus Wohnung näherte, in der Lilacs Abwesenheit kaum beachtet worden war. Man war gewohnt, daß sie, je nach Laune, wie ein Irrlicht verschwand und wieder zum Vorschein kam, bald in dieser, bald in jener Hütte vorsprach oder auch ihrer Großmutter einen Besuch abstattete.

Die Abendmahlzeit war beendigt, und in lebhaftem Geplauder saßen die verschiedenen Gruppen beieinander, als Stephanie plötzlich eine leise Berührung an ihrer Schulter fühlte. Überrascht sah sie empor, und ein herzlich wohlwollendes Lächeln erhellte ihre schönen Züge, sobald sie in Lilacs ihr zugeneigtes Antlitz schaute.

„Wollen meine Freundinnen mich begleiten?“ fragte diese mit kaum merklich hervortretender Befangenheit.

„Gewiß, Lilac,“ antwortete Agathe bereitwillig, an die die Frage ebenfalls gerichtet gewesen.

„Das heißt,“ fügte Stephanie freundlich hinzu, „zuvor möchte ich wissen, wohin du uns zu führen gedenkst.“

„Nicht weit,“ erklärte die junge Indianerin, „nur nach der Stätte, auf der meine Freundinnen die Nächte verbringen.“

Ohne Säumen erhoben sich die Schwestern, und Lilac folgend, traten sie mit ihr auf den Flur hinaus. Dort blieb Lilac stehen, und ihr Haupt dem der Schwestern nähernd, flüsterte sie geheimnisvoll: „Meine Freundinnen mögen auf ihren Schlafstätten warten. Die weise Oglala-Frau will zu ihnen sprechen.“

„Die Geisterseherin?“ fragte Stephanie lebhaft und offenbar befriedigt durch die Aussicht auf eine Zusammen-

kunft mit der rätselhaften Frau, von der sie bereits Wunderdinge gehört hatte.

„Die Geister der Toten folgen ihrem Ruf," antwortete Lilac, „sie sprechen zu ihr über vieles. Sie weiß mehr, als andere Menschen; die Zukunft ist ihr nicht fremd."

„So beeile dich," versetzte Stephanie frohgemut, und da Lilac in demselben Augenblick verschwand, fuhr sie zu Agathe fort, indem sie in den durch ein niedergebranntes Kaminfeuer dürftig erhellten Schlafraum eintraten: „Also eine Wahrsagerin. Sollte man nicht glauben, sich in einem hochzivilisierten Lande zu befinden, wo Geisterklopferei und Kartenlegen zu einem einträglichen Gewerbe geworden?"

„Auf Kosten verbildeter Gemüter," fügte Agathe hinzu, „und dennoch bin ich gespannt auf die Offenbarungen indianischen Aberglaubens."

Stephanie war im Begriff, das Kaminfeuer zu schüren, als die Tür sich unter Lilacs Händen leise öffnete und sie in Begleitung ihrer Großmutter fast geräuschlos neben die beiden Schwestern hinglitt. Ohne einen Laut des Grußes kniete Rattel vor dem Kamin nieder. Die neugierigen Blicke der Mädchen nicht beachtend, warf sie einige Wollfäden und schmale Lederstreifen auf die Glut, mit starrem Ausdruck deren Vernichtung überwachend.

„Die Sprache der Weißen kennt sie nur wenig," erklärte Lilac unterdessen, „sie will durch meine Zunge reden. An jeder Seite von ihr soll eine fremde Frau sitzen. Sie hat die Geister gerufen. Mögen meine Freundinnen ihre Ohren öffnen."

Stephanie und Agathe wechselten einen Blick des Einverständnisses und gaben der an sie gerichteten Aufforderung Folge. Neugierde, das zu erfahren, was die Greisin ihnen mitzuteilen haben würde, erfüllte sie. Sie konnten nur glauben, daß es sich um die Gewinnung eines Geschenkes handle. Der feierliche Ernst in Lilacs Haltung und die heilige Überzeugung, die auf dem schönen bräunlichen Antlitz ausgeprägt war, veranlaßten sie indessen, ihr zuliebe eine gewisse Andacht zur Schau zu tragen.

Nachdem Lilac neben dem Kamin so niedergekniet war, daß sie das Mienenspiel der Alten genau zu überwachen vermochte, hob diese mit ihrem eintönigen Organ an, nach jeder neuen Bemerkung ihrer Enkelin hinreichend Zeit gönnend, sie zu übersetzen und gewissermaßen in ein freundlicheres Gewand zu kleiden.

„Ich habe die fremden Reisenden mit den zwei Frauen gesehen, als sie noch auf der anderen Seite der hohen Berge wanderten," begann die Alte. „Ich meldete sie an im Fort Roupideau, bevor der Schnee ihre Schritte hemmte. Sie sind gekommen: ich habe wahr gesprochen. Die Fremden kommen aus einem Lande, in dem Gold im Sande zerstreut liegt. Sie wollen dahin, wo die Sonne aufgeht. Ihre Reise ist eine gefährliche. Ein Jäger wohnt in diesem Hause. Die Oglalas kennen ihn nicht lange, aber sie nennen ihn eine offene Hand. Wenzel nennen ihn seine weißen Freunde. Sein Herz ist mutig, sein Arm stark, sein Auge ist das des Falken. Aber Unglück begleitet seine Schritte. Zieht er mit den Weißen von dannen, so bleicht die Frühlingssonne seine Gebeine und die seiner Freunde. Bleibt er hier, so ist alles gut. So sagen mir die Geister, die aus den glückseligen Jagdgefilden gekommen sind, um die guten Fremden zu warnen. Ich habe gesprochen, ich weiß nichts mehr."

Nach dieser Kundgebung ließ Rattel, wie vor Erschöpfung, das Haupt auf die Brust sinken. Lilac dagegen, nachdem sie die letzten Worte verdolmetscht hatte, blickte abwechselnd auf Stephanie und Agathe, als hätte von deren Äußerung ihr Leben abgehangen.

Auf Agathens kindlich holden Zügen prägte sich tiefe Besorgnis aus. Obwohl fremd jedem leisen Hinneigen zum Glauben an Übernatürliches, mochten Bilder, wie solche ihr seit den letzten Stunden vorschwebten, neues Leben gewinnen. Sie vergegenwärtigte sich die zwischen Randal und Wenzel bestehende Feindseligkeit und die möglichen Folgen, wenn sie in einen längeren und engeren Verkehr miteinander traten. Stephaniens Antlitz offenbarte dagegen eine ge-

wisse Enttäuschung. Die Worte der Oglala-Frau galten ihr als gleichbedeutend mit dem Winde, der draußen um die Ecke des Forts brauste. Hätte die Warnung entgegengesetzt gelautet, so würde sie nicht gezögert haben, sie heimlich zu verkünden und launig als Mittel zu benutzen, etwaige Bedenken gegen Wenzels Mitreise, gleichviel von welcher Seite sie erhoben wurden, niederzukämpfen. Doch nunmehr ihm abzuraten und dadurch Ranndals heimliche Wünsche zu begünstigen, das verwarf sie mit Verachtung. Nur einige Sekunden sann sie nach, dann lächelte sie sorglos. —

„Welchen Eindruck hast du empfangen?" fragte sie die Schwester.

Agathe erzwang ebenfalls eine heitere Miene und fragte zögernd zurück:

„Glaubst du an Ahnungen?"

„Mit anderen Worten, die Offenbarungen der alten Frau sind nicht spurlos an dir vorübergegangen?" versetzte Stephanie scherzhaft spöttelnd.

„Nur insoweit," gab Agathe zu, „indem ich unwillkürlich folgerte, daß, wenn einen unserer Gesellschaft ein Unfall beträfe, wir nicht frei von Selbstvorwürfen blieben, hätten wir das Erfahrene für uns allein behalten."

Stephanie lachte.

„Es würde dich also keine Überwindung kosten, unsern neuen Freund, von dessen Gesellschaft ich mir gute Unterhaltung verspreche, auf Grund der Prophezeiung zum Hierbleiben zu bewegen?“ fragte sie, daß es wie Tadel klang.

„Nicht auf Grund der Prophezeiung,“ versetzte Agathe befangen, „sondern weil es wie eine Ahnung meine Seele durchzieht, daß aus dem täglichen Verkehr der einander feindlich gesinnten Männer nichts Gutes hervorgehen kann.“

„O, ich bin vom Gegenteil überzeugt,“ nahm Stephanie schnell wieder das Wort; „doch mein Ja ist nicht berechtigter, als dein Nein; lassen wir daher den Vater entscheiden, und ich bürge dafür, er stellt sich auf meine Seite.“

„Wie glaubst du, daß Ranndal und Hilldown, oder gar Wenzel selber die Sache beurteilen würden?“

„Ranndal und Wenzel können nur wie vernünftige Männer urteilen,“ antwortete Stephanie, und überzeugt fügte sie hinzu: „Stimmen sie in ihren Ansichten nicht überein, so ist der Grund dafür eben in ihrer gegenseitigen Abneigung zu suchen. Hilldown aber ist ein alter Kalifornier, der im Aberglauben mit den Eingeborenen wetteifert, und so bliebe schließlich nur das Urteil des Vaters als eines Unparteiischen übrig.“

Sie kehrte sich Lilac zu, deren Blicke lange ängstlich zwischen den beiden Schwestern hin und her geschweift waren.

„Meine süße Lilac,“ hob sie mit herzlichem Wohlwollen an, das bewies, in wie hohem Grade das holde Naturkind auch sie bezaubert hatte; „es ist nicht leicht, die Gesellschaft jemandes zurückzuweisen, den man gern um sich sieht, und dazu auf Gründe hin, deren Unfehlbarkeit man nicht anerkennt. Aber ich möchte der armen alten Frau ungern durch Nichtachtung ihrer Ratschläge eine Täuschung bereiten. Sage ihr daher, wir bewunderten ihren Scharfsinn; wir würden aber noch viel höher von ihr denken, wenn sie durch Geschenke sich dazu bewegen ließe, die drohenden Gefahren zu verscheuchen und das ihrige zu unserer glücklichen

Ankunft am Missouri — natürlich in des Herrn Wenzel Gesellschaft — beizutragen."

Lilac setzte ihre Großmutter von Stephaniens Einwänden in Kenntnis.

Die Antwort erfolgte augenblicklich. Sich emporrichtend, schaute die Greisin Stephanie fest ins Antlitz; dann sprach sie lebhaft:

„Wenn die weißen Frauen dem Winde viele rote Decken und Berge von Kaliko bieten, hört er dann auf, Schnee herbeizutragen? Nein! Durch meine Zunge sprechen die Geister von Menschen, die längst den Würmern zum Fraß dienten. Sie brauchen keine Decken, keine Pferde. Sie haben nur eine Zunge. Sie sprechen die Wahrheit. Von ihnen weiß ich alles. Zieht der weiße Jäger mit den Fremden über die Prärien, so schmilzt im Frühling der Schnee über den Gebeinen von allen. Bleibt er, so spiegeln die Fremden sich bald im Wasser des Missouri. Sind meine Worte Wind, so mögen sie an den Ohren der Fremden vorbeigetragen werden."

Mit fast jugendlicher Gewandtheit erhob sie sich, und ohne die drei Mädchen eines Blickes zu würdigen, schritt sie zur Türe hinaus.

„Sie ist zornig," bemerkte Stephanie, halb zu Agathe, halb zu Lilac gewendet, „und ich glaubte, durch mein Anerbieten alles auf die einfachste Art zu schlichten."

„Sie ist nicht zornig," beteiligte die junge Dakota sich schüchtern an dem Gespräch, „sagt sie, es droht Gefahr, so ist es ratsam, mit offenen Augen und Ohren zu schlafen. Sie trauert um den Tod der weißen Mädchen und ihrer Freunde."

Sie hatte sich erhoben. Stephanie war vor Lilac hingetreten. Sie um Handbreite überragend, blickte sie mit herzlicher Teilnahme in die zu ihr aufgeschlagenen, prachtvollen Augen. Sanft strich sie die atlasweichen braunen Wangen.

„Du liebes treues Kind," sprach sie bewundernd, „warum kannst du selber uns nicht begleiten? Wir wollten dich hal-

ten, wie unsere Schwester, und bevor lange Zeit verstriche, dächtest du über die Weissagungen der armen alten Frau nicht anders, als ich und meine Angehörigen."

Lilac seufzte tief auf und neigte das Haupt, wie sich beugend unter einer ihr aufgebürdeten schweren Last. Gleichsam willenlos duldete sie, daß die beiden Schwestern, gerührt durch ihr kindlich sanftes Wesen und die aus tiefgewurzeltem Aberglauben entspringende Besorgnis, sie zwischen sich nahmen und mit ihr nach der anderen Seite des Hauses hinüberschritten. Erst als die Tür sich vor ihnen öffnete und sie einen vollen Anblick der vor dem Kaminfeuer versammelten Männer gewannen, kehrte Lilacs Fassung zurück. Wie beschämt lächelte sie den freundlichen Gefährtinnen zu, und sich ihnen sanft entziehend, schlich sie auf einem Umwege in die Nähe des Kamins.

Die alte Rattel war unterdessen vom Hofe verschwunden. Anstatt ihr verstecktes Zelt aufzusuchen, schritt sie auf dem Ufer der Schlucht eine kurze Strecke talwärts. Dort blieb sie stehen, und das Haupt der Tiefe zugeneigt, stieß sie einen täuschend ähnlichen Eulenruf aus. Von unten herauf antwortete das kurz abgebrochene Jauchzen des Prärievolfs. Zwischen den zu ansehnlicher Höhe gelangten Zedern flackerte mattes Licht, das, einem schleunigst geschürten Feuer im Innern eines Zeltes entströmend, dessen Umrisse hervortreten ließ. Das Geräusch, mit dem jemand den in schwarzem Schatten liegenden Abhang zu ersteigen begann, wurde vernehmbar. Kaum eine Minute dauerte es, und vor der Greisin schwang sich der gelbgesichtige Dakota nach dem Ufer hinauf.

„Versteht mein Freund Chrainge, eine Maultierherde zur Nachtzeit zu scheuchen, daß sie in alle Winde flieht und im Lauf inne hält, wenn die Sonne die Ränder der Scott-Bluffs mit Feuer malt?" fragte Rattel alsbald den vor ihr stehenden wilden Krieger.

„Ich verlernte es nicht," antwortete Chrainge, „ich besitze ein gutes Wolfsfell, um mich damit zu bekleiden; meine

Stimme gellt, wie die eines hungrigen Coyotes; ich vermag den Bogen von Elkhorn zu spannen und stumpfe Pfeile auf warmes Maultierfleisch zu schießen."

„Gut," erklärte Rattel, „Chrainge will der Vater von Lilacs Söhnen werden, und dazu bedarf es eines großen Zaubers. Er wird mir helfen, ihn zu vollbringen. Aber er darf nicht fragen, muß schweigend erfüllen, was die Geister durch mich von ihm fordern, oder der Zauber wird ihm selbst verderblich."

„Spreche die weise Frau der Oglala-Dakotas; meine Ohren sind offen," antwortete Chrainge düster.

„Der Stamm der Dakotas ist gelichtet," fuhr Rattel listig fort, „viele große Krieger starben an den Krankheiten der Weißen, viel durch deren Kugeln. Jetzt sind die Oglalas und Weißen Freunde. Die Weißen bringen allen Dakotas Gutes; die Dakotas sollen ihnen Gutes erweisen. Reisende sind vom Schneesturm hierher verschlagen worden; Chrainge hat alle gesehen. Der lichthaarige Jäger will sie bis an den Missouri und den

den Vater der Ströme begleiten; das darf nicht geschehen. Chrainge soll ihm wehren, soll ihn zwingen, zu bleiben."

„Soll Lilac sich länger in seinen Augen spiegeln?" fragte Chrainge finster. „Sage die weise Rattel, ich soll ihn hindern, die Fremden zu begleiten, und ich bringe ihr seine Wirbellocke. Die Augen der Toten sind blind; kein Mädchen spiegelt sich darin."

„Mein Freund Chrainge spricht mit der Zunge eines Knaben," versetzte Rattel verweisend, „will er, daß alle Sioux-Stämme unter den Kugeln der Weißen sterben, so erhebe er sein Beil gegen den fremden Jäger. Will er, daß Lilacs Herz mit dem des fremden Jägers sich in Staub verwandele, so bringe er mir seine Wirbellocke. Nein, der fremde Jäger bedarf des Schutzes Chrainges. Er muß auf dem Fort weilen, bis Feuer das Herbstgras der Prärien verzehrt; er muß weilen, bis Lilacs Augen nicht mehr die seinigen suchen, sondern sich in denen Chrainges spiegeln. Dann mag der fremde Jäger ziehen, wohin es ihm beliebt; er trägt Lilacs Herz nicht von dannen."

„Weiter, weiter," sprach Chrainge dumpf, „die weise Frau der Oglalas hat gute Gedanken."

„Gut," versetzte Rattel zufrieden; „Chrainge ist ein Mann für Lilac. Seine Augen sind die der Nachteule. Er wird den fremden Reisenden heimlich folgen, wenn sie dem Fort den Rücken kehren; zehn ausgehöhlte Knochensplitter gebe ich ihm, alle getaucht in das Gift der Klapperschlange. Die Splitter befestigt er an stumpfe Pfeile; das soll seine Waffe sein. Befindet der weiße Jäger sich unter den Fremden, so scheucht Chrainge zur Nachtzeit die Maultiere, daß sie einen Tag gebrauchen, um sich wieder zu versammeln. Eins aber trägt einen Knochensplitter in seiner Haut, damit die aufgehende Sonne ein totes Tier beleuchte. Kehrt der weiße Jäger nach dem Fort zurück, so ist es gut; Chrainge hat den Zauber vollendet. Zieht er weiter mit dem Fremden, so mag Chrainge in der folgenden Nacht zwei Tiere töten;

in der dritten aber eines der weißen Mädchen, in der vierten das andere, und der weiße Jäger bringt Lilacs Herz nach dem Fort zurück. So ist der Wille der großen Krieger, die in den glückseligen Jagdgefilden wohnen. Wird Chrainge ihnen Folge geben?"

„Chrainge wird die Herde scheuchen," antwortete dieser mit aufflammendem Fanatismus, „er wird die Tiere töten und die weißen Mädchen, daß niemand sieht, woher die Wunde kam."

„Es ist gut," billigte Rattel, „ist alles geschehen und der weiße Jäger wieder hier eingezogen, dann mag Chrainge rasten, sich erfreuen der kommenden Dinge."

Ohne eine weitere Erklärung zu erwarten, kehrte sie sich ab. Chrainge, von abergläubischer Furcht und scheuer Verehrung erfüllt, blickte ihr nach, so lange er ihre Gestalt zu unterscheiden vermochte; dann glitt er in die Schlucht zurück. Einige Minuten später tönten dumpfe Trommelschläge und wilder Gesang von unten herauf, wo er sich zur Ausführung der ihm erteilten Aufträge stählte.

Anstatt sich ebenfalls in ihr Zelt zurückzuziehen, schlich Rattel wieder nach dem Hofe hinauf und in den Winkel, in dem Eichwerders Wagen standen. Niemand begegnete ihr, niemand sah, wie sie unter einen der Wagen kroch, niemand hörte das leise knirschende Geräusch, mit dem sie die Feile handhabte und dicht vor dem einen Rade eine schmale Kerbe in die eiserne Hinterachse einschnitt. Geduldig und ohne aufzuhören arbeitete sie. Ein mühsames Werk war es, das sie unternommen hatte; aber tiefer und tiefer, wenn auch nur nach Haaresbreiten berechenbar, senkte sich das unscheinbare Werkzeug in das Eisen. Erst als der Morgen graute, ließ die unheimliche Alte von ihrem Werk ab. Höchstens ein Viertel der Achse hatte sie durchschnitten. Bei zunehmender Beleuchtung die Kerbe betrachtend, schüttelte sie unzufrieden ihr greises Haupt. Eine zweite Nacht mußte geopfert werden, um die Arbeit so weit zu fördern, daß der beabsichtigte Erfolg nicht zu lange auf sich warten ließ. Behutsam füllte sie die Kerbe mit verdicktem Fett aus, das sie

vom Rade ablöste. Ordnend fuhren ihre Hände über die Stelle, auf der sie, unermüdlich schaffend, die Nacht hindurch gesessen hatte, und unbemerkt, wie sie gekommen war, verließ sie den Hof wieder.

Fünftes Kapitel.

Die Ruhestatt im Fort. Das Amulett.

Während Rattel ihren zähen Körper aufs äußerste anstrengte, um den Zauber zu vollenden, von dem sie Glück und Wohlstand für ihre Enkelin erhoffte, war diese ebenfalls nicht müßig geblieben. Ein willenloses Werkzeug in den Händen der fanatischen Frau, bestärkt aber in dem Irrwahn durch das geheimnisvolle Sehnen, mit dem sie sich zu Wenzel hingezogen fühlte, hatte sie es verschmäht, sich gleichzeitig mit Stephanie und Agathe zur Ruhe zu begeben. Vor dem Kamine saß sie, das Haupt den Flammen zugeneigt, wie um in dieser Stellung im Halbschlummer die Nacht zu verbringen. Roupideau, der sich, ähnlich den übrigen Anwesenden, auf einer Büffelhaut in seine Decke gehüllt hatte, fand nichts Befremdendes in ihrem Verfahren. Er war zu vertraut mit den indianischen Naturen, wußte daß sie sich nicht streng an die üblichen Stunden der Ruhe binden, daß oft ein Traum, eine Laune Veranlassung zu dem seltsamsten Treiben gaben.

„Wenn du ohnehin dort sitzen bleibst," rief er Lilac zu, „so sorge, daß die Kälte uns nicht ermuntert."

Lilac sah empor. Ein süßes Lächeln spielte auf dem rötlich beleuchteten Antlitz.

„Holz liegt zur Hand," sprach sie zutraulich, „sollte ich einschlafen, so verstehe ich es, einen toten Funken wieder zum Leben zu bringen," und einen fächerartig getrockneten Truthahnschweif aus den Falten einer neben ihr liegenden

Decke hervorziehend, wehte sie damit, wie zur Probe, in die Glut, daß die weiße Asche stäubte, „mögen alle schlafen. Ich sorge, daß das Feuer nicht stirbt."

Roupideau legte die Pfeife zur Seite; nur wenige Minuten, und Vergessenheit legte sich um seine Sinne. Wenzel blieb länger munter. Die Arme unter sein erhöht liegendes Haupt geschoben, blickte er träumerisch nach dem Kamin hinüber. Die junge Indianerin fesselte seine Aufmerksamkeit. Selbst in ihrer gebeugten Haltung offenbarte sich jene Anmut, die, ein holdes Geschenk der Natur, durch keine künstlichen Mittel ersetzt oder anerzogen werden kann. Er verglich sie mit Stephanie und Agathe, diesem lieblichen Schwesternpaar, dem alle Segnungen einer sorgfältigen Erziehung zuteil geworden. Welcher der drei holden Gestalten, unter sich so verschieden und doch in gleichem Maße von einer schöpferischen Natur bevorzugt, sollte er den Preis zuerkennen? Die beiden Schwestern meinte er ebenso deutlich vor sich zu sehen, wie die junge Indianerin; bald neigte er sich dieser, bald jener zu. Er gedachte einer Zusammenstellung von Rosen verschiedener Farbe, aber in gleichem Maße das Auge entzückend, durch ihren Duft erfreuend. Was sollte ihm eine einzelne Rose? fragte er sich; getrennt von den anderen, meinte er, daß ihre Reize erbleichten, wogegen im Vereine mit den Gefährtinnen der Kontrast den Zauber erhöhte. Aber ein kurzer Zeitraum, und hinter ihm zurück blieb die Tochter der Wildnis. Einige Wochen später, und auch das Schwesternpaar wurde seinem Gesichtskreise entrückt, um nur noch in seiner Erinnerung eine Stätte zu finden.

„Willst du die ganze Nacht durchwachen?" fragte Wenzel freundlich.

„Ich wache für die Männer," antwortete Lilac leise.

„Ein weißes Mädchen würde sich schwerlich zu solchen Dienstleistungen verstehen," sagte Wenzel lobend.

Lilac sah ins Feuer. Wenzel bemerkte daher nicht, wie bei seinen anerkennenden Worten und dem Vergleich ihre

Augen schwärmerisch glühten und ihre Wangen sich durch das sammetweiche Braun hindurch rötlich färbten.

„Will unser Freund nicht schlafen?“ fragte sie nach kurzem Sinnen, „er ist der einzige hier mit offenen Augen. Vor ihm liegt eine große Reise. Er bedarf der Stärkung.“

„Wohl ist jedes Stündchen sicherer, ungestörter Ruhe unschätzbar,“ erwiderte Wenzel, „gute Nacht daher, meine liebe, herzige Lilac. Bin ich erst fern, so werde ich oft, sehr oft an meine schöne Oglala-Freundin denken.“

Lilac kehrte sich mit einer schnellen Bewegung um und sandte ihm einen heißen Blick zu. Wenzel sah nicht den Ausdruck ihres Antlitzes. Vor dem hellen Hintergrunde erschien es ihm schwarz. Lilac dagegen, als hätte die unwillkürliche Bewegung sie gereut, sah wieder ins Feuer. Sie lachte vor sich hin leise und doch herzlich, wie jemand, der in einer wichtigen Angelegenheit sich ein entscheidendes Urteil zutraut.

„Gute Nacht, Lilac!“ rief Wenzel ihr nach einer Pause noch einmal zu.

„Mögen gute Träume den Freund meines Beschützers besuchen,“ antwortete Lilac.

„So träume ich von dir, mein schönes Dornröschen,“ lachte Wenzel sorglos. Sein Haupt sank zurück. Ein Weilchen beobachtete er noch die Schatten, die auf den Wänden und der rußigen Zimmerdecke tanzten; sein Atem wurde tiefer und hörbarer; noch ein paar Augenblicke, und Lilac war die einzige sich selbst bewußte Seele in dem Gemach.

„Gute Nacht!“ rief sie über die Schläfer hin. Niemand antwortete. Die Leute, die gewohnt waren, gleichsam nur mit einem Auge zu schlafen, die im Freien durch das überlaute Zirpen eines Heimchens wachgerufen wurden: hier am geschützten Ort und in dem vollen Bewußtsein ihrer Sicherheit, schliefen sie, als hielte Betäubung ihre Sinne umfangen.

„Gute Nacht,“ wiederholte Lilac etwas lauter. Als auch jetzt keine Antwort erfolgte, erhob sie sich. Ängstlich spähte sie durch das Gemach. Sie, der es angeboren, sich vollstän-

dig zu beherrschen, ihre Regungen, welcher Art sie sein mochten, zu verheimlichen, in diesem Augenblick verleugnete sich die indianische Natur. Die schöne Bronzefarbe ihres Antlitzes war lichter geworden, während ihre großen Augen unstet von einem Schläfer zum anderen schweiften. Flüchtig betrachtete sie einige Stammesgenossen, die mehr abseits

lagen und mit den über die Köpfe gezogenen Bisondecken sich kaum von den an den Wänden übereinander geschichteten Tierfellen unterschieden. Flüchtig betrachtete sie auch die im Halbkreise vor dem Kamin, die Füße dem Feuer zugekehrt, rastenden Weißen. Länger hafteten ihre Blicke auf dem Antlitz Wenzels, dessen Haupt erhöht ruhte, so daß Beleuchtung und Wärme des Feuers es streiften. Sie schien ihre Augen nicht von ihm losreißen zu können. Endlich

aber gelangte sie zu einem Entschluß. Sich dem Feuer zuneigend, begann sie die in einem Mantel roter Kohlen eingehüllten Holzblöcke zu schüren. Behutsam schichtete sie sie hohl, daß die Flammen, ohne die Helligkeit zu vermehren, von unten an ihnen nagten. Die losgelösten Kohlen zog sie nach vorn, dadurch die Wärme in dem Gemach erhöhend. Wiederum beobachtete sie die Schläfer aufmerksam. Die Wirkung der Hitze und des Harzduftes machte sich bald bei diesem, bald bei jenem wahrnehmbar. Mehr und mehr erschlafften die Züge. Es war ein bleierner Schlaf, der alle umfing, ein Schlaf, von dem Lilac wußte, daß er bei anhaltender Wärme Unruhe im Gefolge haben würde. Ihre eigenen Bewegungen wurden daher schneller und lebhafter, indem sie den Truthahnschweif in die linke Hand nahm und mit der rechten eine kurze Schere aus den Falten ihres Gewandes hervorzog. So ausgerüstet, begann sie zwischen den Schläfern hin das Gemach zu durchwandeln, geräuschlos, unhörbar, vorsichtig prüfend, ob sie vielleicht noch beobachtet werde.

Niemand rührte sich. Zu Häupten der dem Kamine zunächst liegenden im Halbkreise herumschleichend, wehte sie mit dem Fächer bald über dieses, bald über jenes Antlitz. Ein Ausdruck des Wohlbehagens machte sich jedesmal bei dem Betreffenden wohl bemerklich, aber auch jene Regelmäßigkeit des Atmens, die von einem undurchdringlichen Schlafe zeugt. Wenzel unterwarf sie ebenfalls dieser Probe; dann kniete sie bei ihm nieder. Leise schwang sie den Fächer über sein Antlitz hin, leise und behutsam, um der Kühlung keinen Luftzug beizugesellen. Zugleich ordnete sie mit der Schere die halblangen Locken, die sich unter seinem Haupte hervorgeschoben hatten. Endlich hielt sie eine Haarsträhne von der Dicke eines Fingers zwischen den Schneiden. Sie hatte sie bedachtsam so gewählt, daß ihr Verlust nicht leicht bemerkt wurde. Noch einmal spähte sie argwöhnisch um sich, ohne die Bewegungen des Fächers einzustellen; dann knirschte es leise. Fortgesetzt fächelnd erhob sie sich. Neben der Schere hielt sie die beinah handlange Locke. Einen

letzten Blick warf sie auf den Schlafenden, einen langen Blick, als hätte sie gewaltsam erkunden wollen, welche Bilder ihn im Traume umschwebten. Doch nichts verriet, daß ihr Verfahren irgendwelchen störenden Eindruck hinterlassen hatte. Wie die übrigen Anwesenden, schlief auch Wenzel ruhig weiter. Mit den gleichen behutsamen Bewegungen, wie sie gekommen war, schlich sie ans Feuer zurück, wo sie ihre alte Stellung wieder einnahm, nur daß sie den Schläfern den Rücken zukehrte. Nachdem sie die Decke über ihr Haupt gezogen und dadurch fremde Blicke von ihrem heimlichen Tun ausgeschlossen hatte, teilte sie die Locke in zwei Hälften. Die eine umwand sie mit einem roten Wollfaden und barg sie auf ihrem Körper. Der anderen dagegen fügte sie eine gleich starke Locke des eigenen Haares bei, beide auf dem stärkeren Ende mittelst fein gespaltener Hirschsehne fest miteinander vereinigend. Sauber und kunstfertig durchflocht sie darauf das dunkelblonde Haar mit dem schwarzen, sauber und kunstfertig bis zu den äußersten Spitzen, wo eine andere Sehne als Schloß vorgelegt wurde. Damit war der Zauber, den die alte Rattel ihr angeraten hatte, vollendet. Mochten jetzt alle erwachen, sie beunruhigte es nicht mehr. Ihr gehörte der fremde weiße Jäger mit Leib und Seele. Mochte er sich in den nächsten Tagen, Wochen und Monaten von ihr wenden, sie nicht mehr beobachten: mit unzerreißbaren Zauberbanden war er an sie gekettet; wohin er seine Schritte lenkte, gleichviel, ob an den fernen Missouri oder nach dem Goldlande, immer wieder mußte er zu ihr zurückkehren.

Derartige Empfindungen waren scharf auf dem lieblichen braunen Antlitz ausgeprägt. Feucht blickten die großen dunkeln Augen. Eine gewisse Erschlaffung machte sich in ihren Zügen, wie in der ganzen Haltung geltend. Auf die heftige, durch den künstlich geschürten Aberglauben hervorgerufene Erregung war süße Abspannung gefolgt, eine innere Befriedigung, wie nach dem Vollbringen einer schweren, jedoch eine glückliche Zukunft verheißenden Aufgabe. Die zusammengeflochtenen Locken hielt sie in beiden Händen, sie abwechselnd an die linke und an die rechte Wange pressend.

Dabei schloß sie die Augen, wie um, nicht gestört durch äußere Eindrücke, ihre Phantasie frei walten zu lassen, sich mit Bildern zu umgeben, die ihrem Sinnen und Denken, ihrem Hoffen und Sehnen am meisten entsprachen.

Sechstes Kapitel.

Der Unfall in der Schlucht. Eine seltsame Heimkehr.

Ein prächtigeres Reisewetter hätten Eichwerder und die Seinigen sich nicht wünschen können. In ungetrübtem Glanze überstieg die Sonne die östlichen Höhen. Frisch und kalt war der Morgen; er versprach indessen einen milden Tag, und dieser erschien wieder als Vorläufer kommender günstiger Wochen. Als gutes Omen betrachtete man, gerade in der Nähe des Forts den Unfall erlitten zu haben, als günstiges Omen den Gruß, den die Sonne den sich zum Aufbruch anschickenden Reisenden herübersandte.

In alter Ordnung rollten die von den gekräftigten Maultieren gezogenen Wagen vom Hofe des Forts hinunter; in alter Ordnung schlossen Reiter und Reiterinnen sich ihnen an. Ihre Zahl war durch Wenzel vermehrt worden, außerdem durch Roupideau und Lilac, die den Scheidenden eine Strecke das Geleite zu geben beabsichtigten. Vor dem verwitterten Mergelpfeiler, an dem vorbei der Weg in die Schlucht hinabführte, blieb der Reitertrupp halten, um das Hinüberschaffen der Wagen nach dem jenseitigen Ufer zu überwachen. In heiterster Stimmung besprach man die Erlebnisse der jüngsten Tage und die nächste Zukunft. Selbst Randal schien sich mit dem Gedanken, auf Wochen mit Wenzel an dasselbe Zelt und an denselben Tisch gekettet zu sein, ausgesöhnt zu haben. Er gab seiner Abneigung gegen letzteren wenigstens nur insoweit Ausdruck, daß er die Schwestern vernachlässigte und sich dafür lebhaft an den

zwischen Roupideau, Eichwerder und Hilldown geführten Gesprächen beteiligte. Der erste Wagen rollte dem Abhange zu, als Wenzels Tier plötzlich scheute und dadurch, daß es mit einem Satz zurückprallte, ein spöttisches Lächeln auf Ranndals Antlitz hervorrief. Wenzel bemerkte es und fühlte sich dadurch um so mehr verletzt, weil er sich bewußt war, als Seemann nicht jene Gewandtheit in der Führung eines Pferdes zu besitzen, durch die Ranndal und die anderen sich auszeichneten. Er kämpfte indessen seinen Verdruß nieder und kehrte sich anscheinend gleichmütig nach der Ursache der Störung um. In demselben Augenblick tauchte die alte Rattel hinter einem nahen Zedernbusch empor. Wie abwehrend streckte sie ihm die hageren Arme entgegen, und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich lenkend, rief sie in gebrochenem, kaum verständlichen Englisch:

„Zurück mit dir! Sollen die beiden weißen Frauen den Wölfen zum Fraß dienen, so begleite sie!" und den Schwestern sich zuwendend, fuhr sie gellend fort: „Sagt ihm, er möge auf dem Fort bleiben! In seinen Augen ist Unglück; Verderben haftet an seinen Füßen. Wollt ihr die Ebenen wohlbehalten überschreiten, so weist ihn fort; wollt ihr unter dem Schnee des Winters begraben liegen, so sagt ihm, er möge euch begleiten!"

„Kümmern Sie sich nicht um die alte Hexe," rief Roupideau Eichwerder und den übrigen zu, doch prägte sich Verdruß in seinem Antlitz aus, sobald er gewahrte, daß die in der Nähe haltenden Arbeiter und an ihrer Spitze Hilldown mit unverkennbarer Scheu die geisterhafte Greisin beobachteten: „es geschieht nicht zum erstenmal, daß sie mit ihrem tollen Gewäsch Verwirrung anrichtet. Denn nicht alle Menschen sind vernünftig genug, ihre Prophezeiungen nur für das zu halten, was sie wert sind. Wär's nicht Lilacs wegen, so hätte ich den alten Unglücksraben längst zu seinem Stamme zurückgeschickt."

„Und wäre ich selber nur ein wenig abergläubisch, wie die meisten Seeleute," versetzte Wenzel lachend zu den beiden Schwestern gewendet, „so würde ich Bedenken tragen,

mir die günstige Reisegelegenheit zunutze zu machen. Laufe ich doch Gefahr, für jeden unsere Gesellschaft treffenden kleinen Unfall verantwortlich gemacht zu werden."

Da die Schwestern auf das Einschreiten der Alten gewissermaßen vorbereitet waren, so gelang es ihnen leichter, den peinlichen Eindruck zu verheimlichen. Stephanie versetzte mit sorglosem Lachen:

„So bleiben Sie zurück und bringen Sie uns dadurch in die Lage, bei hereinbrechendem Mißgeschick uns sagen zu müssen, wir hätten es vermieden, wäre unsere Gesellschaft um ein erfahrenes Mitglied stärker gewesen. Wie urteilen Sie darüber, Vetter Ranndal?" rief sie diesem zu. Bevor Ranndal aber sein hochmütiges Achselzucken mit einer spöttischen Bemerkung begleiten konnte, erhob die Greisin wieder ihre Stimme:

„Ihr seid ein guter Mann!" sprach sie zu Wenzel; „Eure Zunge ist nicht gespalten, offen ist Eure Hand! Wollt Ihr Unglück über die zwei Frauen bringen? Zieht nicht mit, oder der Tod begleitet Euch!"

„Du hast deine Sache vortrefflich gemacht, gute Frau," suchte Eichwerder die peinliche Szene, die auf Hilldown und seine Halbindianer augenscheinlich tief einwirkte, zum Abschluß zu bringen. „Hier!" und er warf ihr einen Silberdollar zu, „ich müßte mich sehr täuschen, wärest du jetzt nicht geneigt, das Gegenteil zu prophezeien."

„Ich brauche kein Geld," eiferte Rattel, das vor ihr niedergefallene Geldstück verächtlich mit dem Fuße fortstoßend, „behaltet es selber zum Lohn für diejenigen, die im Frühling Eure und Eurer Kinder Gebeine den Wölfen abjagen."

„Geh' nach Hause," mischte sich Roupideau energisch ein. „Vergiß aber nicht: Deine Prophezeiungen sind gut genug für Rothäute, bei den Weißen dagegen gelten sie nichts."

„Was ich sage, sind nicht meine Worte!" schrie Rattel sichtbar erzürnt, „es ist mir zugetragen worden von den Geistern von Menschen, mit deren Staub der Wind spielt.

Sie wollen nicht den Tod der beiden jungen Frauen, nicht den Tod ihrer Begleiter, nicht den Tod des Jägers, der seit vielen Tagen auf dem Fort schläft. Roupideau! Du hast oft erfahren, daß meine Zunge nicht gespalten. Du bist ein starkes Herz! Dulde nicht, daß die offene Hand von dannen weiche! Sie schleppt das Glück mit sich fort —"

Sie verstummte und blickte in die Schlucht hinab, wohin die Aufmerksamkeit aller durch ein unvorhergesehenes Ereignis gelenkt worden war. Der vordere Wagen, durch einen Hemmschuh versichert, war, auf dem steilen Abhange langsam niederwärts gleitend, unten angekommen. Dort, auf der etwa zehn Ellen breiten Sohle, wurde der Hemmschuh entfernt, zugleich ordnete man die Geschirre des Gespanns, um es mit seiner Last nach der gegenüberliegenden Höhe hinaufzutreiben. Nur noch eine schmale, kaum zwei Fuß tiefe Rinne in der Mitte des Schluchtbodens, die das letzte abfließende Schneewasser gerissen hatte, mußte zuvor überschritten werden. Die Maultiere zogen an. Behutsam in ihren Bewegungen gelenkt, glitt der ihnen folgende Wagen mit gemilderter Wucht in die Rinne hinab. Indem die Vorderräder sich nach der anderen Seite hinaufwanden, preßten die Hinterräder im Hinabsinken mit erhöhter Gewalt nach. Ein scharfer Krach folgte, und mit zerbrochener Achse lag der Wagen da.

Einige Sekunden herrschte nach diesem Unfall in der Schlucht wie oben auf dem Ufer lautloses Schweigen. Dann aber erhob die alte Rattel ein gellendes Lachen.

„Roupideau!" schrie sie, ihre Arme wild in der Luft schwingend, „was sind meine Worte jetzt wert? Sind sie gut für den roten Mann, sind sie auch gut für den weißen! Da unten liegt ein zerbrochener Wagen; der Wagen ist Holz, er fühlt nichts; aber die Menschen sind warmes Fleisch; sie fühlen, wenn der Schnee ihnen die Augen füllt, die Ohren und den Mund —"

„Lilac, bringe deine Großmutter ins Fort," wandte Roupideau sich mit verhaltenem Zorn der jungen Dakota zu, die, ein Bild ängstlichen Schwankens zwischen Furcht

und Hoffnung, auf ihrem Pferde saß und von diesem ersten Eintreffen der Weissagungen Rattels deren Unfehlbarkeit ableitete. „Geh Lilac, gib ihr gute Worte und zeige dich als ein verständiges Mädchen. Und du schweige," wendete er sich an die Greisin, „schweige, wenn du nicht wünschest, daß ich selbst den Sioux den Rücken kehre und mein Fort da errichte, wo die Pawnees ihren Vorteil davon ziehen." Dann zu Eichwerder: „ein Glück, daß der Unfall hier stattfand, wo wir den Schaden leicht auszugleichen vermögen. Achsen, und erprobte obenein, befinden sich genug im Fort, und wenn keine passende vorhanden wäre, so stände Ihnen ein ganzer Wagen zu Diensten, der dem da unten an Bequemlichkeit nicht nachsteht. Von allen Sorten haben die Auswanderer sie hier zurückgelassen."

„Was ich spreche," rief Rattel wieder so laut, daß es zu den in der Schlucht beschäftigten Männern hinabdrang, „sind nicht meine Worte. Es bleibt nicht das einzige Unglück! Schlechteres wird nachfolgen! Tiere werden sterben und Menschen! Bleibt der fremde Jäger hier, so ist alles gut. Ich habe nichts mehr zu sagen," und Lilacs ihr vom Pferde aus gebotene Hand ergreifend, duldete sie, daß diese mit ihr den Rückweg nach dem Fort einschlug.

„Es ist 'n mißliches Ding, gegen den Aberglauben dieser Wilden ankämpfen zu wollen," wendete Roupideau sich wieder an Eichwerder, und aufmerksam lauschten seinen Worten die beiden Schwestern, Wenzel und Ranndal, wogegen Hilldown sich kopfschüttelnd in die Schlucht hinab begab.

„Schon vorgestern warnte sie uns," beteiligte Stephanie sich an dem Gespräch, „und ich fürchte, wir erbitterten die Ärmste, weil wir kein Gewicht auf ihre Ratschläge legten. Die Angelegenheit erschien uns nicht einmal ernst genug, um sie dem Vater mitzuteilen."

„Sind die Eingeborenen von einer tollen Idee besessen, so treiben tausend Teufel sie ihnen nicht wieder aus," erklärte Roupideau verdrossen; „ich glaube, der alte Unglücksrabe verlöre lieber 'nen Finger der linken Hand, als daß

er das Zusammenbrechen des Wagens ungeschehen wissen möchte."

„Sie messen dem Ereignis zu hohen Wert bei," erwiderte Eichwerder, „ist dem Schaden abgeholfen und wir befinden uns außer Sicht, so wird das arme Geschöpf sich bald genug beruhigen."

„Sie täuschen sich," versetzte Roupideau, „doch die Stimmung der alten Hexe kommt weniger in Frage. Peinlicher ist dagegen, daß Ihre Arbeiter samt Hilldown nicht unempfänglich für solche Eindrücke sind. Bis in die Ansiedelungen am Missouri hinein werden sie unseren Freund mit Mißtrauen betrachten."

„Worunter alle zu leiden hätten," bemerkte Wenzel ruhig, „kann das aber vermieden werden, so bin ich gern bereit, zurückzutreten und meine Reise nach dem Osten bis zum Frühjahr zu verschieben."

„Ein ehrenwerter Vorschlag," hob Randal und diesmal in der besten Absicht an, als Stephanie ihm schnell ins Wort fiel.

„Um den Aberglauben jener rauhen Männer noch mehr zu schüren?" fragte sie scharf, während die Röte des Unwillens ihr bis zu den Schläfen hinaufstieg, „oder befindet sich auch unter uns jemand, der zum Glauben an übernatürlich begabte Personen hinneigte?"

Randal erbleichte. Einen flüchtigen Blick warf er auf Wenzel. Dieser schien den Sinn von Stephaniens Bemerkung absichtlich nicht verstehen zu wollen, was Randal hinderte, seinen Empfindungen gemäß zu antworten. Agathe dagegen, die ihre Umgebung so lange mit ängstlicher Spannung beobachtet hatte, wendete sich vermittelnd an Stephanie.

„Laß die Männer entscheiden," sprach sie errötend, und sie vermied, den Blicken Randals und Wenzels zu begegnen; „sie wissen am besten, daß die Prophezeiung an sich harmlos genug ist, aber auch, daß schon unwichtigere Dinge unberechenbare Folgen nach sich zogen."

„Recht so," billigte Roupideau, „und ich wiederhole, die tollen Ideen der alten Hexe können uns persönlich nicht be-

einflussen; aber wir müssen leider der Stimmung der Leute Rechnung tragen. Denn werden die widerwillig, so ist's nicht nur mit der Behaglichkeit, sondern auch mit der Sicherheit auf einer solchen Fahrt vorbei."

„Woraus hervorgeht, daß mein Vorschlag, zurückzutreten, keinen Einwendungen mehr begegnet," versetzte Wenzel zuversichtlich.

Alle Blicke richteten sich auf Roupideau, von dem man die Entscheidung erwartete. Dieser sann einige Sekunden nach, dann antwortete er bedächtig:

„Wäre der Unfall ein größerer gewesen, so würde ich dafür stimmen, das Sichere fürs Ungewisse zu nehmen und die Stimmung der Leute zu berücksichtigen. So aber rate ich, dem Aberglauben nicht durch Nachgeben Vorschub zu leisten und obenein die alte Hexe vor den Leuten als ein übernatürliches Wesen anzuerkennen. In einigen Stunden ist der Schaden ausgebessert, und liegen erst drei, vier Marschtage hinter Ihnen, so ist hoffentlich alles vergessen."

„So sei es denn," erklärte Eichwerder sich mit Roupideaus Entscheidung einverstanden, „und Sie, Herr Wenzel, begrüße ich noch einmal als meinen willkommenen Reisegefährten."

„Und wir nicht minder aufrichtig," nahm Stephanie für sich und Agathe das Wort, „und ich müßte mich sehr über die Anhänglichkeit unseres Herrn Vetters täuschen, hätte ich damit nicht auch ihm aus der Seele gesprochen."

„Wofür der Vetter seiner schönen Cousine wenig Dank weiß," versetzte Randal leidenschaftlich, und sich stolz im Sattel emporrichtend, sprühte eine eigentümliche Glut aus seinen Augen, indem er Stephaniens prachtvolle Gestalt mit den Blicken gleichsam umfing. „Haben Sie mich Herrn Wenzel gegenüber der Pflichten der Höflichkeit enthoben, so bezweifle ich doch nicht, daß eine offene Erklärung aus meinem Munde ihm wertvoller gewesen wäre."

Den Umstand, daß ihr Vater und Roupideau bis hart an den Uferrand vorgeritten waren, benutzte Stephanie dazu, Randal mit einem eigentümlich ernsten, gleichsam

herausfordernden Ausdruck zu betrachten. Nicht der leiseste Zug ihres stolzen Antlitzes verriet, daß sie der stattlichen, wenn auch fast weiblich schönen Erscheinung ihres jungen Verwandten Gerechtigkeit widerfahren ließ, oder daran dachte, sein hochmütiges, sogar störrisches Auftreten und seine beinah krankhafte Reizbarkeit wenigstens teilweise auf ihr eigenes Benehmen zurückzuführen. Endlich zuckte ein leichtes, an Wohlwollen grenzendes Lächeln um ihre Lippen. Doch den freundlichen Eindruck, den es vielleicht erzeugte, verwischte sie sogleich wieder, indem sie, unbekümmert um Agathe, die ihr Tier ängstlich neben sie hindrängte, geringschätzig ausrief:

„Wer weiß, welcher Art die Erklärung gewesen wäre!"

„Auf alle Fälle eine offene," versetzte Wenzel mit einer mehr förmlichen, als höflichen Verneigung gegen Randal, „und das ist das Höchste, was ein Mann dem anderen zu bieten imstande ist."

„Eine offene," bestätigte Randal kalt, denn dadurch, daß Wenzel wie vermittelnd auf seine Seite trat, hatte dieser ihn tiefer verletzt, als er ahnte. „Gewiß, nur eine offene; doch dazu ist es immer noch nicht zu spät, und erfolgte sie erst am Missouri in der letzten Stunde unseres Beisammenseins."

„Ich darf Sie daran erinnern?" fragte Wenzel, seines Gegners Bemerkung richtig deutend, jedoch so zuvorkommend, daß weder Agathe noch Stephanie den eigentlichen Charakter der zwischen den beiden Männern gewechselten Worte errieten.

„Es wird nicht nötig sein," antwortete Randal ebenso verbindlich, „ich kenne die Pflichten eines Ehrenmannes zu genau, als daß zwischen uns beiden Zweifel walten könnten."

„Ein Grund mehr für mich, trotz aller Geisterseherinnen des amerikanischen Kontinentes, meine Reise nach dem Osten nicht länger aufzuschieben," erklärte Wenzel ruhig.

„Die Hinterachse ist gebrochen," ertönte Hilldowns Stimme, der, von unten kommend, eben wieder das Schluchtufer betrat, „'s scheint eine schlechte Stelle im Eisen ge-

wesen zu sein, von der mir unerklärlich ist, daß sie nicht längst nachgab. Sind eine passende Achse und die entsprechenden Schrauben zur Hand, so verpflichte ich mich, den Schaden innerhalb weniger Stunden auszubessern."

Nachdem Roupideau dem alten Kalifornier alle seine Leute und Mittel zur Verfügung gestellt hatte, begab er sich mit seinen Gästen ins Fort zurück. Drei Stunden waren indessen kaum verronnen, da hielten die Reisenden wieder in der Nähe des als Landmarke und Warte dienenden Mergelpfeilers und beobachteten, wie die beladenen Wagen beim Übergang über die Wasserrinne und beim Hinauffahren nach der jenseitigen Höhe die Probe bestanden. Die alte Rattel war nirgend zu erblicken. Was sie bezweckte, meinte sie erreicht zu haben, und hielt sich daher in ihrem Zelt verborgen. Lilac befand sich bei ihr und lauschte mit Andacht den Beteuerungen der Wirksamkeit der angewendeten Zaubermittel. Ihre schönen Augen erglühten dabei in schwärmerischem Feuer. Die Worte der Greisin galten ihr als heiliges Gesetz. Die Prophezeiungen hatten begonnen, sich zu erfüllen, und auch der Tag mußte kommen, der den Schlußstein in ihre Hoffnungen einfügte. Mochte es Monate, Jahre bis dahin dauern, sie besaß Geduld, konnte warten, mit heiterer Zuversicht der endlichen Erfüllung ihres Geschickes entgegensehen.

Die Reisenden verfolgten unterdessen im Mittagssonnenschein wohlgemut ihren Weg durch die bereits wieder getrocknete Talmulde. Selbst bei Hilldown und seinen rauhen Gehilfen schien die Erinnerung an die greise Prophetin verwischt zu sein. Man verfolgte seinen Weg, als wäre dem heiteren Himmel eine ewige Dauer beschieden gewesen, als hätten mit dem überstandenen Schneesturm alle Gefahren der Reise ihr Ende erreicht. Sonnenschein ruhte auf den zerklüfteten Höhen der Scott-Bluffs, Sonnenschein auf den grauen Talsenkungen, Sonnenschein in den Herzen der Reisenden, indem man sich im Geiste mit den kommenden Tagen beschäftigte. Sogar der Hader zwischen Stephanie und Ranndal schlummerte. Es rief den Eindruck

hervor, als wären sie von dem Willen durchdrungen, alles zu vermeiden, was geeignet sein konnte, einen Mißton in der allgemeinen heiteren Stimmung zu erzeugen. Ebenso verkehrten Wenzel und Randal in verbindlicher Weise mit-

einander. Nach dem jüngsten geheimnisvollen Wortwechsel schien die zwischen ihnen schwebende Wolke beseitigt zu sein, eine Art freundschaftlichen Verhältnisses sich gebildet zu haben. Herzlich war auch der Abschied, als nach Erreichen der Emigrantenstraße Roupideau sich zur Heimkehr anschickte. Das Wort Wiedersehen gelangte nur schüchtern zum Ausdruck. Mit so manchem Menschen hatte Roupideau

das übliche „Auf Wiedersehen“ gewechselt, ohne daß er ihm jemals wieder begegnet wäre! Auch die Reisenden, außer Hilldown und seinen Untergebenen, die jetzt östlich wanderten, gingen dahin, von woher eine Rückkehr in die Wildnis als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden durfte!

„Und ich beurlaube mich nur von Ihnen,“ flocht Wenzel in seinen Scheidegruß ein. „Denn meine Ahnungen müßten mich täuschen, käme ich weiter, als bis an den Missouri, und dauerte unsere Trennung länger, als bis zum Frühsommer.“

„Schwören möchte ich nicht auf unser Wiedersehen,“ antwortete Roupideau mit einem bezeichnenden Blick auf Stephanie, „ich habe genug gesehen und gehört, um meine eigenen Schlüsse ziehen zu können. Es geschähe nicht zum erstenmal, daß in der Prärie Vereinbarungen fürs ganze Leben getroffen würden.“

„Und dennoch: auf Wiedersehen,“ versetzte Wenzel heiter, „denn fühlte ich mich weniger gestählt gegen derartige Gefahren, so hätte keine Macht der Erde mich dazu bewegt, den Aufenthalt unter Ihrem gastlichen Dache abzubrechen.“

Ein letzter Händedruck, und er galoppierte der Karawane nach.

Als Roupideau den höheren Talsaum erreichte, wo der Weg in seinen heimatlichen Winkel abbog, schaute er zurück. Die Sonne hatte sich abendlich gerötet, lieblich schmückend die herbstlich graue Talmulde und die Zinnen der Bluffs. Als kleiner schwarzer Streifen zeichnete sich in der östlichen Öffnung des Tales die Karawane ab.

„’s scheint alles gut zu arbeiten,“ meinte er vor sich hin, „möge ihnen gutes Wetter beschieden sein und ein gutes Glück sie begleiten.“

Bald darauf umfingen ihn die rauhen Wände seiner Wohnung. Vor dem Kamin beschäftigten sich nach gewohnter Weise seine braune Frau und Lilac. Überall herrschte die alte Ordnung. Man schien den Besuch der Fremden vergessen zu haben. Lilac plauderte heiter und zuversichtlich,

wie jemand, der keine Ursache hat, mit dem seine Zukunft bestimmenden Geschick unzufrieden zu sein. — —

Die Nacht ging dahin, es verrann der folgende sonnige Tag. Dämmerung senkte sich auf den Talwinkel des Forts. Dunkelheit eilte durch die immergrün bewaldeten Schluchten der Scott-Bluffs. Es versprach eine kalte, von Reif begleitete Nacht zu werden. In des Pelztauschers Wohnung rückten weiße und braune Jäger dichter zusammen. Da tönte von draußen der Hufschlag eines Pferdes herein. Vor der Tür verstummte er.

„Hallo!" erschallte Wenzels Stimme, „ist hier jemand, der mir eine Hand leiht, mein Gepäck ins Haus zu schaffen?"

„Wenzel! Sacrrre Dieu!" rief Roupideau mit freudigem Erstaunen aus, denn die Gesellschaft des heiteren Gefährten hatte er bereits schmerzlich vermißt. Er sprang auf, bemerkte daher nicht, daß Lilac, die mit dem Kneten von Brotteig beschäftigt war, wie vom Blitz getroffen von ihrer Arbeit zurückfuhr. Ein Weilchen saß sie, als wäre sie der Besinnung beraubt, und Freude erfüllte sie.

Roupideau war mit einigen Leuten vor die Tür getreten, wo Wenzel sie mit einem gewissen krampfhaften Mutwillen begrüßte.

„Das Wiedersehen machte sich schneller, als wir ahnten!" rief er aus, indem er seine geringe Habe, die er vor und hinter sich auf dem Sattel barg, den dienstfertigen Händen darreichte, „Gott sei Dank, da bin ich wieder, um, wenn's Manitou nicht anders bestimmt, fürs erste keinen Schritt aus den Scott-Bluffs hinauszutun."

„Und ich will des Teufels sein, wenn ich's begreife," antwortete Roupideau, und er drückte dem sich aus dem Sattel Schwingenden die Hand; „glaubte ich doch, Sie befänden sich auf dem besten Wege, sich für alle ewigen Zeiten im Ehestandshafen vor Anker zu legen."

„Was gelten ewige Zeiten?" lachte Wenzel, „Freiheit und Unabhängigkeit sind die höchsten Güter eines Mannes; will ich mich aber von dem Aberglauben der Menschen abhängig machen, so brauche ich nicht über die Ebenen nach

dem Osten zu reisen; hier habe ich's billiger und bequemer obenein."

„Dacht' ich's doch," versetzte Roupideau gut gelaunt, „und ich möchte mein Fort gegen das lumpigste Dakota-Zelt verwetten, daß irgendein neuer Unfall unserem Freund 'nen Streich spielte."

„Ein neuer Unfall," bestätigte Wenzel, und zwar ein recht böser — doch das ist nicht mit wenigen Worten geschildert — ha, wie mich alles hier anheimelt," sprach er, indem er an Roupideaus Seite in das durchwärmte Gemach eintrat, wo seine Blicke auf die alten bekannten Physiognomien trafen, „guten Abend, Madame Roupideau! guten Abend Lilac, Schatz, Dornröschen! Da bin ich wieder, und in eurer Gesellschaft soll's mir besser behagen, als unter den seltsamen Menschen, die ich heute morgen verließ, denen ich aber von ganzem Herzen eine glückliche Reise wünsche. Nun, das Glück muß sie begleiten," fügte er hinzu, indem er Lilac, die, ein Bild kindlicher Befangenheit, zu ihm emporsah, das schwarze Haar von der Stirn zurückstrich, „ist doch der böse Geist von ihnen gewichen, den deine gescheite Großmutter in meiner Person so deutlich kennzeichnete."

Lilac antwortete nicht. Still, wie es ihre Gewohnheit, setzte sie ihre Arbeit fort, während Wenzel sich beeilte, nach der kurzen Abwesenheit sich wieder so bequem wie möglich einzurichten.

„Sonderliche Neigung, mich ihnen anzuschließen, hatte ich ja nicht," erklärte Wenzel eine Stunde später Roupideau, als sie nach Beendigung des Mahles auf ihren Bisonhäuten gemächlich vor dem Kaminfeuer lagen; „die Töchter des Konsuls bilden zwar eine verlockende Reisegesellschaft; allein Sie kennen meine Abneigung, mehr als vorübergehend in eine Art von Verkehr einzutreten, dem ich im Grunde durch mein früheres unstetes Seeleben etwas entfremdet wurde. Hierzu gesellte sich das Bewußtsein, von einem Mitgliede der Gesellschaft mit unfreundlichen Augen betrachtet zu werden."

„Raundal?" fragte Roupideau.

„Ihn meine ich," fuhr Wenzel fort, „er kann nicht vergessen, daß wir schon früher zusammentrafen und daß er damals trotz seines ritterlichen Wesens eine etwas klägliche Rolle spielte."

„Es schien ihm nicht zu gefallen, daß die Mädchen, namentlich die ältere, Sie bevorzugten; und daß dies geschah, kann nicht abgeleugnet werden."

„Ja, es geschah," bestätigte Wenzel mit einigem Spott, „aber in welcher Weise? O, ich bin nicht blind, obwohl auf diesem Felde mir keine reichen Erfahrungen zur Seite stehen. Es geschah nicht, um mich wirklich zu bevorzugen, sondern um Rannbal für irgendein Vergehen zu strafen. Solche Bevorzugungen aber verfehlen ihre Wirkung, wenn man auch gezwungen ist, sie mit dem Ausdruck des Dankes und scheinbar beglückt hinzunehmen. Daß andererseits jemand, der einer derartigen Strafe unterliegt, das Mittel dazu gerade nicht mit günstigen Augen betrachtet, wer wollte es ihm verargen? Freilich, wenn nicht tolle Liebe den jungen Edelmann um seine ruhige Überlegung brachte, so hätte er, anstatt mir zu zürnen, mich bedauern müssen; und bedauerlich genug war die mir zuerkannte Rolle gewiß. Jedenfalls fühle ich mich vor diesem ehrwürdigen Kamin vollkommen zufrieden, und ich beklage nicht, daß alles so kam, wie es gekommen ist. Sehr beglückende Erinnerungen hätte ich ohnehin schwerlich auf dieser Reise gesammelt."

„Aber der Grund, der Grund, weshalb Sie überhaupt Ihren Entschluß änderten?" forschte Roupideau drängend.

Wenzels Blicke hingen an Lilac, die regungslos neben dem Feuer saß und das von den beiden Männern geführte Gespräch nicht zu beachten schien.

„Ein Grund und auch wieder kein Grund," nahm er seine Mitteilungen wieder auf, „wenigstens kein Grund für einen vernünftigen Menschen. Doch hören Sie: Hatte der Bruch der Achse die Gemüter schon mächtig aufgeregt, so sollte es bald noch schlimmer kommen. Den frischen Mut der Tiere benutzend, reisten wir bis in die späte Nacht hinein und schlugen dann unser Lager auf dem Ufer des Nordarmes

auf. Die Zelte wurden errichtet, die Feuer brannten, in verhältnismäßig heiterer Stimmung verzehrten wir unser Mahl, und eine Stunde später lagen wir alle im tiefsten Schlaf. Nur ein Mann saß am Feuer, die Büchse im Arm, und hielt Wache. Die Tiere hatten nach einem kleinen Maisfutter ihre Zeit gegrast und standen und lagen umher. Der Mond war um Mitternacht untergegangen, so daß die Herde sich nur noch als eine Reihe schwarzer Schatten auszeichnete. Etwa um die zweite Morgenstunde wurden die Tiere plötzlich unruhig. Die liegenden erhoben sich, die stehenden schnaubten mißtrauisch. Die Störung harmlosen Ursachen zuschreibend, zögerte der Wachtposten, sich zur Herde hinüber zu begeben. Er fürchtete, durch sein Dazwischentreten sie noch mehr zu erschrecken, wohl gar zu zerstreuen. Erst als mehrere heftig zu stampfen und verdächtig zu kreisen begannen, erhob sich der Wächter. Er hatte sich erst wenige Schritte vom Feuer entfernt, als ein Wolf, und zwar einer von der großen weißen Sorte, offenbar durch ihn verscheucht, ganz in der Nähe sein unheimliches, lang gedehntes Heulen ausstieß. Er mußte sehr hungrig sein, daß er sich bis in die unmittelbare Nachbarschaft der Zelte heranwagte. Wir alle fuhren aus den Decken und stürzten ins Freie; allein wir kamen zu spät, um die Herde zu halten. Wir hörten nur noch das dumpfe Poltern, mit dem sie davonstürmte. Der hinterlistigen Bestie wurde niemand ansichtig; sie war in das Flußbett hinabgeschlüpft, von wo aus sie noch mehrfach und in immer weiterer Ferne ihr drohendes Geheul herübersandte. Doch wer hätte sich viel um einen elenden Wolf kümmern mögen. Wir hatten Wichtigeres zu tun; denn gingen uns die Tiere in den Schluchten verloren, so stand selbst im glücklichsten Falle eine neue Verzögerung unserer Fahrt zu befürchten. Bis auf Eichwerder, Randal und zwei von Hildowns Leuten, die zum Schutz des Lagers und der beiden Mädchen zurückblieben, begaben wir uns, mit Lassos und Zäumen versehen, sofort auf den Weg. Wir wanderten wohl zwei Stunden. In der Vermutung, daß die Tiere den Weg nach dem Fort eingeschlagen hätten, sahen

wir uns getäuscht; denn kurz bevor der Tag graute, stießen wir auf eins, das von dem angestrengten Lauf erschöpft zu sein schien. Um es nicht noch mehr zu ermüden, befestigten wir die Leine, die es an seinem Halse nachschleppte, so gut es gehen wollte, um einen Grasbusch. Verloren konnte es uns auf der Ebene ja nicht mehr gehen, zumal diese nach Tagesanbruch bis weit über den Fluß hinaus übersehbar war. Als wir die nächste Schlucht erreichten, war es bereits so hell, daß wir die Hufspuren zu unterscheiden vermochten. Das Glück hatte uns im hohen Grade begünstigt, daß wir gerade zu dieser Stunde die frischen Fährten kreuzten. Diese ergaben, daß die Herde zusammengeblieben war, wir also hoffen durften, sie da zu finden, wo das erste Hindernis sie in ihrem wilden Lauf hemmte. Bedenklich war unsere Lage also immer noch nicht; doch vernahm ich von den Gefährten Bemerkungen, darauf hinzielend, daß die Zauberfrau alles vorhergesagt habe und die Verhältnisse sich bald noch böser gestalten würden. Ich gab mir das Ansehen, als hätte ich nichts gehört, begann aber zu erwägen, ob es zum allgemeinen Besten nicht ratsamer sei, umzukehren, so lange es noch Zeit dazu. Da wir die Herde sehr bald in einem Zedernhain entdeckten, verstummte das unterdrückte Murren wieder; das Tageslicht zeigte mir sogar sorglose Physiognomien, so daß ich keine Ursache hatte, jener Äußerungen des Argwohns länger zu gedenken. Schnell zäumte sich jeder ein Tier auf, und die übrigen vor uns hertreibend, ging es munter auf dem Wege zurück. Unser nächstes Ziel war das vereinzelte Maultier, das wir in der Dunkelheit gepflöckt hatten. Je näher wir ihm rückten, um so seltsamer erschien uns seine Lage, bis wir uns endlich überzeugten, daß es alle Viere von sich streckte und seine gelegentlichen Bewegungen der Ausdruck schwerer körperlicher Leiden waren. Bei ihm eingetroffen, erkannten wir, daß es mit ihm zu Ende ging. Seine Weichen waren hoch aufgetrieben, sogar den Beinen hatte sich die rätselhafte Geschwulst mitgeteilt. Meine Begleiter waren wieder stumm geworden und ich entdeckte, daß bald dieser, bald jener mir einen feindseligen

Blick zusandte, die tolle Weissagung also wieder wirkte. Hilldown stieg ab, um die Ursache von dem hoffnungslosen Zustande des schwer röchelnden Tieres zu erfahren. Mit seinem geübten Blick brauchte er nicht lange zu forschen. „Es hat sich auf eine Klapperschlange gelegt und ist gebissen worden," erklärte er mit Entschiedenheit, und die Gefährten pflichteten ihm bei. Obwohl wenig vertraut mit dem Leben in den Wildnissen, und noch weniger mit der Natur der Schlangen, wendete ich ein, daß die Nächte doch wohl zu kalt seien, um die Reptilien aus ihren Erdhöhlen hervorzulocken. Darauf beteuerte Hilldown fast feindselig, daß die Nähe von Menschen und deren Feuern gerade in kalten Nächten giftiges Getier anlocke und er oft genug des Morgens Schlangen und Skorpione aus seinen Decken geschüttelt habe. Die anderen Männer stimmten ihm murmelnd zu, und einer behauptete sogar in bedrohlichem Tone, daß, um die Weissagungen der alten Oglala-Frau zu erfüllen, alle Klapperschlangen der Prärie aus ihrem Winterschlaf erwachen würden.

„Ist jemand unter uns, an dessen Fersen Unglück haftet, meinte ein anderer, so sieht keiner von uns den Missouri. Die Alte hat's gesagt, und aus sich selbst heraus wüßte sie's nicht. Dabei trafen mich von allen Seiten Blicke, die nicht mißverstanden werden konnten.

„Ich selbst behielt fortgesetzt meine Ruhe, begriff aber, daß meine Anwesenheit bei der Karawane zur Förderung der Reise nicht beitragen würde. Und so entschloß ich mich denn, meine Fahrt nach dem Osten noch auf einige Zeit hinauszuschieben. Nur eins ging mir im Kopfe herum. Das Verhältnis zwischen Randal und mir hatte allmählich und ohne mein unmittelbares Dazutun einen Charakter angenommen, der eine spätere ernstere Erklärung und endgültige Auseinandersetzung notwendig machte —"

„Mit anderen Worten, wenn ich recht verstehe, die beiden Herren halten für unabweisbar, sich gegenseitig die Hälse zu brechen," bemerkte Roupideau spöttisch einfallend.

„Wenigstens Ähnliches," gab Wenzel gleichmütig zu,

„und da schwebte mir die Möglichkeit vor, daß meine Umkehr von Randal eine ungünstige Beurteilung erfahre. Und doch mußte ich meinen Vorsatz ausführen, wollte ich Eichwerder und seine Töchter nicht ernstlich gefährden."

„Richtig kalkuliert, Sacrre Dieu," billigte Roupideau, „denn hat der Aberglaube erst Besitz von diesen halbwilden Jägern und indianischen Führern ergriffen, so werden die gefügigsten hartnäckig wie ein kolleriges Maultier, und schon oft ist aus ihrer Mitte jemand beseitigt worden, mit dessen Person man einen bösen Zauber vereinigt glaubte."

„Ich hatte also Rücksichten auf andere zu nehmen," erzählte Wenzel weiter, „und zwar auf die Gefahr hin, feige zu erscheinen. Bevor wir das Tier verließen, schoß Hilldown ihm barmherzigerweise eine Kugel durch den Kopf, und ich glaube, hätte er mich ähnlich behandelt, so wären seine Leute herzlich damit einverstanden gewesen. Es ging daraus hervor, daß man sich auf dem Rest des Weges getrennt von mir hielt und nur mit einem gewissen Widerstreben auf dieses oder jenes von mir angeregte Gespräch einging. —

„Im Lager verursachte die Kunde von dem Verlust eines Maultiers keinen geringen Schrecken. Wie jeder Einzelne die Nachricht aufnahm, las ich annähernd aus seinen Zügen. Eichwerder fürchtete augenscheinlich den Eindruck dieses neuen Unfalls auf seine Leute. Ähnliches empfanden die beiden Mädchen, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Ältere offen ihren Zorn zur Schau trug, während auf dem Antlitz ihrer Schwester tiefe Besorgnis ausgeprägt war. Ganz anders Randal. Erfüllte ihn wirkliche Schadenfreude, so verstand er meisterhaft, diese zu verheimlichen und den murrenden Leuten gegenüber hinter einem Ausdruck spöttischer Verachtung zu verbergen. Doch wie jeder denken mochte: keiner besaß den Mut, mir offen zu erklären, es sei unter Berücksichtigung aller Verhältnisse wünschenswert, daß ich mich von der Gesellschaft trenne. Man betrachtete es wohl als einen Verstoß gegen die Gastfreundschaft, zumal der Vorschlag meiner Mitreise nicht von mir ausgegangen war. Und doch konnte niemand verborgen bleiben, daß bald hier,

bald dort zwei oder drei Leute zusammentraten und ziemlich unverblümt die Neigung verrieten, anstatt an den Missouri zu ziehen, hier auf dem Fort zu überwintern. Und so war es denn an mir, eine Entscheidung herbeizuführen, bevor die guten Beziehungen zwischen Eichwerder und seinen Begleitern durch irgendeine vorschnelle Handlung der letzteren eine nachteilige Störung erfuhren.

„Zunächst wendete ich mich unbefangen an Randal, indem ich ihn um eine kurze Unterredung und schließlich um seinen Rat ersuchte.

„Ich würde einzig und allein die Rücksichten für die beiden jungen Damen walten lassen, unbekümmert darum, wie andere über mich dächten," antwortete er mir freundlicher als sonst.

„Und wie können andere mich beurteilen?" fragte ich schnell, um jedem Mißverständnis vorzubeugen.

„Sie werden die den Damen gezollten Rücksichten achten und ehren," hieß es freimütig zurück.

„So ist mein Entschluß gefaßt," nahm ich jetzt wieder das Wort; „keinen Schritt weiter ziehe ich, sondern ich trete von hier aus meine Rückreise nach Fort Roupideau an."

Ich suchte den Konsul auf und teilte ihm meine Entscheidung mit.

„Warum so plötzlich? fragte Eichwerder zurück, und ich entdeckte, wie widerwärtig es ihm war, mich dem Aberglauben seiner Leute in so hohem Grade Rechnung tragen zu sehen, dabei aber außerstande zu sein, vermittelnd einzuschreiten.

„Es liegt auf der Hand," antwortete ich, „bei einer Reise, wie die vor Ihnen liegende, ist jedes einzelne Zugtier von unschätzbarem Werte. Eins verloren Sie bereits; büßten Sie noch mehr ein, so würde Ihre Reise eine wirkliche Gefahr bringende Verzögerung erleiden. Ich werde daher umkehren, und um so lieber, weil der Winter im Osten für mich doch nur eine Zeit trostlosen Stilliegens wäre. Zwei Tiere gehören mir. Das eine genügt, mich samt meinem geringen Gepäck nach Fort Roupideau zu schaffen, wo-

gegen ich das andere Ihnen gern zur Ergänzung Ihrer Transportmittel zur Verfügung stelle."

Er wollte Einwendungen erheben, und wie nach Gegengründen suchend, blickte er zu den in billigendes Gemurmel ausbrechenden Leuten hinüber, als Stephanie plötzlich neben uns hintrat. „Herr Wenzel, sprach sie, sich der Leute

wegen ihrer Muttersprache bedienend, und in ihren Augen glühte ein Zornesfunken, „sind Sie in der Tat willens, den kindischen Anschauungen gänzlich ungebildeter Gemüter nachzugeben?"

Meine Augen suchten unwillkürlich Rannbal. Ruhig stand er da. Nur die Lippen hatte er kaum merklich zusammenpreßt, für mich ein Zeichen, daß er in der unwillkürlichen Bewegung Stephaniens mißtrauisch wieder eine ihm zuerkannte Strafe entdeckte. Da indessen mein Ent-

schluß ohnehin unerschütterlich war, so wurde mir die Antwort nicht schwer.

„Ich gebe den Verhältnissen nach," erklärte ich, „und wie oft sind die Verhältnisse stärker, als der beste Wille eines Mannes. Und dann," fügte ich mit einem Blick auf die Leute hinzu, „gegen den Unverstand der Menschen kämpfen selbst Götter vergebens, und dem Einsichtsvolleren bleibt nur übrig, sich vor anerkannten Tatsachen zu beugen. Dazu kommt: Heute scheide ich von Ihnen allen, wenn auch mit Bedauern, so doch mit dem leichten Herzen eines freien, unabhängigen Mannes, der sich glücklich schätzt, seine Erinnerung an die Scott-Bluffs um ein reizvolles Bild bereichert zu haben. Sollte ich nun mich der Gefahr aussetzen, beim Scheiden am Missouri — und ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen müßte es ja ebenfalls sein — dem Tage zu grollen, an dem ich mich zur Mitreise entschloß?"

Das traf das stolze Mädchen. Unbekümmert um den Vater, Ranndal und ihre Schwester, die heimlich gewiß dankbar die Wendung anerkannten, die ich dem Gespräch gab, warf sie mir einen vernichtenden Blick zu. Sie zuckte die Achseln und kehrte sich ab; doch eben so schnell wieder vor mich hintretend, reichte sie mir, noch immer Zornesglut in ihren prachtvollen Augen, abermals die Hand. Ich glaube, sie hatte irgend etwas in Ranndals Zügen gelesen, das sie so schnell entschied.

„Sie haben eine feine Art, Ihrem einmal ausgesprochenen Willen Geltung zu verschaffen," sprach sie mit bebenden Lippen; „mag die Form immerhin etwas seltsam sein, so ist sie dafür um so wirksamer, und ich verzichte auf Ihre Gesellschaft für die nächsten Wochen. Leben Sie daher wohl, und ich sage ausdrücklich: Auf Wiedersehen, wo es auch sein möge. Am Missouri schwerlich, aber vielleicht in Europa, wohin über kurz oder lang zu gehen Sie ja gleichfalls die Absicht aussprachen." Noch immer meine Hand haltend, sah sie auf ihren Vater. Ich bemerkte, daß er ihr billigend zunickte. Es befriedigte ihn offenbar, daß seine Tochter ihn gewissermaßen vertrat und in höherem Grade, als er selbst

dazu die Fähigkeit sich zutraute, den Eindruck milderte, den er bei mir, durch den jähen Abbruch unseres freundschaftlichen Verkehrs erzeugt, voraussetzte. Seine unverkennbare Billigung schien einen bestimmten Zweifel zu beseitigen, der während ihrer letzten Worte in Stephaniens Haltung zutage getreten war, und ich bewundere noch immer den Mut, mit dem sie mich einige Schritte zur Seite führte und mit gedämpfter Stimme zu mir sprach: Wir sind Ihnen eine Entschädigung schuldig für die ungerechtfertigt mangelhafte Gastfreundschaft, oder vielmehr für ihren Bruch, und dazu müssen Sie uns Gelegenheit bieten. Wenn mein Vater seinen eigenen Töchtern das Ziel unserer Reise verheimlicht — und wir sind gewohnt, seine Wünsche zu achten und nicht nach seinen wohlüberlegten Zwecken und Plänen zu forschen — so ist nicht anzunehmen, daß er sich zu einem Fremden ausführlicher darüber ausspricht. Deuten Sie sein Schweigen daher nicht als einen Beweis unfreundlicher Gesinnungen. Geschäftsleute können nicht immer den Regungen ihres Herzens folgen. Ist er nicht imstande, Sie heute dahin einzuladen, wo vielleicht eine dauernde Heimat unserer harrt, so ist m i r nicht verboten, Ihnen den Weg dahin zu zeigen, vorausgesetzt, es liegt noch in Ihrem Plane, Ihr Vaterland zu besuchen. Sie wies mit der linken Hand auf ihre rechte, an deren viertem Finger ein kostbarer Brillantring funkelte. „Diamanten schneiden Glas," bemerkte sie wie beiläufig, und liebliches Erröten milderte den plötzlich schärfer hervortretenden energischen Zug um ihre Lippen; „in Leavenworth am Missouri werden wir unbedingt im ersten Gasthofe einkehren; verabsäumen Sie nicht, den sogenannten Damenparlour zu besuchen und durch alle Fenster ins Freie hinauszuschauen." Sie schien zu zögern, als ein Blick auf Ranndal, der sich mit einer gewissen Absichtlichkeit abgekehrt hatte, ihr die volle Fassung zurückgab. Mit einem lauten ‚Auf Wiedersehen' drückte sie mir noch einmal die Hand, und weder rechts noch links schauend, begab sie sich in ihr Zelt.

Indem ich mich Eichwerder näherte, trat Agathe schüch-

tern zu mir heran. In ihren blauen Augen ruhte es wie das Aufatmen nach einer überstandenen Gefahr. Auch sie reichte mir die Hand, und ich glaube, im Grunde nur, um durch Befolgen des Beispiels ihrer Schwester das Auffällige von deren Benehmen abzuschwächen. „Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet," flüsterte sie leise und verwirrt. und bevor ich zu antworten vermochte, entzog sie mir ihre Hand, und mit einem herzigen Lebewohl folgte sie ihrer Schwester ins Zelt. Sie sprach nicht vom Wiedersehen. Der blonde Engel hätte es immerhin tun können, denn wo sollte ein solches Wiedersehen liegen?"

Er lachte, aber in seiner Stimme klang eine gewisse Bitterkeit vor, dann fuhr er fort: „Pah! wie bin ich ausführlich bei der Schilderung meines Verkehrs mit dem Schwesternpaar gewesen! Aber ich leugne nicht, in meinen Augen umschwebte sie schon etwas mehr, als die fesselnden Reize eines schönen Bildes" —

„Mit anderen Worten," fiel Roupideau ein, der so lange aufmerksam zugehört hatte, „Sie wissen es der alten Rattel wenig Dank, durch sie an der Mitreise gehindert worden zu sein."

„Sogar zu großem Dank bin ich ihr verpflichtet," erwiderte Wenzel sorglos, „anstatt gegen das mit jedem Tage sich mehrende Ungemach einer verspäteten Reise zu kämpfen, sitze ich hier behaglich vor dem Kaminfeuer, und was die Damengesellschaft angeht — nun, da genügt mir die Ihrer Frau und Lilacs vollkommen."

Lilac, als sei sie gerufen worden, kehrte sich bei Nennung ihres Namens Wenzel zu. Freundlich ruhten ihre Augen auf ihm. Wie das Meer die unergründliche Tiefe, so bargen sie, undurchdringlich für jeden anderen, was ihr Gemüt bewegte. Sie betrachtete Wenzel als ihr unveräußerliches Eigentum. Nachdem ihrer Großmutter Ankündigung seiner Rückkehr eingetroffen war, hätte sie es für einen Frevel gehalten, noch einem Zweifel Raum zu geben. Ob heute oder morgen, ob nach Monaten oder Jahresfrist, ob noch im rüstigen Mannesalter oder gebleicht unter dem

Einfluß vieler Winter: ihr gehörte er, mußte er sich zugesellen, wie Roupideau es bei ihrer mütterlichen Verwandten getan. Ob heute oder morgen, oder nach Ablauf von Jahren: das Bewußtsein kommenden Glückes genügte ihr. Sie konnte warten, geduldig warten, bis es ihrem zukünftigen Herrn und Gebieter gefiel, die Hand nach ihr auszustrecken, sie aufzufordern, ihm zu folgen, wohin es auch immer sei, ihm zu dienen, ihm treu zu sein, bis der Tod ihn einst nach den glückseligen Jagdgefilden abberufen würde und ihr dann nur noch die einzige Aufgabe blieb, ihm nachzueilen, ihn zu begleiten, aufmerksam alle Hindernisse aus seinem Wege zu räumen, auf daß sein Fuß nicht strauchle, er nicht aufgehalten werde. Rätselhaft glühten ihre Augen, als sie vernahm, daß Wenzel sich nach keiner anderen sehne. Dann neigte sie ihr Haupt dem Feuer wieder zu, wie in der Kohlenglut lesend, suchend nach Traumbildern, wie solche ihren Anschauungen am meisten entsprachen.

„Ich gewinne am meisten durch Ihre Rückkehr," versetzte Roupideau, als Wenzel schwieg, „und an mir soll es nicht liegen, wenn der Winter uns nicht gleichsam spielend unter den Händen verstreicht."

„Ich bezweifle es nicht," antwortete Wenzel, „doch hören Sie den Schluß meiner Erzählung. Die beiden Mädchen ließen sich also nicht mehr blicken, und nachdem sie mir sogar etwas verfrüht Lebewohl gesagt hatten, fehlte mir jede Veranlassung, mich weiter um sie zu kümmern. Auf das Anerbieten, mein zweites Maultier an Stelle des gefallenen seiner Herde einzureihen, ging Eichwerder bereitwillig ein. Wir behandelten die Sache rein geschäftlich. Ebenso trat ich die für mich eingelegten Lebensmittel an ihn ab. Dann bestieg ich mein Tier; allen, außer Randal, selbst jedem einzelnen Arbeiter drückte ich die Hand zum Abschied, und munter trabte ich von dannen.

„Nachdem ich eine kurze Strecke geritten war, sah ich zurück. Man war eifrig mit dem Aufbruch beschäftigt. Das Zelt der beiden Schwestern stand noch. Vor ihm erkannte ich die Gestalt Stephaniens. Sie winkte mir einen Gruß

zu. Ich mußte lachen; denn noch im letzten Augenblick benutzte sie mich so zu einer Bestrafung ihres hochmütigen Verwandten. Als ich eine Viertelstunde später wiederum rückwärts schaute, zog die kleine Karawane östlich. Ich leugne nicht, bei diesem Anblick beschlich mich ein Gefühl der Wehmut. Mehr, denn je zuvor, erweckte es trübe Gedanken in mir, wieder einmal auf Nimmerwiedersehen von Menschen geschieden zu sein, die ich nach einem Verkehr von wenigen Tagen doch recht herzlich lieb gewonnen hatte. Aber was verlange ich mehr? Es ist das Los aller heimatlosen Abenteurer, aber auch ihre Pflicht, niemals zu andächtig auf die launenhafte Stimme ihres Herzens zu hören, um dereinst ohne Bedauern und Klagen, frei von Sorgen und Befürchtungen, ihre Augen schließen zu können."

„Wohl dem, der sich noch immer eine Stimme des Herzens bewahrt," bemerkte Roupideau sinnend, „und dazu sind die westlichen Wildnisse gerade nicht sehr geeignet."

„Die Menschen um mich lassen sie nicht verstummen," erklärte Wenzel dankbar.

* * *

Die Nacht wurde zum Tage, Tage wuchsen zu Wochen, Wochen zu Monaten. Blendender Sonnenschein zitterte auf den weißen Ebenen und eisumhüllten Höhen, schwarze Wolkenmassen schütteten immer wieder von ihrem unerschöpflichen Schneevorrat auf die schlummernde Erde nieder. In winterlicher Ruhe, eingeschneit und sturmumtobt lag Fort Roupideau in seinem Winkel. Die Schornsteine, sich nur wenig über die flachen Dächer erhebend, rauchten Tag und Nacht; Tag und Nacht loderten mit duftendem Holz genährte Feuer in den breiten Kaminen, Tag und Nacht gruppierten sich um sie die verwegenen Fallensteller und deren braune Jagdgenossen.

Die erste Nacht nach seiner Trennung von den östlich wandernden Reisenden war für Wenzel ein einziger zusammenhängender Traum. Und einem Traume glich der

ganze Winter, den er in dem Fort verlebte. Die Tage verkürzten sich und nahmen wieder zu; durch die nahe Erdspalte schäumten wieder die von den Höhen und Abhängen der Scott-Bluffs niederwärts gesandten Schneewasser; das Gras keimte, die befiederten Wanderer trafen aus dem fernen Süden ein und setzten ihre Reise nordwärts fort, und auch Wenzel schickte sich an, eine neue Wanderung anzutreten. Wo außer den Erzählungen verwilderter Jäger und Fallensteller ihm keine andere geistige Beschäftigung geboten wurde, da hatte er hinreichend Zeit gefunden, ernste Betrachtungen über seine eigene Lage anzustellen. Alle Ideen und Pläne erhielten neues Leben. Hinaus wollte er noch einmal in die Welt, bevor er sich endgültig für den Aufenthalt im freien Westen entschied. Noch einmal wollte er sich in gesitteten Kreisen bewegen, um Vergleiche zu erleichtern und nach diesen seine Zukunft zu bestimmen.

Mit der Karawane, die Roupideau selbst an den Missouri führte, trat auch Wenzel seine Reise an, und manch herzlicher Scheidegruß wurde ihm nachgerufen, als er, den vorausgeschickten Wagen folgend, vom Hofe des Forts hinunterritt. Neben seinem Pferde schritt Lilac. Wie um seine Bewegungen zu lenken, hielt sie sich an seinem Steigbügel fest. Heiter schaute sie zu ihm auf. Nicht Trauer um das Scheiden sprach aus ihrem lieblichen Antlitz, sondern freudige Hoffnung glühte in ihren tiefen Augen. Wohin er ziehen mochte, wie lange er fortblieb: wiederkehren mußte er, zu unauflöslich ketteten ihn die von ihrer Großmutter geschmiedeten Zauberbanden. Die rechte Hand hatte sie in die Falten ihrer weiten Jacke geschoben. Sie hielt die mit ihrem eigenen Haar verflochtene Locke, die sie einst von Wenzels Haupt trennte. Es war ein Stück von ihm, und wo das blieb, da konnte nur der Tod ihn hindern, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

In heiterem Geplauder hatten sie den alten Mergelpfeiler erreicht.

„Nun kehre heim," sprach Wenzel, indem er seine Hand schmeichelnd auf das schöne Haupt legte, „kehre heim zu

deinen Verwandten und grüße alle herzlich von mir. Ob mein Weg noch einmal hierher zurückführt — wer kann es vorher wissen —"

„Unser Freund wird kommen, ja, er wird kommen," fiel Lilac mit triumphierendem Ausdruck ein.

Wenzel lachte und berührte liebkosend die atlasweiche Wange des holden braunen Kindes.

„Nun, meine schöne Lilac," sprach er freundlich, „wenn du es so sicher weißt, so bin ich weit entfernt davon, deinen Glauben zu erschüttern, zumal in diesem Falle meine Wünsche mit deinen Voraussetzungen übereinstimmen. Dann aber sollst du staunen über das, was ich dir vom Missouri her mitbringe."

Lilacs Augen leuchteten in überschwenglichem Entzücken. Sie schienen sich zu vergrößern vor den in ihr wogenden Empfindungen, von denen sie sich keine andere Rechenschaft abzulegen wußte, als der Schwan, der auf stiller Flut den beweglichen Spuren des auserkorenen Gefährten folgt. Wenzel meinte, sie nie schöner gesehen zu haben. Von Bewunderung hingerissen, neigte er sich vom Sattel zu ihr nieder, sie auf die Stirn küssend. Lilac lächelte unschuldig.

„Unser Freund wird wiederkehren," wiederholte sie mit ihrem eigentümlich weichen Organ, und seine Hand ergreifend, legte sie sie nach Kinderart an ihre Wange, „und was er mir bringt, ich will mich damit schmücken" — sie schüttelte ihren feuerfarbigen Rock, daß die Schellen daran lustig klirrten — „alle Nähte meiner Kleider will ich mit singenden Kugeln verzieren; Ringe, gelb wie Gold, lege ich um meine Arme, Ketten von weißen Wampumperlen um meinen Hals. Lilac will die Schönste aller Siouxmädchen sein."

Forschend sah Wenzel in die zu ihm erhobenen Augen, forschend und sinnend. Wie die Worte, so waren auch ihre Blicke die eines Kindes, das auf dem Mutterschoße nach glänzenden Dingen hascht. Doch welcher Art die Gedanken sein mochten, welche seinen Geist durchkreuzten, in der nächsten Sekunde waren sie zerronnen. Nur noch das glückliche, sorglose Kind sah er vor sich, ein liebliches Naturrätsel, das sich

mit rührendem Vertrauen ihm anschmiegte, mit lachenden Augen von seiner Reise und langen Abwesenheit sprach, sich zugleich freuend auf ein späteres Wiedersehen.

„Die Schönste der Dakotas", wiederholte Wenzel, „dazu bedarfst du nicht klirrenden Schmuckes, nicht grellfarbiger Stoffe. Und nun, Lilac, auf Wiedersehen."

Schmeichelnd legte er wieder die Hand auf ihr Haupt, einen letzten Blick senkte er in die großen Augen, und vorsichtig ritt er auf dem abschüssigen Wege in die Schlucht hinab. Auf dem jenseitigen Ufer schaute er zurück. Lilac hatte den Pfeiler erstiegen, von dem aus sie die Talmulde in ihrem ganzen Umfange zu übersehen vermochte. Wenzel schwang seinen Hut; Lilac winkte mit beiden Händen; dann setzte sie sich nieder und beobachtete den Scheidenden, wie er sein Pferd zur Eile spornte, um die vorausgegangene Karawane einzuholen. Wieder und wieder spähte Wenzel rückwärts. Lilac saß noch immer auf ihrer Warte. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand und er sich bereits auf der anderen Seite der Talmulde in der Emigrantenstraße befand, glaubte er noch immer einen roten Punkt auf dem Pfeiler zu unterscheiden.

„Er kehrt wieder," lispelte Lilac, so oft sie gewahrte, daß seine Blicke rückwärts schweiften. „Er kehrt wieder," sprach sie, als die fernen Bluffs ihr die Aussicht auf die östlich wandernde Karawane entzogen; „er kehrt wieder," als die Sonne sich westlich neigte und sie noch immer auf ihrer Warte saß. „Er kehrt wieder," als Dämmerung die Fernsicht verschleierte und sie Anstalt traf, sich ihrer Großmutter zuzugesellen, um von ihr neues Gift in ihr Gemüt träufeln zu lassen. „Er kehrt wieder; er kehrt wieder."

Siebentes Kapitel.

Heimatsboden. Die Zigeunerin und ihr Sohn.

Eine norddeutsche Landschaft! Und doch möchte man glauben, aus den Scott-Bluffs in eine benachbarte, fast noch unheimlichere Wildnis zu treten. Was an eine höhere Stufe der Kultur erinnern könnte, liegt weit außerhalb des Gesichtskreises. Die Linie des Horizontes wird nach allen Richtungen durch düstere Tannenwaldungen bestimmt. Zwischen diesen dehnen sich auf umfangreicher Fläche dürre Sandhügel und mit hartem Gras und Heidekraut bedeckte Niederungen aus. Heidekraut hat sich hin und wieder nach den Abhängen der Hügel hinaufgezogen, weithin sichtbar sich abzeichnend von dem hellen Sande, der, ein Spiel der Winde, nie zur eigentlichen Ruhe gelangt und oft genug die kleinen rötlich blühenden Heidekrautflächen verschüttet. Brombeersträucher fristen in geschützten Winkeln kümmerlich ihr freudeloses Dasein. Einzelne Birken schmücken diese oder jene graubekleidete Talsenkung. Rotborkige Kiefern, in ihrem unregelmäßigen Wuchs die Spuren der sie zerzausenden Stürme zeigend, erheben sich auf höher gelegenen Stätten. Sie gleichen verwahrlosten Vagabunden, die, der ordnenden Forstgesetze überdrüssig, aus den Waldungen flüchteten, um hier, gleichsam obdachslos und vogelfrei, die Dezennien an

sich vorüberrollen zu lassen. Junge Kiefern scheinen den älteren Stammesgenossen nacheifern zu wollen, aber Jahre auf Jahre vergehen, und sie gelangen aus ihrem krüppelhaften Zustande nicht heraus. Sie sind zu nichts zu gebrauchen, höchstens die eine oder die andere, um als Weihnachtsbaum einige Stunden im Lichterglanz zu strahlen und dann zerstückelt in den winterlich geheizten Ofen zu wandern. Das ist die Sandheide. Sie bietet einen überaus trostlosen Anblick. Sogar das Wild meidet sie. Nur Weihen und Bussarde lieben den traurigen Erdenwinkel und rasten auf den vereinzelten Kiefern, von deren Wipfeln aus sie weit um sich zu spähen vermögen.

Bei dem gleichsam menschenfeindlichen Charakter dieser Sandheide mußte es dorthin zufällig Verschlagene doppelt überraschen, dennoch die Spuren dort hausender menschlicher Wesen zu entdecken. Freilich beschränkte deren Zahl sich auf das geringste Maß, und ihre Heimstätte bot einen Anblick, als hätte man mit Fleiß danach getrachtet, sie in vollen Einklang mit der trostlosen Umgebung zu bringen.

Nur eine einzige Hütte war sichtbar, und auch diese unterschied man erst nach sorgfältigem Hinüberspähen, so sehr ähnelte sie in ihrem Äußeren den nächsten zottigen Hügeln. Einen halb abgestochenen und teilweise unterminierten Hügel von bläulicher, schieferähnlicher Tonerde als Rückwand benutzend, war mittelst unbehauener Baumstämme, Lehm und Flechtwerk von Zweigen ein Bau errichtet worden, den mit dem Namen „Hütte" zu belegen schon als eine Art Höflichkeit gelten konnte. Aus ähnlichem Material, wie die Wände, bestand das Dach. Ursprünglich flach, hatte es durch gelegentlich erneute Anhäufungen von Heidekraut und Erde eine Backofenform erhalten. Etwa hundert Schritte weit von der Hütte begann ein feuchtes Moor. Gegen dreißig Morgen groß, war dies die einzige Stelle weit und breit, auf der halb verhungerte Birken, verkrüppelte Kiefern und einige Eichen sich zu einem Hain zusammendrängten. Oben stets licht und durchsichtig, machten ihn unten üppig emporgeschossenes Heidekraut, Moos, Weiden, Brombeer-

ranken, Schilf und Binsen schwer zugänglich. Hart am Rande des Moors, waren unregelmäßige Flächen urbar gemacht und mit Kartoffeln bepflanzt worden. Diese kaum nennenswerten Streifchen kulturfähigen Bodens, zusammen mit einer kleinen Wasserader, die nur wenig höher gelegen, als die Oberfläche des Moors, ihre kristallklaren Schätze einigen stagnierenden Pfützen zugesellte, hatten offenbar bei der Wahl des Platzes zur Errichtung der elenden Häuslichkeit entschieden.

Auf Hütte und Moor, auf Sandhügel, Heidekrautflächen und die als schwarzblaue Wälle herüberschimmernden Tannenwaldungen schien die Sonne eines klaren Sommernachmittags nieder. Still lag die umfangreiche, öde Sandheide. Nur die Heuschrecken zirpten nach Kräften, wie im Bewußtsein, dort gegen alle nur denkbaren Verfolgungen geschützt zu leben. Die aus ungehobelten Brettern zusammengefügte Tür der Hütte stand offen, allein der sich kaum noch über das Dach erhebende Schornstein starrte so ausdruckslos gen Himmel, als hätte er seit Menschengedenken keinen Rauch mehr ins Freie hinausgeleitet. Die nächste Tannenwaldung mochte gegen sechshundert Schritte weit entfernt liegen. Ein schmaler Pfad wand sich von der Hütte nach ihr hin, um sich dort unter den Bäumen zu verlieren. Rehe schienen den Pfad mit Vorliebe zu benutzen, denn obwohl der Abend noch fern war, traten sie doch schon aus dem Walde auf die unwirtliche Blöße, hier ein grünes Hälmchen abrupfend, dort sorgsam um sich spähend oder Stirn gegen Stirn ihre Kräfte prüfend. Eine Viertelstunde hatten die anmutigen Tiere die öde Umgebung freundlich belebt, als plötzliche Unruhe sich ihrer bemächtigte, und nach kurzem Schwanken und unruhigem Hin- und Hergehen eilten sie in langen Sprüngen eine Strecke am Waldessaum hin. Ein Weilchen blieben sie wieder lauschend stehen, worauf sie in das Holz eindrangen. Wiederum herrschte Totenstille und Regungslosigkeit ringsum. Was die Rehe vorher entdeckt hatten, es dauerte mehrere Minuten, bevor es zwischen den braunen Stämmen des Waldessaums sichtbar wurde. Langsam kam

es auf dem Pfade einher, langsam und bedächtig, ein von der Zahl der Jahre gebeugter Mann und eine Mädchengestalt in aufrechter, fast männlich entschlossener Haltung. Ein seltsames Paar. Verschieden, weit verschieden in Jahren, verschiedenen Kreisen entsprossen, weit getrennt durch ihre Bildungsstufen, und doch sichtbar durch aufrichtige gegenseitige Anhänglichkeit miteinander verbunden. Der alte Mann in dem abgetragenen, vielfach ausgebesserten Anzuge, die einläufige Flinte auf dem Rücken und mit der steifen Jagdtasche an der Seite, ein Waldhüter oder Leibdiener, war eine jener eigentümlichen Erscheinungen, die trotz ihres einfachen Auftretens eine gewisse Würde im Äußeren charakterisiert. Erhöht wurde dieser Eindruck durch das silberweiße Haar, das in dünnen Locken unter der verblichenen grünen Mütze hervorquoll, und den ebenso weißen Schnurrbart, der, dicht und borstig nach unten fallend, Mund und Kinn vollständig verbarg. Die neben ihm gehende weibliche Person verriet dagegen durch Haltung und Wesen, daß sie den höheren Ständen angehörte. In der Art, in der die aus wenig kostbaren Stoffen bestehende Bekleidung sich an die schlanke, jedoch einer edlen Fülle nicht entbehrende Gestalt anschmiegte, offenbarte sich nicht minder eine gewisse wohltuende Sorgfalt. Ein dunkelfarbiger Strohhut beschattete ihr träumerisch geneigtes Haupt mit dem fest aufgesteckten, üppigen, seidenweich glänzenden rötlichen Haar. Das nicht regelmäßig schöne, jedoch reizvolle Antlitz war von fast durchsichtig zarter Weiße. Von jugendfrischem Rot keine Spur; um so auffälliger traten die dunklen, starken Brauen und Wimpern hervor, die zwei große, ins Bräunliche schillernde graue Augen beschatteten. Die Lippen, lieblich geformt, waren wie in einem Schmerze zusammengepreßt. Und ein ähnlicher Ausdruck ruhte in ihrem Blick, indem sie ihre Worte an den greisen Begleiter richtete.

„Ohne sie jemals gesehen zu haben, flößen diese Fremden mir Scheu ein," sprach sie mit ihrem ruhigen Organ, und tiefer senkte sich der Schmerzenszug zu beiden Seiten des Mundes; „mir ist, als könnte ich nie verzeihen, daß sie

damit umgehen, den letzten Rest des Besitztums meines Vaters an sich zu reißen. Und doch müßte ich ihnen dankbar sein, denn ihre Bedingungen sind solche, wie sie nicht leicht zum zweitenmal geboten werden."

„Steht es so schlimm, daß wir unser Letztes hingeben müssen?" fragte der alte Mann ehrerbietig. „Ich kann's nicht glauben, und Herrn von Schroda würde es umbringen, wäre er gezwungen, das alte Herrenhaus, seine letzte Zufluchtsstätte, zu verlassen."

„Ja, Sprenkel," antwortete Fräulein von Schroda, „einen schweren, einen sehr schweren Kampf wird es kosten, den armen alten Vater mit dem Gedanken seiner Entfernung von hier auszusöhnen, aber ich kenne kein Mittel, es ihm zu ersparen. Sie wissen, wie es mit uns steht, wie wir leiden und vor allen Dingen mein armer Vater. Das aber kann nicht so weiter gehen. Ich bitte Sie daher, lieber Sprenkel, wo nur immer eine passende Gelegenheit sich bietet, verabsäumen Sie nicht, dem Vater gegenüber in meinem Sinne zu wirken."

„Ich bring's nicht übers Herz, Fräulein Ottilie," versetzte Sprenkel trübselig, „nein, ich kann's nicht. Seit vielen hundert Jahren haben die Herren von Schroda auf Alt- und Neu-Schroda gesessen; hier sind wir alle geboren und groß geworden — und ich soll meine Hand dazu bieten, von hier fort zu kommen? Nein, so schlimm kann es nicht stehen —"

„Nicht?" fiel Ottilie von Schroda mit einem bitteren Lächeln ein, „nicht so schlimm?" wiederholte sie, während es sich wie die Röte des Unwillens über ihre Wangen ausbreitete, „ist es nicht schlimm genug, daß eine Hufe Landes nach der anderen, eine Waldparzelle nach der anderen unseren Händen unter dem Titel der Verpfändung entrissen wurde, bis endlich nichts mehr blieb, als das morsche Herrenhaus, die Burgruine nebst Park und endlich diese elende Sandheide? O, der hinterlistige Karg hat es verstanden, den Gemütszustand meines Vaters auszunutzen. Nicht zu-

frieden mit den Gehöften, Fluren, Feldern und Wäldern, ist jetzt die Stunde gekommen, in der er ihn auch noch aus dem alten Herrensitz vertreibt, sogar die Hand nach dieser traurigen Einöde ausstreckt. Es ist himmelschreiend, und doch sehe ich keinen anderen Ausweg aus diesem Labyrinth von Schwierigkeiten, als auf das uns vorläufig noch in unbestimmten Umrissen gestellte Anerbieten einzugehen."

„An der Sandheide wäre nicht viel gelegen," meinte Sprenkel sinnend, und indem er seinen langen Schnurrbart strich, sandte er einen trüben Blick über die öde Wüste, „würde es doch viele Tausende von Talern kosten, sie allmählich wieder mit Kiefernschonung zu bedecken. Aber das Herrenhaus und die Ruine mit dem Park — es wäre zu hart, sollte auch das in fremde Hände übergehen. Und was will man mit dem kleinen Fleckchen Erde? Möchte man es doch dem gnädigen Herrn bis zu seinem Lebensende lassen."

„Das war bisher meine Hoffnung," versetzte Ottilie, und schmerzlich zuckte es um ihre Lippen, „auch ich bin zwar eine Schroda, der es nicht gleichgültig ist, von dem Sitz ihrer Vorfahren zu scheiden; aber ich füge mich in das Unvermeidliche leichter, als der arme alte Mann. Und dabei noch den Schein zu wahren, als fühlten wir uns dem Karg zum größten Dank verpflichtet, weil er nicht früher mit seinen Ansprüchen an uns auftrat."

„Er erhielt doch seine Zinsen für die Vorschüsse," wendete Sprenkel ein.

„Ja, die erhielt er, oder vielmehr, er berechnete sie Zins auf Zins, bis unsere Schulden bis ins Unerschwingliche angewachsen waren. Denn woher hätten wir die entsprechenden Mittel nehmen sollen? Sein neuestes Anerbieten klingt allerdings großmütig genug," und das herbe Lächeln trat wieder auf ihre Lippen, „er sichert meinem Vater eine kleine, dereinst auf mich zu vererbende Leibrente zu, wenn wir das letzte Reservat endgültig an ihn abtreten und diese Gegend verlassen, allein dadurch wird das Unrecht früherer Jahre

nicht gesühnt. Leider müssen wir darauf eingehen; ja, Sprenkel, wir müssen, und das Majorat hört auf, ein Majorat zu sein. Und wäre wirklich ein männlicher Erbe vorhanden, oder fänden die alten Bestimmungen auch auf mich Anwendung, wie sollte es mir oder jedem anderen gelingen, die Herrschaft wieder zu einem Ganzen zu vereinigen? Ach, Sprenkel, wohl hätte es anders sein können; aber Sie wissen am besten, was die Kraft des Vaters schon vor meiner Geburt lähmte. Und als die Mutter starb, ihm also die letzte Hoffnung auf einen Sohn genommen war, da vermochte er seinen Trübsinn gar nicht mehr zu besiegen. Er sprach es nie aus, wenigstens nicht unmittelbar, allein der Gedanke, daß nach seinem Tode das Majorat erlösche, die Herrschaft in fremde Hände gelange, raubte ihm die letzte Energie. Und wer möchte einen Stein auf den Tiefgebeugten werfen. weil es ihn mit Widerwillen erfüllte, sich zugunsten des dereinst sicher dem Verkauf geweihten Besitztums zu kräftigem Handeln emporzuraffen? Und was sollte ich länger in einer Umgebung, wo jeder Grashalm, jeder kleine Stein im Wege geeignet ist, bittere Betrachtungen in mir zu erwecken?"

„Wohl hätte es anders sein können," bestätigte Sprenkel in seiner grübelnden Weise, „denn wir befanden uns auf dem besten Wege, die tief verschuldete Hinterlassenschaft Ihres Herrn Großvaters wieder zu Ehren zu bringen, als jenes furchtbare Ereignis eintrat, das uns wieder zurückwarf. Sie waren damals noch nicht geboren —"

„Lassen wir die ferne Vergangenheit," fiel Ottilie herbe ein, „die Erinnerung an das, was vor meiner Zeit geschah, wird dadurch nur noch mehr verbittert, ohne daß es in eines Sterblichen Gewalt läge, mildernd oder gar Hilfe schaffend einzuschreiten. Kommen wir lieber auf den Fremden zurück, der so geheimnisvoll in der Stadt erschien und über dessen Zwecke mir allerdings dunkle Gerüchte zugetragen wurden. Anscheinend trachtet Karg, seinen Gewinn dadurch zu sichern, daß er die meinem Vater entwundenen Liegenschaften verkauft und irre ich nicht, so fand er in dem Fremden, ich glaube, er heißt Eichwerder, bereits einen Käufer.

Darauf führe ich wenigstens zurück, daß er in neuerer Zeit mit seinen Forderungen und dem Rat, des letzten Heims uns zu entäußern, so dringlich wurde. Der Park und die Sandheide schießen tief in die übrigen Ländereien hinein, und da ist es erklärlich, daß er die Herrschaft vor dem Verkauf abzurunden wünscht. Möglich, daß jener Eichwerder, der im Auslande den Posten eines Konsuls bekleidet und sich

zu großem Reichtum emporgearbeitet haben soll, ein ehrenwerter Charakter ist, der nur danach trachtet, selbst unter bedeutenden Geldopfern für sich und seine Nachkommen einen festen Stammsitz zu gründen. Aber was kann mir das gelten? Natürlicher ist, daß ich mit unüberwindlichem Widerwillen der Menschen gedenke, die sich fortan da zu Hause fühlen sollen, wo ich durch eine böse Schicksalsfügung verdrängt wurde, die da heiter lachen und scherzen werden, wo unsere Vorfahren schon vor Hunderten von Jahren ungebundene Gastfreundschaft übten, und die letzte Generation so manches bittere Leid erfuhr. O, Sprenkel, trotz der

Freude, mit der ich die Hingabe unserer Heimstätte gegen günstige Bedingungen begrüße, weil ich dadurch in die Lage versetzt werde, die letzten Tage meines Vaters ein klein wenig erträglicher zu gestalten, drücken solche Betrachtungen mich doch wahrhaft nieder. Sogar die alten Bäume in dem verwilderten Park sind mir fremd geworden, seitdem ich mit dem Gedanken, auf Nimmerwiedersehen von ihnen zu scheiden, mich vertraut machte. Ich kann nicht mehr, wie vor Zeiten, zu ihnen sprechen, wie zu lieben Freunden. Es ist zu trostlos. Die guten ehrwürdigen Bäume änderten sich nicht; heute schauen sie noch gerade so ernst darein, wie vor zwanzig Jahren, als ich in ihrem Schatten spielte und eine schöne, bleiche Frau — anders kann ich meine Mutter mir nicht vergegenwärtigen — mich an der Hand führte. Schwer müssen schon damals Gram und Sorgen auf ihr gelastet haben, denn so weit meine Erinnerungen reichen, sah ich sie nie anders lächeln, als wenn sie mich küßte und mir in die Augen schaute."

Sie schwieg, wie um jene fern liegenden Zeiten im Geiste noch einmal zu durchleben. Auch Sprenkel blieb stumm, aus Ehrfurcht vor dem Schmerz seiner Begleiterin, der Tochter eines Mannes, dessen Vater er schon diente und dessen einzige Bedienung er jetzt bildete. So legten sie eine Strecke zwischen den Sandhügeln auf dem gewundenen Pfade zurück, der sie der einsamen Heimstätte näher brachte. Plötzlich richtete Ottilie sich empor. Ihr Blick fiel auf die Hütte, die in der Entfernung von kaum dreihundert Schritten vor ihnen lag.

„Ich will allein zu ihr gehen," wendete sie sich an Sprenkel, indem sie stehen blieb, „hoffentlich treffe ich sie zu Hause, sonst müssen wir den Weg in den nächsten Tagen noch einmal machen. Kehre ich in wenigen Minuten nicht zurück, so erwarten Sie mich am Waldesrande. Ein Stündchen wird es wohl dauern, wenn Marianne in der Laune ist, unser Gespräch in die Länge zu ziehen."

„Gut, gut, gnädiges Fräulein," antwortete der greise Diener, „übereilen Sie sich nicht. Ich streife unterdes die

Nachbarschaft ab. Vielleicht gelingt es mir, unsere Küche mit 'nem Junghasen zu versorgen." Er lachte grimmig vor sich hin. „'s sind andere Zeiten jetzt, Gott sei's geklagt," fügte er hinzu, indem er die Flinte vor sich hinstellte und sich auf sie stützte, „nur noch auf dieser Sandscholle besitzen wir die Jagdgerechtigkeit, und wie lange ist's her, als mein Gewehr noch drüben in dem Forst knallte! Geschäh's heute, so würde ich bald genug als Jagdfrevler zur Rechenschaft gezogen werden, und zwar auf demselben Grund und Boden, auf dem ich selbst einst den Forstschutz ausübte. Und was war's für ein Forstschutz gegen heute! Pah, mich soll's nicht kümmern, bis wann die Wilddiebe die letzte Ricke fortgeschossen haben."

Ottilie antwortete nicht mehr. Sie schien des alten Mannes Klagen überhört und sich wieder vollständig ihren schmerzlichen Betrachtungen hingegeben zu haben. Langsam schritt sie auf die Hütte zu. Sprenkel blickte ihr ein Weilchen nach, dann setzte er sich am Abhange des nächsten Hügels nieder, von wo aus er sie im Auge zu behalten vermochte.

Ottilie war unterdessen in die offene Hütte eingetreten Durch einen Blick überzeugte sie sich, daß niemand darin anwesend war. Still lag der dämmerige Raum, in dem einige roh gezimmerte Sitze und ein Tisch das Hausgerät bildeten. Ein kleiner Feuerherd befand sich der Türe gegenüber an der Rückwand. Rechts, auf einem mit der blauen Schiefertonwand vereinigten Brett reihten sich sauber die notdürftigsten Küchengeräte aneinander. Auf der anderen Seite des Herdes hatte man eine Art Kellerraum mühsam in das feste Erdreich hineingescharrt. Eine niedrige Tür schloß ihn ab und wurde durch zwei starke, tief in den Fußboden getriebene Pfähle sicher gehalten. Seitwärts vom Ausgange stand eine Schnitzbank, umgeben von kleinen Blöcken der besseren Holzarten und den zu Kunstschnitzereien erforderlichen Werkzeugen. Angefangene und bereits vollendete zierliche Arbeiten beschwerten ein oberhalb der Bank befestigtes Wandbrett. Nicht minder zierlich geflochtene Körbe lagen nebenan in einem Winkel. Was sonst noch

Eigentum des Besitzers, das hing an Pflöcken und Nägeln ringsum an den Wänden.

Mit einer Miene der Enttäuschung trat Ottilie wieder ins Freie hinaus. Ihr erster Blick galt Sprenkel. Dann kehrte sie sich dem Moor zu, von woher murmelnde Stimmen herüberdrangen. Eine alte Frau war aus dem Dickicht getreten. Neben ihr ging ein großer, breitschulteriger Mann im einfachen Arbeiteranzuge. Auf dem Rücken trug er ein Bündel Weiden, wie solche zum Korbflechten verwendet werden. Ihnen auf dem Fuße folgte eine Ziege. Indem die Frau aus dem Moor auf den festen Boden trat, sprach sie noch zu ihrem Begleiter, schwieg aber, sobald sie Ottilie erkannte, die von der Tür der Hütte aus mit unverkennbar freundlicher Teilnahme das seltsame Paar betrachtete. Und doch lag in deren Erscheinung manches, wohl geeignet, Scheu, wenn nicht gar Mißtrauen einzuflößen. Die Frau konnte höchstens sechsundfünfzig bis achtundfünfzig Jahre zählen, das offenbarte sich in ihrer aufrechten Haltung sowohl wie in den schnellen und sicheren Bewegungen. Ihr Antlitz dagegen gestattete gar keine Berechnung mehr, so schrecklich war es durch Blatternkrankheit vernarbt und entstellt worden. Nur die äußere Form der scharf gebogenen Adlernase war geblieben und der leuchtende Glanz ihrer großen, schwarzen Augen. Auch das rabenschwarze Haar hatte noch die Fülle der Jugend behalten und drängte sich in dichten Locken unter dem schwarzseidenen Kopftuch hervor. Ihre Kleidung, obwohl ärmlich, zeigte mehr den städtischen Schnitt und verriet eine gewisse Vorliebe für grellere Farben. Ihr Begleiter, ein Mann in der ersten Hälfte der dreißig, hätte bei seinem ungewöhnlich kräftigen Körperbau für schön gelten können, wäre in seinen großen dunklen Augen nicht jener eigentümlich kindlich einfältige Ausdruck verborgen gewesen, der auf eine nur sehr mäßige geistige Begabung hindeutet. Sein Haar war ebenfalls schwarz, und diesem entsprach wieder die bräunliche Hautfarbe, die durch Sonnenbrand und Witterungseinflüsse noch erheblich vertieft worden war.

„Guten Tag, Marianne, guten Tag, Volper," redete

Ottilie das Paar an, als die Frau vor ihr eintraf, der Mann seine Weiden zur Erde warf. „Ich fürchtete schon, vergeblich gekommen zu sein; du weißt ja, wie schwer es mir wird, mich auf einige Stunden vom Vater zu trennen. Und es beunruhigte mich doch in hohem Grade, daß du in den letzten Tagen dich im Herrenhause nicht hast blicken lassen."

Marianne nahm die ihr gebotene Hand und blickte forschend in die auf sie gerichteten ernsten Augen.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden," sprach sie mit einem bezeichnenden Lächeln, das den bitteren, gleichsam menschenscheuen Ausdruck ihres entstellten Antlitzes milderte, „und wenn ich's weiß, kann das gnädige Fräulein den weiten Weg nie vergeblich zurücklegen."

„Dein Sohn wird es dir gesagt haben," versetzte Ottilie ruhig, und sich umkehrend gewahrte sie, daß der greise Waldhüter sich erhoben hatte, und, die Flinte im Arm, zwischen den Sandhügeln zu spüren begann.

„Nicht Helmut," erwiderte Marianne mit einem Anfluge von Ungeduld, „und woher sollte er es erfahren haben? Ist's doch drei Tage her, seitdem er zum Holzhacken nach dem Herrenhause ging, und damals wußte die Gebieterin von Schroda schwerlich selber um ihren heutigen Gang. Nein, meine schöne und gute Ottilie, nicht der Helmut, sondern meine Katze. Die putzte sich den ganzen Vormittag, und als ich heute früh nach dem Moor hinüberging, lag ein Strohhalm vor der Tür. Wie der dorthin kam, mag ein anderer wissen. Wir erhalten Besuch heute, sagte ich, und da gibt's nur eine, die ihren Weg hierher findet."

Ottiliens Antlitz verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln. Einen teilnahmvollen Blick warf sie auf Helmut, oder vielmehr Volper, wie er gewöhnlich genannt wurde, der sie mit an Erstaunen grenzender Bewunderung betrachtete, dann sprach sie zu Marianne gewendet:

„Laß fallen die wunderlichen Ideen, liebe Marianne; du weißt, mir klingen derartige Vorhersagungen wie Spott. Auch nenne mich nicht Gebieterin von Schroda. Ist doch

kaum noch das Pfühl mein Eigentum, auf das ich des Abends mein Haupt niederlege. Sage lieber, weshalb ich dich so lange nicht im Herrenhause sah?"

„Was soll ich dort?" fragte Marianne düster. „Wenn der Herr von Schroda es müde ist, auf dem Erbe seiner Väter zu sitzen und sein Letztes dem verräterischen Karg hingibt, so ist die Zeit nicht fern, in der man die alte Marianne samt ihrem Sohne mit Hunden von dannen hetzt, wo nur immer sie sich blicken lassen. Ich kenne diesen hinterlistigen Advokaten."

„Also auch das weißt du schon?" nahm Ottilie schnell wieder das Wort.

„Die ganze Stadt spricht davon," entgegnete Marianne mürrisch. „Ich wollte es nicht glauben, bis ich die Fremden sah, in deren Besitz die Herrschaft übergehen soll."

„Nun ja, Marianne, etwas Wahres ist daran," versetzte Ottilie begütigend, „und ich bin vorzugsweise gekommen, um mit dir darüber zu sprechen."

„Das Wahre ist, der Herr von Schroda und seine Tochter wollen nicht freiwillig gehen," fuhr die alte Frau feindselig auf, „und man möchte sie gewaltsam vertreiben. Nun, mein Herzenskind, ich hab' nicht vergessen, daß Ihr Vater mir vor vielen langen Jahren diese Stätte zuerkannte, als kein Mensch die obdachlos umherirrende Witwe mit ihrem unglücklichen Kinde aufnehmen wollte," und sie wies mit einem Blick auf Volper, „und wenn sie ihm alles rauben, das alte Herrenhaus, die zerfallene Burg seiner Vorfahren und den Park, nach dieser elenden Sandheide werden sie ihre Hände nicht ausstrecken, sie hat zu geringen Wert — nein — gar keinen Wert; und hier will ich den Herrn von Schroda und seine Tochter beherbergen, und der Tag wird kommen, an dem beide von diesem traurigen Erdenwinkel, ihrem letzten Besitztum aus wieder ihren Einzug nicht in das morsche Herrenhaus, sondern in das Schloß Schroda halten, wo sich zurzeit die Gäste des hinterlistigen Advokaten eingenistet haben. Doch was stehen wir hier, als wären wir uns zufällig auf der Landstraße begegnet? Hel-

mut, bediene die Gebieterin von Schroda, bringe Schemel und dann gehe deiner Wege."

Fast so schnell wie der Befehl an ihn erging, führte Volper ihn aus, und nachdem Ottilie seiner Mutter gegenüber Platz genommen hatte, erstieg er den an das Dach stoßenden Hügel, und sich auf ihm niederlassend, begann er eifrig seine Weiden zu schälen.

„Möchtest du wahr gesprochen haben," bemerkte Ottilie träumerisch, sobald sie sich mit der alten Frau allein sah, „allein es ist unmöglich. Denn höre nur, wertlos, wie die Sandheide sein mag, auch auf sie hat man sein Augenmerk gerichtet; sie wird das Eigentum eines anderen, und um dich auf einen solchen Fall vorzubereiten, bin ich gekommen."

Marianne erbleichte. Einige Sekunden starrte sie bestürzt in Ottiliens Antlitz; dann brach sie in ein feindseliges Lachen aus.

„Die Sandheide Eigentum eines anderen?" fragte sie, während das nach dem Kopfe dringende Blut ihr Gesicht noch mehr entstellte, „und mich will man vertreiben? Mich, die ich seit dreißig Jahren und länger mit meinem Kinde ungestört hier hauste, niemand zu nahe trat und von Herrn von Schroda so lange reich beschenkt wurde, als er selber noch etwas zu geben hatte? Nein? nimmermehr geschieht das! Mag Ihr Vater Park und Herrenhaus hingeben, diese elende Wüste muß er behalten, sie darf nicht dahin gehen, wohin alles andere gegangen. Die Sandheide muß ihm erhalten bleiben, um von ihr aus seinen Einzug ins Schloß zu bewerkstelligen und die alte Herrschaft zu neuem Glanze zu bringen. Hier in dieser Hütte ist Platz für uns alle, und paßt's dem Herrn von Schroda nicht, mit uns niederen Menschen zusammen zu wohnen, so wird mein Sohn — er besitzt Riesenkräfte — eine zweite Hütte bauen, aber vertreiben lasse ich mich nicht! Nein, nimmermehr! Laßt sie nur kommen, die dem alten Herrn nicht einmal diese öde Wüste gönnen! Ich will sie empfangen mit Verwünschungen, daß ihnen die Lust vergehen soll, mir wieder vor Augen zu

treten. O, ich habe Mittel, Mittel, die Sandheide gegen die ganze Welt zu verteidigen —"

Sie stockte, wie befürchtend, zu viel gesagt zu haben; in ihren schwarzen Augen aber glühte es unheimlich, als wollte Irrsinn ihren Geist umnachten.

Ottilie betrachtete die alte Frau mitleidig. Ihr Anklammern an phantastische Ideen, die von ihren Wünschen geboren wurden, sie konnte, sie wollte es nicht tadeln, wollte ihr nicht den letzten Anhalt rauben, durch den sie ihr einsames Leben erträglicher gestaltete. Und doch widerstrebte es ihr, sich auch nur den Anschein zu geben, als neige sie zum Glauben an ihre bizarren Träumereien hin. Sie umging diese daher ganz. und sich der Alten zuneigend, sprach sie mit der ihr eigentümlichen, ergebungsvollen Milde:

„Glaube nicht, liebe Marianne, daß mein Vater darnach strebt, sich seines letzten Besitzes zu entäußern; nein, er verdient nicht diesen Vorwurf. Er kennt nur noch den Willen, auf dem Grund und Boden von Schroda seine Tage zu beschließen. Aber die Verhältnisse haben allmählich eine Gestaltung gewonnen, daß seine Wünsche nicht länger maßgebend sein dürfen. Manche schlaflose Nacht hat es mich gekostet, bevor ich mit dem Gedanken, ihn von den Gräbern seiner Vorfahren. die ja auch die meinigen, von den Gräbern meiner Mutter und meines jungen Bruders zu trennen, mich aussöhnte. Ach, der Gedanke erschien mir so schrecklich, daß ich ihn noch heute kaum zu fassen vermag; aber wir müssen uns beugen. Eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf meinen Schultern; ich darf — ohne Rücksicht auf mich selbst zu nehmen — meinen armen Vater nicht im Elend untergehen lassen, und das geschähe unfehlbar, lebten wir unter den jetzigen Verhältnissen noch ein Jahr weiter. Schon jetzt ist unser Leben kaum mehr, als ein bloßes Scheindasein. Ich habe mich daher entschlossen, nach langen und schweren Seelenkämpfen mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, den schleunigen Verkauf der letzten kleinen Reservate zu befürworten. Geschieht es heute, so retten wir wenigstens eine kleine Leibrente, wie mir scheint, durch den guten Willen

„Glaube nicht, liebe Marianne, daß mein Vater darnach strebt, sich seines letzten Besitzes zu entäußern. (S. 152.)

des eigentlichen Käufers; wogegen ein Jahr später, träte Karg selber als Käufer auf, wir mit Schulden belastet abziehen müßten, um — Marianne — ich kann es nicht aussprechen."

Nachdem Ottilie geendigt, blickte Marianne eine Weile schweigend auf sie hin. Ihre dunklen Augen glühten bald fanatisch, bald umdüsterten sie sich wieder. Seltsames schien in ihrer Seele auf und nieder zu wogen.

„Fräulein Ottilie," ermannte sie sich plötzlich mit einem tiefen Seufzer, und jeder Zug ihres entstellten Antlitzes verriet heftige Spannung, „wenn jemand Ihrem Vater hunderttausend Taler, doppelt — nein, zehnmal so viel schenkte, würde er sich dann emporraffen und die Herrschaft Schroda wieder in ihrem alten Glanz erstehen lassen?"

Schmerzlich lächelte Ottilie, indem sie vorwurfsvoll antwortete: „Warum im ernsten Gespräch zu märchenhaften Bildern greifen, die nicht einmal die Kraft besitzen, die Aufmerksamkeit vorübergehend zu fesseln? Möchtest du aber aus meiner Antwort auf den Gemütszustand meines gebeugten Vaters schließen, nun ja, liebe Marianne, dann erteile ich dir gern Auskunft. Böte man dem Vater Millionen, so würde er seine jetzige traurige Lage vorziehen, anstatt fremden Menschen in der Herrschaft Schroda für ihr gutes Geld nichts als eine Wüstenei zu hinterlassen."

Marianne neigte das Haupt. Lange und ernst grübelte sie. Als sie endlich emporschaute, hatte ihr Antlitz wieder seinen ruhigen, kalt überlegenden Ausdruck angenommen.

„Also Sie selbst, eine geborene Schroda, gehen darauf aus, die letzten Reservate gegen den Wunsch und Willen Ihres Vaters an fremde Menschen abzutreten?" fragte sie vorwurfsvoll.

Ottilie kämpfte ihre qualvolle Erregung nieder und antwortete, sich gleichsam entschuldigend:

„Ja, Marianne, ich tue das, wozu ich mich durch die heiligsten Gesetze für verpflichtet erachte. Doch beruhige dich: wie ich nur das Beste meines hinfälligen Vaters im Auge behalte, so sollst auch du nicht vergessen werden. Ich

will dafür sorgen, daß im Kaufkontrakt dir und deinem Sohne im Dorf eine kleine Wohnung auf Lebenszeit zugesichert wird, außerdem aber solche Unterstützungen, die euch gegen Not schützen. Und blicke nur um dich, liebe Marianne; die öde Sandheide ist in der Tat nicht zum Aufenthalt für denkende und fühlende Menschen geschaffen; sie gestattet wenigstens keinen Vergleich mit einer wohleingerichteten Häuslichkeit im Dorfe."

Wiederum drohte der Zorn der alten Frau den Sieg über ihre Selbstbeherrschung davonzutragen.

„Ich soll in einem Dorfe wohnen?" rief sie aus, „in der Nachbarschaft von Menschen, die die alte Zigeunerin Marianne fürchten, sie wohl gar verspotten und mit Fingern auf sie weisen? Nein, nein! Hier auf dieser Stätte bleibe ich, bis mir der Atem vergeht, und wehe demjenigen, der es wagt, die Sandheide dem Herrn von Schroda zu entreißen. Ich will ihn verfolgen mit meinem Haß, mit meinem Fluch. Sind erst einige Schaufeln Sand auf meinen Kopf geworfen worden, dann mögen sie mit diesem elenden Erdenwinkel beginnen, was ihnen beliebt, ich höre nichts und sehe nichts mehr."

„So würdest du wohl gar meinen Wünschen, die Reservate aufzugeben, entgegenarbeiten?" fragte Ottilie beklommen.

„Mit aller Kraft, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln," antwortete Marianne finster, „mag alles vergehen, mag alles zerschellen, die Sandheide muß dem Herrn von Schroda bleiben; er muß eine Stätte behalten, von der aus er seinen Einzug in das Schloß antreten kann."

„Aber was ist es, liebe Marianne, das dich anscheinend unauflöslich an diese Sandscholle fesselt, deiner so oft bekundeten Dankbarkeit gegen meinen Vater einen ihn sogar schädigenden Charakter verleiht?" fuhr Ottilie fort.

Marianne schaute wieder ein Weilchen vor sich nieder, bevor sie anhob:

„Weiß meine gnädige Gebieterin, weiß Ottilie von Schroda, die ich als Kind wohl tausendmal auf meinen

Armen wiegte, der ich unzählige Lieder sang und geheimnisvolle Märchen erzählte, weiß mein Liebling, der in früheren Jahren mein entstelltes Gesicht küßte, daß mir die Tränen über die zerrissenen Wangen rollten, weiß mein schönes Kind, was es bedeutet, wenn die Liebe sich ins Herz eingeschlichen und darin festgesetzt hat, daß keine Macht des Himmels und der Erde sie wieder herauszureißen vermöchte?"

Ottilie erblaßte und preßte die Hand auf ihr Herz.

„Nun ja," fuhr Marianne unbeschreiblich milde fort, ohne ihre Blicke von dem bleichen Antlitz abzuziehen, „ich weiß alles, kam oft genug ins Schloß, um zu hören und zu sehen, wie der junge Mann, der zur Aufnahme gerichtlicher Dokumente im Schloß erschien, sich in das Herz der jungen Herrin einschlich. Er kam immer wieder, und stärker wurden die Bande, die sich zwischen den beiden jungen Leuten webten, daß sie meinten, nicht ohne einander leben zu können. Da brach das letzte schwere Unglück über das Haus Schroda herein, und es ereignete sich, daß der Besitzer der Herrschaft sein Schloß verließ, um in dem halbvergessenen Herrenhause sein Unterkommen zu suchen. Doch was diesen aus dem Schloß vertrieb, das trennte auch die beiden jungen Herzen —"

„Nein, Marianne," fiel Ottilie ein, und schwärmerische Glut leuchtete aus ihren Augen, während leichte Röte sich über ihr zartes Antlitz ausbreitete, „die Herzen wurden nicht getrennt, aber ich gab ihm sein Wort zurück; wir durften uns nicht wiedersehen, sollte ich nicht unter der mir aufgebürdeten Last gänzlich zusammenbrechen."

„Und das zurückgegebene Wort, er nahm es an?"

„Nein, Marianne, er nahm es nicht. ‚Ich kehre wieder, wenn ich offen vor deinen Vater hintreten darf,' das waren seine letzten Worte. Doch laß ruhen die alten Zeiten. Sieben Jahre sind seitdem verstrichen, die stürmischen Jugendträume sind verrauscht. Treu verbunden behalten wir uns gegenseitig im Auge, aber unsere Briefe tragen nur noch den Ausdruck unwandelbarer Freundschaft, und unsere Hoffnungen — ach, die sind unter dem Druck der Verhältnisse

längst schlafen gegangen." Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Tief auf seufzte sie, aber als sie die Hände sinken ließ, da war ihr Antlitz wieder ruhig, wie vorher. Zu oft schon hatte sie einen derartigen Kampf mit sich selbst bestanden, um lange nach Fassung ringen zu müssen.

In Mariannes Augen ruhte noch immer eine gewisse mütterliche Teilnahme. Ein Weilchen säumte sie, dann sich des Zweckes entsinnend, zu dem sie an Ottiliens qualvoll zuckendes Herz gerührt hatte, fuhr sie in ihren Mitteilungen fort:

„Nur wer solchen Erfahrungen nicht fremd, versteht mich, wenn ich sage: auch ich habe in einen Himmel geschaut, ohne ihn erreichen zu können, und die Erinnerung daran ist's, die mich, das alte, entstellte Weib, noch immer in meinem Tun und Lassen bestimmt, mich unauflöslich an die Sandheide kettet. Die dreißig Jahre und mehr des Grämens und Trauerns haben nicht die Erinnerung an einige wenige Stunden wild auffjauchzender Glückseligkeit zu verwischen vermocht, und sie wird frisch bleiben, bis ich mich ins Grab lege.

Meine Mutter trug Goldmünzen im Haar und ein rotes Kopftuch. Sie gehörte zu den Kindern des Südens. Sie verstand es, die Zukunft der Menschen aus deren Händen herauszulesen, und ich lernte es von ihr. Manche Menschen leben sorglos in den Tag hinein; manche grübeln vergeblich auf den Stein der Weisen, und manchen kommt's ungeahnt, daß sie mehr wissen, als andere. Es ist ihnen angeboren, daß sie mit der Natur vertrauter sind. Ich könnte diese verachtete Sandheide sprechen machen mit tausend Zungen, aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Schaue immerhin ungläubig darein, mein liebes, herziges Kind, aber du wirst es erfahren, wenn die Stunde da ist. — Wie meine Mutter, so schmückte auch ich mich gern, und wenn ich tanzte und das Tambourin dazu schlug, regnete es Geld auf uns ein, und alle Menschen beneideten meine Mutter um ihr schönes Kind. Ich aber wurde hoffärtig, verschmähte die jungen Männer unseres Stammes und richtete meine

Blicke auf andere, die sich besser dünkten, als das arme umherziehende Gesindel. Da lernte ich einen jungen, schönen Herrn kennen; stolz war seine Haltung, kühn sein Blick. Er schwor mir zu, daß er mich bewundere vor allen anderen Mädchen der Welt, und dann erstickte ich fast unter seiner Küsse Glut. Ich aber küßte ihn wieder, und sein Bild grub sich in mein Herz ein, daß es bis auf den heutigen Tag nicht verwischt werden konnte. Darauf ging er von mir. Traurig blickte ich ihm nach, allein ich klagte nicht. Was durfte ich von ihm erwarten, ich, das bräunliche Zigeunermädchen, von dem lebenslustigen hohen Herrn? Doch wenn ich vor den Leuten tanzte und ich gedachte seiner, ereignete sich es wohl, daß das Fell des Tambourins unter meinen Händen zersprang und ich jedesmal meinte, es sei mein eigenes Herz gewesen. Und wieder gesellte sich jemand mir zu, der mir zuschwor, ohne mich nicht leben zu können. Es war der Mann, dessen Namen ich heute noch trage, ein Mann, so klug, daß er andere belehren konnte. Ich hielt mich für seiner würdig, weil er nicht gar so hoch über anderen Menschen stand. Er war ein Künstler, und man bewunderte die Arbeit seiner Hände, und von ihm hat's mein armes Kind, daß es das Schnitzmesser meisterhaft zu führen versteht. Ich traute seinen Worten und Schwüren, und des Umherziehens mit den Meinigen müde, sagte ich mich ihm zu. Wir wurden Mann und Frau, und zerrissen waren die Banden, die mich an Vater und Mutter, an meinen Stamm fesselten. Mein Glück dauerte indessen nicht länger, als bis unser Sohn sein erstes Jahr vollendet hatte und die schreckliche Krankheit mich an den Rand des Grabes brachte. Als ich genesen war und hoffte, daß er Mitleid mit mir haben würde, wendete er sich von mir. Was sollte er länger mit einer verwelkten Blume? Er hatte vergessen, daß deren Farben ihn einst entzückten. Er warf seine Augen auf ein anderes Mädchen von hoher Schönheit, und da er vermessen wähnte, es zu gewinnen, trat er mit dem Ansinnen vor mich hin, eine rechtsgültige Scheidung zwischen ihm und mir eintreten zu lassen. Ich ging nicht darauf ein, denn ich hatte nichts ver-

brochen, was mich einer solchen Strafe wert gemacht hätte, und um unseres Kindes willen hoffte ich, daß er sich mir wieder zuwenden würde. Wir besaßen ein gutes Heimwesen und litten keine Not. Auf meine Weigerung aber, ihm seine Freiheit zurück zu geben, befiel ihn entsetzliche Wut; er muß jene Dame wahnsinnig geliebt haben, daß er von da ab sein Arbeiten und Schaffen einstellte und an weiter nichts mehr dachte, als sich durch alle nur erdenklichen Mittel deren Gunst zu erringen. Doch die Dame war auf ihrer Hut, sie gab ihm ihre Verachtung zu erkennen, und als sie einem vornehmen Herrn die Hand reichte, da verwandelte seine Liebe sich in Haß und Rachedurst. Weiter und weiter ging es rückwärts mit uns, und es nahte der Tag, an dem uns nichts anderes übrig blieb, als zu den niedrigsten Arbeiten zu greifen; dazu aber fühlte dieser Mann mit seinem störrischen Sinn sich zu schwach. Als ich eines Morgens mich von meinem Lager erhob, war er verschwunden, um nicht mehr zu mir zurückzukehren. Müde, an Orten, wo man mich und meine Geschichte kannte, auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen zu sein, wendete ich mich dahin, wo ich hoffen durfte, unbehelligt mein armes Kind erziehen zu können. Auf meiner mühseligen Wanderung kam ich zu dem Herrn von Schroda. Er gestattete mir, mich hier in der Sandheide anzusiedeln; großmütig gab er mir sogar zum Bau dieser Hütte einige Leute zu Hilfe. Von Kindesbeinen an gewohnt, in der freien Natur zu leben, hätte ich keine bessere Stätte für mich finden können. Der Herr von Schroda war damals ein junger lebenslustiger Herr, und seine Frau ein Engel an Schönheit und Herzensgüte. Beide hätten wohl verdient, daß ihnen das Glück treu geblieben wäre; aber es sollte nicht sein.

Ihr erstgeborener Knabe, Hans wurde er genannt, war ihr Stolz, ihre ganze Herzensfreude. Doch was die beiden Gatten zu einem verständigen, sparsamen Leben anregte, zu ernstem, gewissenhaftem Wirken und Schaffen, um die verschuldete Herrschaft in neuer Blüte zu hinterlassen, sie verloren es, und das war der erste Grund der unheil-

baren Krankheit der jungen Mutter und des allmählichen Dahinsinkens ihres Gatten. Sie waren so tief gebeugt, daß die spätere Geburt einer Tochter die Wunden, die ein grausames Geschick ihnen schlug, nicht mehr zu heilen vermochte. Siebenundzwanzig Jahre sind seit deinem Erscheinen in dem verödeten Schloß verstrichen, zwanzig, seitdem man deine arme Mutter in der Familiengruft beisetzte, dein Vater mit ihr seinen letzten Lebensmut verlor und die Herrschaft dem Verfall preisgegeben wurde. Doch trübe, wie es ihm und seiner Tochter seitdem ergehen mochte: Niemand störte mich hier in meiner Verborgenheit, niemand wehrte meinem Kinde, wenn es Vögeln und Kaninchen Schlingen stellte zur besseren Pflege seiner Mutter. Ich erhielt sogar eine Ziege und immer wieder eine andere, wenn ein Wechsel sich notwendig machte, und so oft ich ins Schloß kam, hatte man ein freundliches Wort und lobte man meine Anhänglichkeit an die Familie. So sorgte man für mich, und die Tochter, die schöne Ottilie, hatte keinen geringen Anteil daran, wenn man der alternden Zigeuner-Marianne das Leben erleichterte. Und einer solchen Herrschaft will man ihren alten Sitz rauben, will man wehren, ihre Tage auf dieser Sandscholle zu beschließen? Nein, nimmer kann das zugelassen werden! Das Recht muß anerkannt werden, und diejenigen, die danach trachten, sich in dem Schloß heimisch einzurichten, sie mögen zusehen, daß nicht ein Los sie ereile, wie sie es den Schrodas bereiten möchten."

„Nicht doch, Marianne," versetzte Ottilie freundlich, „die Leute, die die Herrschaft ankaufen möchten, tragen keine Schuld an unserem Unglück; wir haben vielmehr Ursache, ihnen zu danken, und da dir so viel an dieser öden Stätte liegt, so werden sie beim Abschluß des Kontrakts gewiß gern meine Wünsche berücksichtigen und dich ungestört hier weiter hausen lassen."

„Unter einem anderen Herrn hier weiter hausen?" fuhr Marianne wieder auf, „und dergleichen mutet mir mein Liebling, das gnädige Fräulein von Schroda, zu? Nein, über diese Heide darf kein anderer gebieten, als ein Herr

von Schroda, und wäre er gezwungen, in dieser Hütte, die er einst aus Barmherzigkeit für eine obdachlose Witwe errichten ließ, selber deren Gastfreundschaft zu suchen. Ich habe es oft gesagt und wiederhole es heute, mögen meine Worte immerhin in das Reich wahnwitziger Offenbarungen verwiesen werden: das Haus Schroda ist nicht dazu bestimmt, auszusterben. Von dieser Stelle aus" — und sie stampfte in ihrer heftigen Erregung mit dem Fuße vor sich auf die Erde — „werden die Schrodas einen neuen Flug antreten, der sie mitten in alle ihre Rechte hineintragen wird."

Bei den letzten Worten verlor sie ihre bisherige straffe Haltung; die düstere Glut ihrer Augen erlosch und schlaff sank das Haupt auf ihre Brust.

Mitleidig betrachtete Ottilie die alte Frau, die einzige Freundin, die ihr aus glücklicheren Zeiten geblieben war, und ihren aus bitteren Lebenserfahrungen hervorgegangenen, überschwenglichen, sogar krankhaften Phantasien Rechnung tragend, zögerte sie, ihre augenscheinlich schmerzlichen Betrachtungen zu unterbrechen. Endlich aber tat sie es doch.

„Von einem Manne erzählst du, dessen du dich heute noch mit so viel herzlicher Liebe erinnerst," suchte sie die Gedanken ihrer alten Freundin in lichtere Bahnen zu lenken, „sahst du ihn nie wieder?"

Marianne richtete sich empor, und lebhaftes Feuer gelangte in den eben noch blöde schauenden Augen zum Ausdruck.

„Ob ich ihn wiedersah?" fragte sie zögernd zurück, „ja, ich sah ihn wieder, ihn, dem ich die einzige ungetrübte Stunde meines Lebens verdanke, mochte er selbst jener Stunde immerhin nur noch als eines lustigen, traumhaften Ereignisses gedenken, wie sie von heiteren jungen Leuten im sprudelnden Übermut gesucht werden. Ja, ich sah ihn wieder, und er blickte mir in die Augen, aber wie einer Fremden. Denn nicht um die Welt hätte ich mich ihm zu erkennen gegeben, nicht um die Welt das Bild der schönen Tambourinschlägerin zerstört, das vielleicht hin und wieder noch einmal vor seinem Geiste auftauchte. Es wäre ent-

setzlich gewesen, zu entdecken, wie er vor dem gräßlich vernarbten Gesicht, das er einst mit heißen Küssen bedeckte, zurückbebte. Nein, ich gönnte ihm nicht die Empfindungen der Scham, nicht ihm, nicht mir. Aber die von ihm gebotenen Almosen nahm ich dankbar hin, ohne daß er je geahnt hätte, wie mein armes Herz vor wehmütiger Freude hinter der häßlichen äußeren Hülle zerfloß. Mein liebes Kind, du Trost meiner alten Augen, wecke nicht weiter jene Erinnerungen; Scham beschleicht mich, daß mein Herz immer noch nicht zur Ruhe gelangen kann."

„Aber dein Mann, gute Marianne," ging Ottilie sofort auf deren Wünsche ein, „kümmerte er sich denn gar nicht mehr um Weib und Kind?"

Wiederum drohte Marianne die Fassung zu verlieren, doch schneller als zuvor, gewann sie ihre Selbstbeherrschung zurück.

„Ja, einmal noch sah ich ihn," antwortete sie mit zuckenden Lippen, „und möchte es dem Geschick gefallen haben, daß auch dieses Wiedersehen nie stattgefunden hätte. Denn als er verschwand, da ließ er in meiner Brust ein Gift zurück, das selbst dann nicht aufhören wird, mich zu martern, wenn sie mich längst in die Erde eingescharrt haben. Fragen Sie mich nicht weiter nach ihm, gnädiges Fräulein," und bleicher wurde das vernarbte Antlitz, um mit den nächsten Worten sich von dem andringenden Blut wieder jäh zu färben, „nein, fragen Sie nicht; es gibt Wunden, die so schmerzhaft wirken, daß selbst ich es nicht zu ertragen vermag."

„Nein, Marianne, ich will dir nicht wehe tun," versetzte Ottilie gütig, „lassen wir daher deine traurige Vergangenheit ruhen. Allein, da wir heute einmal jener fernen Zeiten gedenken, so schlägst du es vielleicht nicht ab, mir über das Auskunft zu geben, was meine eigene Familie betrifft und worüber man mir gegenüber so lange tiefes Schweigen beobachtete; ich meine über meinen Bruder, dessen Tod einen so tief einschneidenden Einfluß auf meinen Vater ausübte, daß er heute, nach beinahe dreißig Jahren, noch immer un-

zugänglich ist für Trostesgründe, unnahbar für jeden selbst wohlmeinenden Fremden."

Marianne schloß die Augen wie zum Schlaf oder um sich zu befragen, wie weit sie der an sie gerichteten Anforderung Folge geben könne. Erwartungsvoll sah Ottilie auf sie hin. Sie schien mit ihren geistigen Blicken gewaltsam in die Gedanken der alten Frau eindringen zu wollen, und erschrak fast, als Marianne sich mit einer heftigen Bewegung emporrichtete und sie einige Sekunden starr ansah.

„Es ist vielleicht besser, wenn Sie alles wissen," hob sie stockend an, „und unrecht war's, Sie so lange im Dunkeln zu lassen."

„Ich weiß nur, daß ich einen Bruder besaß, der zwei oder drei Jahre vor meiner Geburt starb," versetzte Ottilie, als Marianne einige Augenblicke zögerte. „Oft genug nahm meine Mutter mich mit nach der Kirche, um mir den Stein zu zeigen, unter dem mein junger Bruder bei seinen Vorfahren schlummert. Dabei weinte sie heiße Tränen, und wohl ist anzunehmen, daß die Sehnsucht, neben ihren Liebling gebettet zu werden, mit Ursache ihres frühen Todes war."

„Ihres frühen Todes," gab Marianne dumpf zu, „und gewiß war die Art, in der sie ihr Kind verlor, traurig genug, um ihr zärtliches Mutterherz zu brechen. Ach, es waren schreckliche Tage, die sie verlebte, doppelt schrecklich, weil sie nicht nur in ihrer eigenen Seele, sondern auch in der ihres Gatten litt. Bei allen Tugenden, die diesen auszeichneten, besaß er den großen Fehler eines unbezähmbaren Jähzornes. In den ersten Minuten solcher Anfälle kannte er sich selbst nicht. Es war eine Krankheit, die gänzlich zu besiegen seine Kräfte nicht ausreichten. Was ihn eines Abends in solcher Weise aufgebracht hatte, wer kann das heute noch wissen; denn Ärger gab es damals oft genug, als es galt, durch ein strenges Regiment die in Verfall geratene Herrschaft wieder empor zu bringen. Er trat aus dem Park in den Garten und näherte sich zornsprühend der Hintertür des

Schlosses, als sein dreijähriger Sohn ihm entgegeneilte, um von ihm auf den Arm genommen zu werden. Nicht wissend, was er tat, schob er das Kind unsanft zur Seite, daß dieses sich vor ihm entsetzte und tiefer in den Garten schlich. Daß man das spielende Kind einige Minuten außer acht ließ, geschah wohl, weil jeder, so oft der Jähzorn sich des Herrn von Schroda bemächtigte, ihm nur auswich, und als man endlich den Knaben herbeiholen wollte, war er verschwunden. Hätte man ohne Zeitverlust das ganze Schloß und Dorf davon in Kenntnis gesetzt, vielleicht wäre alles anders gekommen. Aber wohl eine Stunde verging damit, daß die Wärterin und ein anderer Dienstbote, den Zorn der Herrschaft fürchtend, den Garten allein durchforschten und, in ihrer Besorgnis, im Schloß gehört zu werden, den Verlorenen nicht einmal laut zu rufen wagten. Als aber Dämmerung sich auf den Garten senkte und sie zugleich entdeckten, daß die Parktür offen stand, von wo aus es nur eine kurze Strecke bis zu dem großen Sumpfgraben war, stürzten sie entsetzt ins Schloß zurück, wo die Wärterin mit dem Kinde bereits vermißt worden war. Der erste, der ihnen entgegentrat, war der Herr von Schroda selber. Die Schreckenskunde las er in ihren Zügen, doch anstatt von Jähzorn heimgesucht zu werden, entsann er sich seines letzten Zusammentreffens mit dem Kleinen. Nur eine Sekunde stand er wie vom Blitz getroffen da; dann eilte er, von Todesangst getrieben, nach dem Park hinüber, fort und fort den Namen des Kleinen in die sich verdichtende Dämmerung hinausrufend und sein Haar zerraufend, weil er selbst die Parktür hatte offen stehen lassen. Bald gesellten sich ihm alle Bewohner des Schlosses und des Dorfes zu. Jeder Strauch im Garten und in den näheren Teilen des Parkes wurde durchsucht — und wie weit hätte der Kleine auch auf seinen noch schwachen Füßchen laufen sollen — allein alles vergeblich. Immer weiter dehnten sich die Nachforschungen aus. Die Nacht brach herein unter Jammern und Wehklagen; unter Wehklagen wurde es wieder Tag, und immer mehr befestigte sich die Überzeugung, daß das arme Kind in dem nur langsam

fließenden Wasser des Sumpfgrabens sein Ende gefunden habe.

„Da kam gegen Mittag einer der ausgeschickten Leute vollen Laufes nach dem Hofe herauf, in der Hand das nasse Hütchen des Kleinen, das er weit abwärts in der Nähe des alten Herrenhauses — die Stelle ist ja gekennzeichnet — in dem Graben aufgefischt hatte. Ihre verzweifelnde Mutter sah es zuerst, hörte zuerst die schreckliche Kunde, und betäubt brach sie zusammen. Die arme Mutter, der arme Knabe," flüsterte Marianne vor sich hin, „wie oft schaute ich in seine großen blauen Augen, es waren die Augen seiner schönen Mutter. Werde ich solche Augen jemals wiedersehen?

„O, ich muß, ja ich muß," fügte sie lauter hinzu, und sie schüttelte sich, wie um eine böse Vision zu verscheuchen oder sich eines Schauders zu erwehren, und des Befremdens in Ottiliens Zügen nicht achtend, fuhr sie in schwermütigem Tone fort: „Tage vergingen, ohne daß man, trotz des sorgfältigen Suchens, die kleine Leiche aufgefunden hätte, und vergeblich harrte der am vierten Tage in der Halle aufgestellte Sarg seines Bewohners. Doch was den Leuten am hellen Tage nicht gelang, das führte der verzweifelnde Vater unter dem Beistande seines treuen Sprenkel während der Nacht aus. Nach unermüdlichem Fischen auf der Stelle, auf der man über dem bodenlosen Morast das Hütchen gefunden hatte, kehrten sie um Mitternacht heim, zwischen sich die in eine Decke gehüllte Leiche tragend. Scheu wichen alle Bewohner des Schlosses aus, als sie des todbleichen Antlitzes des mit Schlamm bespritzten Gebieters ansichtig wurden, wie er mit seiner Last in die Halle eintrat; ehrerbietig gehorchten alle, als er befahl, sich fern zu halten, ihn nicht zu stören, während er selbst und nur unterstützt durch Sprenkel seinen durch den Tod und den langen Aufenthalt im Wasser entstellten Knaben in den Sarg bettete. Er wollte vermeiden, daß späterhin eine Schilderung des traurigen Bildes der Mutter zugetragen werde.

„Als am Morgen die Sonne ihre ersten Strahlen durch

die Fenster der Halle sandte, da hatten die beiden Männer alle Vorbereitungen beendigt. Der Gärtner brauchte nur noch seine besten Schätze aus dem Treibhause herbeizuschaffen, und dann wurde es jedem freigegeben, dem Sarge und dem, den er umschloß, die letzte Ehre zu erweisen. Ach, das waren schreckliche Tage in dem Schloß von Neu-Schroda! In der Halle der mit Blumen und Laubgewinden geschmückte Sarg, und nur wenige Zimmer weiter die zwischen Leben und Tod schwebende Mutter! Und doch mußte alles überstanden werden!

„Als zwei Tage später die arme Frau aus ihrem Starrkrampf erwachte und sie zum vollen Bewußtsein ihres unersetzlichen Verlustes gelangte, da flossen ihre Tränen milder bei dem Gedanken, daß ihr Liebling in ungestörter Ruhe inmitten seiner Vorfahren schlummere, ihr nur um eine kurze Spanne Zeit vorausgegangen sein könne. Und so ist es gekommen. Was sind neun Jahre? Dem einen bedeuten sie eine Ewigkeit, dem anderen einen Fliegenschritt der Zeit. Neun Jahre waren nach jenem Unglücksfall verstrichen, da betteten sie auch deine Mutter in die Gruft. Wie sie es im Leben gewünscht hatte, so geschah es. Neben ihren Sarg kam ein kleiner Sarg zu stehen, und der trug die einfache Inschrift: Der letzte Schroda."

Wie erschöpft neigte Marianne ihr Haupt auf beide Hände, die Arme auf ihre Knie stützend. Ottilie beobachtete sie mit tiefer Wehmut. Wohl hatte sie vielfach die unzweideutigsten Beweise der Anhänglichkeit der alten Frau an ihr Haus erhalten, allein daß diese durch die Erinnerung an die eben geschilderten Ereignisse so tief ergriffen wurde, erschien ihr beinahe unfaßlich. Sie brachte es in Zusammenhang mit deren eigentümlichen Geistesrichtung, mit der gleichsam angestammten Neigung, die Vergangenheit als einen unveräußerlichen Schatz zu betrachten, aus dem Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen die nicht unlösbare Aufgabe eines scharfen Verstandes. Solche Betrachtungen erhielten gewissermaßen ihre Bestätigung, als Marianne sie plötzlich wieder

mit einem unheimlichen Ausdruck der Verzückung fest anschaute.

„Der letzte Schroda, haben sie auf den kleinen Sarg geschrieben," begann sie feierlich, „aber der letzte Schroda ist's nicht, der zwischen den hell polierten und mit Silber beschlagenen Brettern ruht — nein —" und sie erhob sich, ihre beiden Hände Ottilie entgegenstreckend. „Ottilie, du liebes herziges Kind, du Tochter eines Mannes, wie die Erde keinen schöneren, keinen stolzeren trug, du weiches Engelsgemüt, die du mein altes zerrissenes Gesicht sanft liebkostest mit deinen zarten Händen, die du mich heute noch deine treueste Freundin nennst, höre auf meine Worte, verfüge nicht über das Herrenhaus und den Park, nicht über diese Sandheide! Tue es nicht, mein Engelskind, sondern fürchte, daß ein Rächer erstehen könnte, der dich fragt: Wo blieb die Heimstätte unserer Väter? Ottilie, ich warne dich! Was ich schon damals behauptete, als du noch nicht geboren warst, ich wiederhole es heute: Das Geschlecht der Schrodas ist dazu bestimmt, sich aufs neue auszubreiten, wie die Wipfel eines schattigen Ahornbaumes!"

Sie sank auf ihren Schemel zurück, und in demselben Augenblick stand Ottilie vor ihr, leise, wie sie im Kindesalter zu tun pflegte, die vernarbten Wangen streichelnd.

„Du meinst es treu und gut mit uns," sprach sie gerührt, „allein die Verhältnisse sind in diesem Falle stärker, als der ernsteste Wille. Und was nennen wir denn noch unser Eigentum, wenn es Karg eines Tages gefallen sollte, Abrechnung mit uns zu halten? Nichts, gar nichts. Wir werden nur noch von ihm geduldet, und das ertrage ich nicht länger — nein, mag der Würfel rollen, ein Leben unter den jetzigen Verhältnissen ist bitterer, als der Tod, und nur die Gräber unserer Angehörigen sind Ursache gewesen, das ich nicht schon längst meinen ganzen Einfluß aufbot, den Vater für das Aufgeben der alten Heimstätte zu gewinnen."

„Und ist die Not so groß, was hindert die Tochter des Herrn von Schroda, sich zu dem fremden Käufer zu begeben, ihm ihre Lage zu schildern, ihn aufzufordern, zu ihr zu stehen,

sie mit Rat und Tat zu unterstützen?" fragte Marianne düster.

„Nein, Marianne," antwortete Ottilie leidenschaftlich, und das bisher in edler Ruhe verharrende bleiche Antlitz rötete sich, „nein, derartiges mute mir nicht zu. O, so weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß ich hingehen müßte, um einen Fremden, der die Herrschaft Schroda käuflich zu erwerben trachtet, um ein Almosen anzusprechen. Nein, nimmer, und müßte ich zusammen mit meinem Vater eines elenden Hungertodes sterben. Auf dem Wege des Handels mag dieses oder jenes mir zufließen, und das schändet nicht; ich kann unsern Aufenthalt in dieser Gegend gleichsam als eine Ware betrachten und, mich beugend unter die Verhältnisse, verkaufen, ohne mich dadurch zu entwürdigen; allein das ist die äußerste Grenze, bis zu der ich gehen darf."

„So ist es beschlossen, daß um das Herrenhaus nebst Ruine und Park, sogar um diese öde Sandheide gefeilscht und gehandelt werden soll?" fragte Marianne dumpf, und wie Feindseligkeit leuchtete es aus ihren schwarzen Augen.

„Ja, liebe Marianne," antwortete Ottilie besänftigend, „ich kann nicht anders, meinen ganzen Einfluß muß ich aufbieten, den Vater den uns gemachten Vorschlägen günstig zu stimmen."

Marianne erhob sich wieder. Ihre Augen erhielten einen noch unheimlicheren Glanz.

„Fräulein von Schroda," die Worte schienen sich mit Widerstreben ihren Lippen zu entwinden, „so biete ich meinen ganzen Einfluß auf, den Handel zu hintertreiben."

Ottilie gab es auf, die alte Frau eines Besseren zu belehren und verständigen Anschauungen zugänglich zu machen. Statt dessen reichte sie ihr mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand.

„Tue wie du willst," sprach sie dabei ruhig, „weiß ich doch, daß du nie feindlich gegen mich auftreten wirst, ich fort und fort deine Ottilie von früher bleibe. Wann wir uns wiedersehen, kann ich heute nicht bestimmen. Jedenfalls

aber hörst du von mir, wenn irgendeine Entscheidung gefallen sein sollte."

In diesem Augenblick trat Volper hinter der Hütte hervor, um den Scheidegruß mit ihr zu wechseln. Die Mütze trug er in der Hand; auf seinem wohlgebildeten Antlitz spielte ein kindlich einfältiges Lächeln.

„Ich komme morgen, um Holz für den Feuerherd zu sägen," sagte er schüchtern, „und etwas mehr für den Winter, und Kien zum Anheizen. Der gnädige Herr und das gnädige Fräulein dürfen nicht frieren."

Ottilie preßte die Lippen zusammen. Sie wollte erwidern, daß im Winter wohl ein anderer in dem Herrenhause gebiete und sie daher seiner Dienste nicht lange mehr bedürfe. Sie besann sich indessen und antwortete mit einer gewissen Herzlichkeit:

„Gut, Volper, so komm nur morgen; mit dem Holzhauen eilt es zwar nicht sehr, aber je größer der Vorrat, um so besser. Scheint's mir doch, als brenne das von deiner Hand gespaltene doppelt hell."

Volper lachte gutmütig. Er wußte nichts mehr zu sagen, aber auf seinem Antlitz stand geschrieben, wie glücklich ihn die anerkennenden Worte machten.

Als Ottilie mit einem letzten Gruß in den Pfad trat, um mit Sprenkel am Waldessaum zusammenzutreffen, stieg

Volper wieder nach dem Hügel hinauf, wo er sich neben die Ziege hinkauerte. Um ihn herum lagen seine Weiden, doch er rührte sie nicht an. Seine Blicke waren starr auf Ottiliens schlanke Gestalt gerichtet, als hätte er sie dadurch auf ihrem Wege gegen Ungemach schützen wollen. Marianne hatte sich wieder auf ihren Schemel niedergelassen. Auch sie blickte der Scheidenden einige Minuten nach. Dann starrte sie düster vor sich auf den lockeren Sand nieder, in den sie mit einem Reis die wunderlichsten Figuren zeichnete. Neben ihr saß eine gelbe Katze, abwechselnd sich waschend und putzend, auch wohl ein Weilchen schnurrend und spinnend. Ein langer Zeitraum trennte die alte Frau von den Tagen, in denen sie mit ihren Stammesgenossen unstät von Ort zu Ort, von Land zu Land zog. Ein langer Zeitraum, durchwoben mit Einflüssen, die zu denen ihrer verschollenen Angehörigen in krassem Widerspruch standen, und doch war sie wieder die von der Unfehlbarkeit ihrer Anschauungen durchdrungene Zigeunerin.

„Sie ist fort!" rief Volper von dem Dach nieder, sobald Ottilie an der Seite ihres greisen Begleiters in den Wald eingetreten war. Marianne saß noch lange auf ihrem Schemel. Keinen Blick wandte sie von den unter dem Reis entstehenden und wieder verschwindenden Figuren.

Achtes Kapitel.

Das alte und das neue Schloß. Notar Fuchs, genannt Karg.

Je nachdem die Zeiten sich änderten und mit diesen die Ansprüche ans Leben, hatten die Besitzer der Herrschaft Schroda auch ihre Heimstätte geändert. Ein achteckiger, von Ziegelsteinen aufgeführter Turm, in engster Verbindung mit einem wenig umfangreichen Gebäude, gab Kunde von den Tagen, in denen es die Schrodas noch für vereinbar mit ritterlicher Tugend hielten, sich an den Landstraßen im Hinterhalt zu bergen und vorüberziehende Handelsleute

zu berauben. Auf diese folgten die wilden Junker, die dem Frondienst ihrer Untergebenen ein sorgenfreies Dasein verdankten. Zur Verteidigung von Gut und Blut gab es keine Veranlassung mehr, die engen Räume der Burg genügten nicht mehr zu den tollen Gelagen der jagdkundigen Besitzer und ihrer Nachbarn, und so wurde denn etwa hundert Schritte weit von der dem Verfall geweihten Burg ein Gebäude errichtet, das nach den zur Zeit seiner Gründung herrschenden Begriffen vielleicht als stattlich galt. Es bestand aus einem unförmlichen, mehr langen, als breiten, viereckigen Hause mit kleinen Fenstern und hohem, spitz zulaufendem Ziegeldache. Das Erdgeschoß hatte massives Mauerwerk erhalten, das obere dagegen aus schweren Balken zusammengefügtes und mit Ziegelsteinen ausgefülltes Fachwerk. Es rief den Eindruck hervor, als seien die verschiedenen Stockwerke in verschiedenen Jahrhunderten entstanden, und zwar immer nur stückweise. Dem Äußeren des altertümlichen Gebäudes entsprach der innere Ausbau. Niedrige Hallen, Kammern, düstere Irrgänge, schwergezimmerte schmale Treppen lagen in buntem Gewirr durcheinander, und was einst der Inbegriff alles Behaglichen und Bequemen, das erschien jetzt mit Bedacht nur zu dem Zweck errichtet und zusammen gestellt worden zu sein, den etwaigen Besucher recht unheimlich und gespenstisch anzuwehen. Von Stallungen und Remisen waren nur noch die Fundamentmauern sichtbar. Unter Gestrüpp und Unkraut verschwanden fast die letzten Spuren des alten Burgwalles und eines feuchten Teichbettes, dessen Verbindung mit dem morastigen Umfassungsgraben des nahen Parkes seit undenklichen Zeiten unterbrochen gewesen war. Die verwilderte Stätte hatte nicht viel Einladendes, am wenigsten für Menschen, die gezwungen waren, dort zu hausen. Derartige Anschauungen hatten unzweifelhaft schon vor hundert Jahren gewaltet und den Plan gereift, auf der anderen Seite des Parkes, da, wo die ausgedehnten Feldmarken ihren Anfang nahmen, einen regelmäßigen Gutshof mit schloßartigem Wohnhause anzulegen. Jetzt trugen die geräumigen Wirt-

schaftsgebäude und Tagelöhnerhäuser allerdings die untrüglichen Spuren, daß der Wohlstand, dem sie einst ihr Entstehen verdankten, längst versiegte und bei dem allmählichen Rückwärtsgehen der Verhältnisse schließlich die Mittel fehlten, den kulturfähigen Boden auszunützen. Das Schloß, solide und im Geschmack seiner Gründungszeit aufgeführt, hatte am wenigsten gelitten. Vorzugsweise deutete sein Anstrich auf gänzliche Vernachlässigung, hin und wieder auch eine zerbrochene Fensterscheibe oder eine halb losgerissene Dachrinne, die von dem Gesimse auf die Köpfe der Vorübergehenden niederzufallen drohte. Bewohnt wurde das Schloß nur noch von einigen im Lohn des Notars Karg stehenden Leuten. Für sich selbst hatte dieser einige größere Räume in wohnlichem Zustande erhalten, die ihm und seinen Freunden bei ihren gelegentlichen Besuchen als Absteigequartier dienten.

Nach langer Zeit rauchte wieder einmal um die Mittagszeit der Küchenschornstein des Schlosses, ein sicheres Zeichen, daß Karg aus der eine Stunde entfernten Stadt mit Gästen eingetroffen war, die er nicht nur besonders zu ehren wünschte, sondern die auch länger die Freuden des Landlebens zu genießen beabsichtigten.

Auf dem Hofe, auf Wald und Flur lagerte heißer Sonnenschein. Wie ausgestorben erschien der Gutshof.

Die ringsum herrschende tiefe Stille wurde wenig auffällig durch die Stimmen zweier Männer unterbrochen, die aus dem Park in den hinter dem Schloß sich ausdehnenden Garten traten.

„Es erfüllt mich mit Wehmut," bemerkte Eichwerder im Laufe des Gespräches, „in der Tat mit tiefer Wehmut, zu beobachten, wie eine Besitzung, wohl geeignet, goldene Früchte zu tragen, so gänzlich in Verfall geraten konnte. Eine schöne Aufgabe wäre es für meinen Lebensabend, die brachen Felder wieder zu erschließen, Hof und Weideland zu beleben und mit dem Nutzbringenden das zu vereinigen, was Auge, Geist und Herz erquickt."

Der Notar Karg, eine hagere, knochige Gestalt mit

einem biederen Arbeitergesicht, in dessen jeder Falte aber ein Dämon schlauer, hinterlistiger Berechnung wohnte, strich bedächtig sein glattes Kinn und antwortete klagend:

„Als ich vor zwanzig Jahren als junger Anfänger den ersten der Herrschaft gehörigen Landstreifen unter dem vorläufigen Titel Verpfändung mit Widerstreben käuflich erwarb, hatte ich keinen Grund, auch nicht die Neigung, mich eingehender mit Ackerbestellung zu beschäftigen. Später hingegen, als die Zahl der an mich abgetretenen Liegenschaften wuchs, fehlte mir der Mut, größere Summen in ein Unternehmen zu stecken, dessen Erfolg mir — ich hätte denn meine Praxis aufgeben müssen — mehr als zweifelhaft erschien."

„Die Folge davon ist," meinte Eichwerder sinnend, „daß die notwendigen Bauten und die Urbarmachung der wüsten Felder einen Aufwand an Kosten bedingen, der in keinem Verhältnis zu dem geforderten Preise steht."

„Scheinbar ja," gab Karg zu, und Eichwerder nach einer Steinbank im Schatten einer laubenartig gewucherten Esche führend, nahmen beide dort Platz, „ich wiederhole: nur scheinbar, denn obwohl selbst kein Landwirt, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß die Felder, wenn wieder aufgebrochen, nach der langjährigen Ruhe einen Ertrag liefern, der für den Käufer ein überaus günstiges Verhältnis darstellt. Es gehört eben ein Mann dazu, der von Anfang an mit seinen Mitteln nicht zu geizen braucht."

„Leider haben — so viel ich zu beurteilen vermag — auch in den Forsten große Verwüstungen stattgefunden," wendete Eichwerder ein.

„Ich leugne es nicht," erklärte Karg, „um Herrn von Schroda mit seinen Landverkäufen nicht an einen Dritten zu verweisen, war ich selber gezwungen, verzinsliche Darlehen aufzunehmen und zu Holzverkäufen zu schreiten, das heißt in rationeller Weise. Ich hoffte nämlich noch immer auf einen Rückkauf von seiten des alten Herrn; allein alle meine Vorstellungen, sich zu kräftigem Handeln emporzuraffen, scheiterten. Er verharrte störrisch in seiner stumpfen

Teilnahmlosigkeit. Hatte er für diesen oder jenen Landstrich eine Summe bezogen, so geschah nichts für die Zukunft. Er lebte in den Tag hinein, wenn auch nicht verschwenderisch, ließ Zins auf Zins anwachsen, und wo eine Lawine erst ins Rollen kam, ist an ein Aufhalten nicht mehr zu denken, bevor sie an ihrem Endziel in Atome zerschellt. Ein solcher Zeitpunkt ist jetzt eingetroffen. Schon im vorigen Jahre ließ er sich leicht berechnen, und im Besitz Ihrer Aufträge säumte ich nicht mit meinen Mitteilungen. Eine sicherere Anlage Ihrer Kapitalien ist kaum denkbar, und in erster Reihe darf es unserer beiderseitigen Vorsicht zugeschrieben werden, daß nicht längst ein anderer mit Herrn von Schroda in direkte Geschäftsverbindung trat."

„Die Besitzung findet, trotz der trostlosen Verwilderung, meinen Beifall," entgegnete Eichwerder ernst; „und dennoch steigen hin und wieder Bedenken in mir auf. Einesteils erscheint es mir beinahe frevelhaft, das Unglück einer seit Hunderten von Jahren hier angesessenen Familie gewissermaßen auszubeuten und sie aus ihrem letzten Reservat zu verdrängen; andererseits würde die Herrschaft ohne ihre Hauptzierden, die altertümlichen Baulichkeiten, zu denen ich auch die kleine Waldkapelle rechne und den Park, kaum noch Reiz für mich haben. Nicht einmal die auf der Karte als Sandheide verzeichneten Ländereien möchte ich missen, zumal diese tief in die Forsten einschneiden."

„Die Schwierigkeiten, auf die Ihre Wünsche stoßen, sind keine unbesiegbaren," bemerkte Karg zuvorkommend. „Herr von Schroda ist so tief und rettungslos verschuldet, daß ich — besäße ich nicht zu hohe Pietät für seine Familiengeschichte — ohne weiteres meine Hand auf die genannten Reservate legen könnte. Doch ich wiederhole, ich gönne dem alten Manne keinen so traurigen Abzug von der letzten und gewiß düsteren Heimstätte. Einem fremden Käufer gegenüber würde mir freilich nichts anderes übrig bleiben, und ich m u ß diese Last von meinen Schultern wälzen — wogegen bei Ihrer Mitwirkung die Angelegenheit sich für die Schrodas weit günstiger gestaltet. Ich teilte Ihnen bereits mit,

daß ich, vorbehaltlich Ihrer Zustimmung, den Herrschaften im Herrenhause für Abtretung ihrer letzten Anrechte eine mäßige Rente auf Lebenszeit bot."

„Und wie wurde Ihr Vorschlag aufgenommen?"

„Genau so, wie ich voraussetzte. Der alte Herr blieb nach wie vor unzugänglich, wogegen seine Tochter, eine durchaus verständige Dame, nicht blind dafür war, daß der von mir vorgeschlagene Ausgleich das einzige Mittel sei, ihren Vater ferner drückenden Verhältnissen zu entziehen. Nach kurzem Bedenken versprach sie, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, den alten Herrn für meinen Plan zu gewinnen."

„Es würde ihn immerhin einen schweren Kampf kosten?" fragte Eichwerder teilnahmvoll.

„Schwer wird es ihm werden," antwortete Karg in demselben bedauernden Tone, „doch in Ansehung des günstigen Wechsels seiner Lage müssen wir die verständige Überlegung seiner Tochter seinen eigenen Empfindungen der Pietät weit voranstellen."

„Der dieses Ergeben ins Unvermeidliche sicher nicht leichter wird, als ihrem Vater das gezwungene Beugen unter ein böses Verhängnis," fügte Eichwerder hinzu; „ich kann nicht umhin, mich im Geiste in die Lage des Herrn von Schroda zu versetzen, und das erschwert mir den Entschluß."

Über Kargs Antlitz flog eine Wolke des Mißtrauens. Sie verflüchtigte sich indes schnell wieder, und er fuhr harmlos fort:

„Ihr junger Verwandter, der Herr von Randal, wünscht ebenfalls, sich anzukaufen?"

„Sein Plan ist es wohl," antwortete Eichwerder, „allein das eilt nicht; am wenigsten kann er daran denken, sich um eine so ausgedehnte Herrschaft zu bewerben. Bis dahin bleibt er bei mir, so lautet der Wunsch seiner Mutter, meiner lieben Verwandten. Herr von Schroda besitzt nur eine Tochter?" fügte er fragend hinzu.

„Nur die einzige Tochter, wie ich bereits andeutete, und sie ist es, auf deren Einfluß ich zuversichtlich rechne."

„Sie kennen sie persönlich?"

„Seit langen Jahren. Eine Achtung gebietende Erscheinung und von demselben Stolz beseelt, wie ihr Vater."

Eichwerder blickte nachdenklich vor sich nieder. Er mochte einen Vergleich zwischen der Lebenslage der Tochter des verarmten Edelmanns und der eigenen Kinder anstellen, denn im Tone seiner Stimme verriet sich herzliches Mitfühlen, als er nach einer längeren Pause sich dem ihn gespannt beobachtenden Notar mit der Frage zukehrte:

„Sie persönlich kennen zu lernen, bietet sich wohl keine Gelegenheit?"

„Sie empfängt nie Besuche," erklärte Karg wie entschuldigend, „selbst ich erhalte nur in den dringendsten Fällen und nach vorhergegangener Anfrage Zutritt zu ihr, und sie übernimmt dann die Vermittelung zwischen ihrem Vater und mir. Der unbeugsame Stolz des alten Herrn erschwert nicht nur jeden Geschäftsverkehr, sondern erhöht auch die ihm aus seiner Lage erwachsenden Leiden."

„Glauben Sie das nicht," entgegnete Eichwerder, „wie ich nach Ihren Schilderungen Herrn von Schroda beurteile, erleichtert gerade der Stolz die ihm aufgebürdete Last. Dieses Verschmähen der Teilnahme anderer, diese unerschütterliche Anhänglichkeit an die Heimstätte seiner Vorfahren haben etwas unendlich Rührendes, sogar Ehrfurcht Gebietendes. Ich würde des Besitzes der Herrschaft nie vollständig froh werden, knüpfte sich an ihn das Bewußtsein, auch nur mittelbar die Ursache der gewaltsamen Entfernung des alten Herrn von hier gewesen zu sein."

„Es sei denn," bemerkte Karg schnell, „diesem gesellte sich die Überzeugung bei, zu einer Verbesserung seiner traurigen Lage unmittelbar beigetragen zu haben."

Unter den lauernden Blicken des Notars sah Eichwerder wieder nachdenklich vor sich hin. „Ihren Einwand weise ich nicht zurück," versetzte er nach einer längeren Pause, „allein es müßte immerhin vorausgehen, daß mir die Reservate in einer Weise angeboten würden, die alle Bedenken beseitigte."

„Es wird geschehen, gewiß, es wird geschehen," entgegnete Karg mit großer Entschiedenheit, „und es bedürfte von meiner Seite nicht einmal einer Anregung, wären Sie bereits in den Besitz der Hauptländereien getreten."

Eichwerder warf einen forschenden Blick auf den Notar, den dieser mit einer gesuchten Ruhe vertrug.

„Herr Karg," sprach er ernst, „es darf kein Mißverständnis zwischen uns walten. Welche Schritte auch immer Sie bei Herrn von Schroda unternehmen mögen: ich bestehe darauf, daß Sie in schonendster Weise verfahren. Es soll und darf, so lange ich im Hintergrunde stehe, kein Druck auf ihn ausgeübt werden. Jeder Zwang würde für mich ebensogut Veranlassung sein, ganz zurückzutreten, wie die Lostrennung der Reservate von der Herrschaft."

Eine alte Hauswärterin, die vorüber ging, überhob Karg einer Antwort.

„Haben Sie meine Töchter gesehen?" fragte Eichwerder die Frau.

„Die eine der jungen Damen und Herr von Randdal sind vom Hofe hinuntergefahren," hieß es ehrerbietig zurück, „und die andere führte ich in das Bibliothekzimmer."

„Ich stellte Herrn von Randdal meinen leichten Arbeitswagen zur Verfügung," ergänzte Karg die Antwort der davonschreitenden Frau; „er sprach den Wunsch aus, die weitere Umgebung kennen zu lernen. Ein bejahrter Knecht, der jeden Fuß breit Landes der Feldmarken kennt, fährt die Herrschaften."

„So ist's Stephanie, die ihn begleitet, während Agathe sich mit den Büchern beschäftigt," versetzte Eichwerder wohlgefällig. „Verschieden, wie ihre Neigungen sind, könnte doch kein schöneres Einvernehmen zwischen den beiden Schwestern herrschen. Sie scheinen sich hier wohl zu fühlen, den ehrwürdigen Landsitz bereits als ihre Heimat zu betrachten. Möchte ihnen eine Täuschung erspart bleiben. Wir wollen wenigstens nichts verabsäumen, was dazu beitragen kann, auf dem von mir vorgeschlagenen und erörterten Wege die Erfüllung ihrer Wünsche zu beschleunigen," fügte er hinzu,

indem er sich erhob, „gefällt es Ihnen, so mögen wir die Zeit bis zum Essen benutzen, um die älteren Karten der Feldmarken mit den neueren zu vergleichen und die Hypothekeninstrumente noch einmal zu prüfen."

Karg erklärte sich sofort bereit, und gleich darauf traten die beiden Herren durch die Hintertür in das Schloß ein.

Neuntes Kapitel.

Eine Luftfahrt. Alter Streit.

Der alte Knecht, in Stephanie und Randdal Mitglieder seiner künftigen Herrschaft vermutend, glaubte, sein bestes tun zu müssen. Kräftig hieb er auf die beiden Ackergäule ein, und im Trabe ging es auf das nächste Gehölz zu. Bis dahin hatten sie einen erträglich guten Weg gehabt. Dort aber, wo der gebahnte Weg sein Ende erreichte, Stämme und alte Baumstümpfe die freie Bewegung hinderten, war der Knecht gezwungen, die Pferde langsamer gehen zu lassen. Stephanie und Randdal plauderten sorglos und gedachten heiter der Tage, in denen die Herrschaft Schroda wie ein Phönix aus der Asche neu erstehen würde. So hatten sie sich allmählich der Sandheide genähert, und, in ihr Gespräch vertieft, achteten die beiden Leute nicht darauf, daß eine einsame Fußgängerin ihnen entgegen kam. Erst als die Pferde plötzlich scheuten und sich in die Geschirre zurücklehnten, spähten sie nach der Ursache aus, und erstaunt ruhten ihre Blicke auf Mariannens entstellten Zügen. Vor dem Wagen stand sie, den rechten Arm erhoben, wie um das weitere Vordringen zu wehren. Der Knecht beruhigte die Pferde. Von nicht minderer Scheu erfüllt, als diese, wagte er nicht, die weit und breit bekannte Zigeuner-Marianne zurückzuweisen oder durch Antreiben des Gespannes zu verdrängen.

„Was soll das?" fragte Randdal unwillig, „machen Sie Platz da vorne!"

„Kehrt um!“ rief Marianne zurück, „kehrt um, wenn ihr dem Unglück nicht in die Arme laufen wollt! Oder könnt ihr nicht warten, bis zwei alte Augen sich geschlossen haben, um eure Hand auf den Raub zu legen?“

„Eine Verrückte,“ murrte Randal zu Stephanie. „Eine prächtige Sorte von Menschen scheint sich hier eingenistet zu haben; aber wir wollen ihnen zu seiner Zeit begreiflich machen, wohin sie gehören.“ Dann zu Mariannen: „Gehen Sie aus dem Wege, gute Frau, und belästigen Sie nicht Leute, die Sie nicht kennen.“

„Ich kenne euch!“ antwortete Marianne, ohne von der Stelle zu weichen. „Ihr seid gekommen, um einem armen alten Mann das Bett unter dem siechen Körper hervorzureißen. Aber es wird euch nicht gelingen. Eure Pferde ziehn euch schnell, aber das Unglück reitet schneller. Kehrt um! flieht, so lange es noch Zeit ist, und schüttelt den Staub von euren Füßen. Weckt nicht die Toten! Der Hall eurer Schritte dringt zu ihnen in die Erde hinab!“

„Ich wiederhole, gute Frau,“ hob Randal wieder an, „wir kennen Sie nicht, und noch weniger gestehen wir Ihnen das Recht zu, uns aufzuhalten. Wir beabsichtigen gegen niemand Böses, verdienen also nicht Ihre sinnlosen Schmähungen. Weichen Sie aus, oder ich sehe mich gezwungen, Sie verdrängen zu lassen.“

„Überfahren möchten Sie mich?“ rief Marianne feindselig aus, „mich rädern? meine alten Knochen zermalmen unter Ihrem Gewicht und dem Ihrer Gefährtin! O, das würde euch beide nicht retten! Aber ich will die Schuld nicht vergrößern, die ihr dadurch auf euch ladet, daß ihr eure Spuren in fremder Leute Erdreich ausprägt,“ und sie trat zur Seite, „fahrt hin, bis ein anderer, der stärker ist, als ein altes Weib, euch Halt gebietet! Kehrt um, bevor die Vergeltung euch ereilt!“

„Geben Sie ihr etwas Geld, das wird sie besänftigen,“ flüsterte Stephanie Randal zu.

„Fahr zu!“ befahl Randal dem Knecht, dann zog er einen Taler aus der Tasche, und indem er an Marianne

vorüberfuhr, warf er ihn lachend vor sie hin. „Da, gute Frau!“ rief er ihr zu.

„Sündengeld!“ rief Marianne ihm nach, ohne sich nach der Gabe zu bücken, „seht Ihr zu, daß meine Beschwörungen Euch nichts Schlimmeres eintragen!“ und sich abkehrend, schritt sie eiligst davon.

Die Unebenheit unter den Bäumen zwang den Knecht, den Wagen ganz aus dem Waldessaum hinauszulenken und seinen Weg hart an demselben hin zu wählen. Schatten herrschte auch dort, dagegen schnitten die Räder tief in den lockeren Sand ein.

„Schlechter Boden hier,“ meinte der Knecht befangen und noch unter dem Eindruck der Begegnung mit Marianne; „da unten in der Sandheide sieht's gerade so aus, wie hier; wenn's den Herrschaften genehm wäre, möchten wir umkehren.“

„Damit die wahnwitzige Alte sich rühmt, uns eingeschüchtert zu haben,“ suchte Randal lachend Stephaniens ernstes Antlitz wieder zu beleben, „nein, Freund, gerade dieser Weg gefällt uns, und wir wünschen einen vollen Überblick über diese Sandwüste zu gewinnen. Ihr kennt die wunderliche Alte?“

„Wer kennt nicht die Zigeuner-Marianne?“ lautete die Antwort, „seit Menschengedenken wohnt sie in der Sandheide. Sie weiß und versteht mehr, als andere Leute, und es ist nicht gut, sie zu reizen.“

„In welcher Richtung liegt ihre Häuslichkeit?“ fragte Randal sich umschauend.

„Noch zehn Minuten Wegs, und wir sehen ihren Bau. Niemand getraut sich zu ihr.“

„Was weiß sie mehr, als andere Leute?“ forschte Randal sorglos.

„Sie sagt die Zukunft voraus, und was sie prophezeit, trifft jedesmal ein.“

„Schade, daß sie nicht daheim ist,“ spann Randal das Gespräch gutgelaunt weiter, „wir hätten sonst ihren Rat in Anspruch genommen.“

„Wie in Fort Roupideau," versetzte Stephanie, ihre Brauen leicht zusammenziehend, „nein, Vetter, ich habe genug von allen Prophezeiungen, möchte nicht wieder in die Lage geraten, mich den Folgen des Aberglaubens geistig verkommener Menschen unterwerfen zu müssen, wie damals, als wir um die Gesellschaft eines Mannes gebracht wurden, der ein gutes Recht an unsere Freundschaft besaß, und dessen Gesellschaft wir gewiß manche genußreiche Unterhaltung verdankt hätten."

„Sie meinen jenen Wenzel, der sich mit einem gewissen Stolz selbst einen heimatlosen Abenteurer nannte," fügte Ranndal gekränkt hinzu.

„Keinen anderen," bestätigte Stephanie anscheinend ruhig, aber in ihren Zügen offenbarte sich, daß sie durch Ranndals Bemerkung gereizt worden war.

Der Knecht hatte den Wagen absichtlich so gelenkt, daß die Räder auf der einen Seite tief in eine Sandanhäufung einschnitten.

„Der Weg wird schlechter," wandte er sich entschuldigend Ranndal zu, „es wäre geratener, umzukehren."

„Nicht doch," versetzte Ranndal, des Mannes heimlichen Plan durchschauend, „wir haben uns vorgenommen, die Behausung Eurer Zigeuner-Marianne in Augenschein zu nehmen, und davon gehen wir nicht ab. Wir können indessen den Pferden die Last erleichtern, wenn es Ihnen recht ist, Stephanie," und als diese kein verneinendes Zeichen gab, fuhr er fort: „steigen wir also ab. Ihr mögt uns mit dem Wagen folgen und ebenfalls neben den Pferden einhergehen."

„Ganz nach der Hütte hin komme ich nicht mit durch," meinte der Knecht ängstlich.

„So haltet am Waldessaum und harrt unserer Rückkehr," erwiderte Ranndal, und vom Wagen springend, half er Stephanie zur Erde.

Ein Weilchen schritten sie schweigend nebeneinander her, anscheinend ihre Aufmerksamkeit dem Knecht zugewendet, der nunmehr, von seinen größten Befürchtungen befreit, besseren Boden für sein Fuhrwerk zu finden wußte. Beide

waren durch das Anregen alter Erinnerungen sichtbar verstimmt worden. Auf ihren Zügen ruhte es wie heimlicher Verdruß, und doch suchte einer den anderen über seine Empfindungen zu täuschen.

„Mein eigenmächtiges Handeln hat sich hoffentlich Ihrer Billigung zu erfreuen," eröffnete Randal wieder das Gespräch, „sonst bin ich gern bereit, den Wagen sofort umkehren zu lassen und den Rückweg einzuschlagen."

„Hätte ich Ihr Verfahren gemißbilligt," antwortete Stephanie achselzuckend, „so würde ich schwerlich vom Wagen gestiegen sein. Und umkehren? O, jetzt frage ich: Sollen wir den Menschen dort zu dem Glauben verleiten, daß die unheimliche Alte auch uns Scheu einflößte? Wir besuchen die Behausung der Zigeuner-Marianne — wie der Mann sie nennt — und fürchtet er sich, so finden wir den Weg ohne ihn zurück."

„Gut gesprochen, meine teure Cousine," versetzte Randal erleichtert aufatmend, „und sollte die Herrschaft in den Besitz Ihres Vaters übergehen, so muß unsere erste Sorge sein, nicht nur das verdächtige Gesindel aus der Gegend zu vertreiben, sondern auch die gänzlich versumpften und geistig verwahrlosten Leute aufzuklären und zu belehren."

„Gut gesprochen, teurer Vetter," verfiel Stephanie in denselben neckenden Ton, allein Randal unterschied dennoch, daß irgendein mißfälliger Umstand ihren Geist beschäftigte. „Es klingt kühn und männlich, was Sie da sagen, verliert aber seinen Wert hier, wo wir die Gewalt in den Händen haben und die Leute uns blindlings gehorchen. Warum führten Sie die gleiche Sprache nicht damals, als das Oglala-Weib unsere Arbeitskräfte zum Widerstand aufreizte? Glauben Sie mir, damals hätte es einen tieferen Eindruck gemacht, als heute, und damals handelte es sich um eine willkommene Verstärkung unserer Gesellschaft, wogegen wir heute nur unserer Laune folgen."

„Wieder der leidige Abenteurer," fuhr Randal auf. „soll dieser Mensch denn nie aufhören, feindlich zwischen uns zu treten?"

„Nicht jener Mensch oder Abenteurer, wie Sie ihn zu nennen belieben," erwiderte Stephanie, und gleichmütig sah sie in eine andere Richtung, „sondern das Ereignis selber. Übrigens waren Sie es, der die Erinnerung an ihn wachrief. Sobald aber diese sich belebt, tauchen alle unfreundlichen Stunden und Gespräche vor mir auf, die ich Ihrer Abneigung gegen ihn verdanke. Der Abwesende ist wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen unserem Gesichtskreise entschwunden, doch wird Geschehenes dadurch nicht ungeschehen gemacht. Oder wähnen Sie etwa, ich könnte vergessen, daß Sie triumphierten, als er sich von uns verabschiedete, während ich selbst tief beklagte, seine Gesellschaft entbehren zu müssen?"

„Ja, ich triumphierte," gab Randal zu, sich vergeblich bestrebend, seine äußere Ruhe zu bewahren, „aber ich triumphierte, weil ich ein Hindernis aus dem Wege geräumt sah, das unsere Leute" —

„Keine Entstellung der Wahrheit," fiel Stephanie ein, und sie schien sich an Randals Verlegenheit zu ergötzen. „Nein, wir stehen als Verwandte einander nahe genug, um rückhaltlose Offenheit walten zu lassen. — Sie triumphierten, weil Sie fürchteten, ich und Agathe würden einen fremden Abenteurer mit günstigeren Augen betrachten, als unsern Herrn Vetter; Sie waren mithin anspruchslos genug, mittelbar dessen Überlegenheit anzuerkennen. O, ich bin nicht ganz so kurzsichtig, wie Sie wähnen," und in freundlichem Widerspruch zu ihren Worten stand ein wohlwollendes Lächeln, das um ihre Lippen zuckte. „Seit Monaten ist diese Angelegenheit nicht mehr zwischen uns berührt worden. Wir folgten darin den Wünschen meines Vaters und den Bitten meiner Schwester. Da sie aber endlich wieder einmal auflebt, so nehme ich keinen Anstand, auch abermals darauf einzugehen; und ich wiederhole: nie verzeihe ich, daß Sie sich eine Autorität über mich anmaßten, von der nicht die leiseste Spur vorhanden war. Oder möchten Sie behaupten, Sie seien auf Grund unserer Verwandtschaft berechtigt, meine Bewegungen und Worte, sogar Blicke, eifer-

süchtig zu überwachen? Meinen Willen offenbarte ich damals unzweideutig genug, und doch fuhren Sie fort, mir immer wieder die heiterste Laune zu verderben, mich gewissermaßen zu überwachen und zu tyrannisieren, sogar Menschen unwürdig zu behandeln, die sich mit Ehrerbietung mir näherten."

„Ah, Sie wünschen wohl gar, dem — — — wieder zu begegnen?" stieß Randdal hervor.

„Darüber habe ich nicht nachgedacht," erklärte Stephanie gleichmütig, „wäre es aber der Fall, so hätte ich weder meinem Herrn Vetter, noch sonst jemand Rechenschaft darüber abzulegen."

„Den Weg zeigten Sie ihm gewissenhaft genug."

„Inwiefern?" fragte Stephanie, und Randdal voll anschauend, leuchtete es wie heimlicher Triumph aus ihren schönen Augen.

„Wem wäre es entgangen, daß Sie auf der Reise nie vergaßen, in den Gasthöfen auf eine der am meisten ins Auge fallenden Fensterscheiben Ihren und Agathens Namen einzuschneiden, sogar die Richtung unserer Reise durch Angabe der nächsten Stadt und des uns empfohlenen Hotels beizufügen?"

Sobald Randdal geendigt hatte, tönte Stephaniens helles Lachen in den Wald hinein.

„So habe ich wirklich meinen Zweck erreicht!" rief sie mutwillig aus. „Sie deuteten mein Verfahren genau so, wie ich es wünschte, und lebten der Überzeugung, daß meine harmlosen Notizen für jemand bestimmt seien, der so wenig an eine Reise nach Europa denkt, wie Sie selber an eine Fahrt nach den wunderbaren Scott-Bluffs! Bestände indes zwischen diesem Herrn Wenzel und mir wirklich ein Übereinkommen, laut dessen ich ihm nach besten Kräften den Weg zeigte, was dann?"

„Was dann?" wiederholte Randdal anscheinend ruhig, aber das Blut trat aus seinem Antlitz zurück, „nun, wenn der beabsichtigte Erfolg das Tun meiner schönen Cousine

krönte, so würde sie vielleicht Ursache finden, gerade dieses Tun tief zu beklagen."

„Das klingt geheimnisvoll," versetzte Stephanie mit einem forschenden Blick auf ihren Begleiter; „es klingt fast, als maßten Sie sich wiederum das Recht an, eine Kontrolle

über mich oder jenen Fremden auszuüben. Und ich sollte irgendeine Handlung bereuen? Glauben Sie das nicht! Ich würde den Herrn Wenzel sogar mit herzlicher Freude begrüßen, träte er eines Tages vor mich hin, mir beteuernd, daß er unseren Spuren gefolgt sei."

Randal biß die Lippen zusammen. Einige Sekunden schien er zu zweifeln; dann antwortete er, mit sichtbarer Gewalt eine notdürftige äußere Ruhe erzwingend:

„Ein Dämon wohnt in Ihnen, Stephanie, ein Dämon, der zugleich bezaubert und eine tief verwundende Geißel schwingt. Was Sie eben aussprachen, ist schnell gesagt, zumal Sie wissen, daß nach menschlichen Begriffen das von Ihnen angedeutete Wiedersehen außerhalb der Grenzen alles Wahrscheinlichen liegt. Führte uns aber dennoch ein wunderbarer Zufall mit ihm zusammen, so möchte Fräulein Stephanie Eichwerder keine Veranlassung haben, die Folgen ebenfalls mit Freude zu begrüßen."

„Was heißen soll, wenn der Herr Wenzel meinen Weg kreuzt, so versuchen wir, wer von uns beiden der beste Pistolenschütze ist," bemerkte Stephanie spöttisch.

„Immerhin," fuhr Randdal fort, „ist ein solcher Abschluß meiner Bekanntschaft mit ihm nicht undenkbar. Einem Abenteurer, wie zu sein er sich rühmt, darf immer zugetraut werden, daß er, um einen Ehrenhandel auszufechten, eine Reise um den halben Erdball herum unternimmt. Eigentlich wäre es sogar seine Pflicht, um den Vorwurf der Feigheit von sich abzuwenden."

„Und wenn er als verständiger Mann zu wenig Wert auf einen sogenannten Ehrenhandel legt, um sich deshalb zu einer Weltreise zu verstehn?" fragte Stephanie wie beiläufig.

„So würde ich dadurch in meinen Ansichten über ihn bestärkt werden."

„Und die waren?"

„Daß ihm das eigentliche Zeug zu einem wahren Gentleman fehlt."

„Mithin Ihnen selber," lachte Stephanie, „denn der Weg von hier nach den Scott-Bluffs ist nicht weiter, als der von dort hierher." Dann aber, als sie bemerkte, daß Randdal die Lippen wieder zusammenpreßte, offenbar im Kampfe um seine Selbstbeherrschung, und um nicht einen unheilbaren Bruch mit ihm herbeizuführen, sprach sie versöhnlicher: „Dort erhebt es sich zwischen den Hügeln wie ein Bau. Gehen wir hinüber. Es war töricht von uns,

leere Phantome zum Gegenstande häßlicher Erörterungen zu wählen. Hier ist meine Hand, Vetter, zum Zeichen meiner freundlichen, verwandtschaftlichen Gesinnungen," und sie lächelte in einer Weise, daß es wohl begreiflich erschien, wie jemand, der in der einen Minute, gefoltert von allen Dämonen des Hasses und der Eifersucht, sich in einen Höllenabgrund hätte stürzen mögen, in der nächsten wieder fügsam wie ein gut geartetes Kind wurde.

Zögernd nahm Randal die gebotene Hand.

„Ich wage nicht, darauf etwas zu erwidern," sprach er, „könnte doch ein unbedachtsames Wort —"

„Recht so, Vetter," fiel Stephanie begütigend ein, „alle Klippen müssen bedachtsam umschifft werden. Nichts mehr von der Vergangenheit, aber auch nichts von der Zukunft. Nur den heutigen sonnigen Tag wollen wir genießen, mit vollen Zügen aus dem Becher einer glücklichen Gegenwart trinken."

Sie hatten sich Mariannens Behausung so weit genähert, daß sie sie in ihrem ganzen Umfange zu überblicken vermochten. Schweigend legten sie die letzte Strecke zurück.

„Sollte man nicht meinen, in die westlichen Wildnisse von Nordamerika versetzt zu sein," hob Stephanie endlich wieder an, „es würde mich kaum überraschen, erschiene plötzlich hier in der Tür die rauhe Gestalt eines Pelzjägers, ein kriegerisch bemalter Indianer oder gar Lilac, das holde Dakotamädchen."

„Die Besitzerin dieser Höhle hat unfehlbar Gründe, die Nachbarschaft anderer Menschen zu scheuen," versetzte Randal, „das Landarmenhaus ist der Ort, wohin sie gehört."

„Im Gegenteil, Vetter," antwortete Stephanie lebhaft; „meinen ganzen Einfluß werde ich aufbieten, die hier wohnenden Personen zum Übersiedeln nach dem Dorfe zu bewegen. Lehnen sie es aber ab, gut, so mögen sie hier bleiben, so lange es ihnen beliebt. Die alte Frau hat mir im Grunde gefallen. Ich liebe Menschen, die unter einem dürftigen Gewande Stolz zur Schau tragen. Indem sie das

ihr zugeworfene Geld keines Blickes würdigte, erinnerte sie mich lebhaft an die alte Rattel."

„In diesem Falle dürften Ihre Ansichten kaum mit denen Ihres Vaters im Einklange stehen," entgegnete Randal vorsichtig, „gesetzliche Ordnung muß walten —"

Stephanie wich mit einem Ausruf des Erschreckens einen Schritt zurück. Volper war in die Tür getreten. Neben ihm stand die Ziege. Bevor Randal, nicht minder überrascht, Worte fand, tönte ihm des blöde schauenden Mannes tiefes Organ entgegen.

„Wer ist Herr hier?" wiederholte Volper die ihm mit Bedacht eingeprägten Worte, „heißt ihr Schroda, so seid willkommen, sonst geht eures Weges."

„Das klingt anmaßend genug," antwortete Randal mit seinem ganzen, durch Volpers furchtloses Auftreten wach gerufenen Hochmut, „Ihr aber scheint mir nicht die Person zu sein, über die Rechte anderer wie über Eure eigenen eine Meinung hegen zu können."

„Sie sind kein Schroda," erwiderte Volper unwillig; „auf der Sandheide gilt nur der Befehl eines Schroda, und wehe dem, der es wagt, sich ihm zu widersetzen. Gehen Sie, bevor Sie Ursache finden, Ihr Herkommen zu bereuen. Dies ist mein Haus, aus dem keine Macht der Welt mich vertreibt."

„Nun, mein Bursche," grollte Randal, „für heute mögt Ihr euren Willen haben; aber die Zeit kommt, in der ein Stärkerer, als ein Schroda, euch eines Besseren belehren wird."

Volper lachte wild.

„Bringen Sie mir einen Stärkeren," rief er aus, „und ich will ihm schnell genug von der Sandheide forthelfen" —

„Beruhigt Euch, guter Freund," unterbrach Stephanie ihn mitleidig, denn ihrem scharfen Blick war Volpers Gemütszustand nicht entgangen, „wir sind zwar keine Schrodas, deswegen aber nicht feindlich gesinnt. Habt Ihr indessen noch irgendein Anliegen, so kommt in den nächsten Tagen nach dem Schloß, oder besser, schickt die alte Frau."

Volper, kurz zuvor jäh aus seinen düsteren Träumereien wach gerufen, schien jetzt erst einen vollen Anblick Stephaniens zu gewinnen; denn sprachlos starrte er sie an, unwillkürlich die Mütze von seinem Haupte ziehend. In seinen Augen offenbarte sich das Bestreben, die strengen Befehle seiner Mutter mit den eigenen Empfindungen in Einklang zu bringen.

„Was sollen wir im Schloß?" fragte er endlich zaghaft, „fremde Menschen kümmern uns nicht. Wir wollen nichts von ihnen."

„Auch nicht, wenn der Herr von Schroda Euch rät, zu ihnen zu halten?" fragte Stephanie freundlich zurück.

„Ich kenne nur den Herrn von Schroda und das gnädige Fräulein. Falsche Menschen haben sie bestohlen; jetzt möchten sie ihnen auch die Sandheide und den Park rauben. Aber sie sollen ihres Besitzes nicht froh werden. Gehen Sie, gehen Sie weit fort, ehe es zu spät ist —"

„Es ist genug," nahm Randal nunmehr wieder das Wort, als er den peinlichen Eindruck gewahrte, den Volpers Drohungen auf Stephanie ausübten; „kenntet Ihr uns genauer, so würdet Ihr Euch vielleicht anders benehmen; Eure bösen Worte aber werdet Ihr bereuen."

Er bot Stephanie den Arm. Diese schien etwas die Fassung verloren zu haben. Der Umstand, daß auf der Herrschaft, die dazu bestimmt war, in den Besitz ihres Vaters überzugehen, fast auf Schritt und Tritt offenbare Gehässigkeit ihr entgegengetragen wurde, statt des dankbaren Willkommens sie nur Drohungen und Unheil verkündende Worte vernahm, umdüsterte ihren Sinn, erfüllte sie mit traurigen Ahnungen. Zu weit außerhalb ihrer Berechnung lag jede Erklärung dafür. Solchen Empfindungen unterworfen, nahm sie, wie Schutz vor den sie bestürmenden Bildern suchend, bereitwillig Randals Arm.

„Ich hoffe, wir sehen uns wieder," wendete sie sich noch einmal an den sie mit stummem Erstaunen betrachtenden Volper, und schweigend schritt sie an Randals Seite dem Waldessaume zu.

Bei dem Wagen eingetroffen, konnte dem Knecht ihre veränderte Stimmung nicht entgehen. Als Randdal den Ausdruck ängstlicher Neugierde in seinen Zügen bemerkte, fragte er ablenkend:

„Werden wir wieder nebenher gehen müssen?"

„Die Pferde haben verschnauft," antwortete der Knecht zuvorkommend, „wenn die Herrschaften aufsteigen, geht's um so schneller."

Stephanie wechselte mit Randdal lächelnd einen Blick des Verständnisses. Dann nahmen sie auf dem Wagen Platz. Der Knecht trieb die Pferde an, und bald im Trabe, bald im scharfen Schritt ging es über den stäubenden Sand hin, bis sie den Punkt erreichten, wo die Waldung selbst ihnen einen fahrbareren Weg bot.

Zehntes Kapitel.

Eine alte Handschrift. Die Abrede.

Während Stephanie und Randdal der Behausung der alten Marianne einen Besuch abstatteten, hatte Agathe sich nach dem mit verblichenem Glanze ausgestatteten Bibliothekzimmer begeben und sich dort mit der Prüfung einer Anzahl auf den Büchergestellen zurückgebliebener Bände beschäftigt. Manche waren in fremden Sprachen verfaßt, andere zeigten den seltsamen Druck, die seltsame Orthographie und noch seltsamere Wort- und Satzbildung entschwundener Jahrhunderte. In jedem einzelnen Buche stand der Name Schroda, bald von leichter weiblicher Hand eingetragen, bald in den festen, sicheren Zügen eines Mannes, bald steil und unregelmäßig oder mit dem Charakter der Neuzeit. Jedem Namen waren Tag und Jahreszahl beigefügt, auch wohl eine Bemerkung, wie man in den Besitz des Buches gekommen, oder große Kälte, anhaltende Dürre, Raupenfraß oder besondere Himmelserscheinungen betreffend. Mit einer gewissen Ehrfurcht öffnete und durchblätterte Agathe

die staubigen Werke. Die Hände, die sie einst ordneten und mit dem Namen Schroda versahen, waren längst verwest. Keiner von allen diesen Schrodas lebte mehr; die letzten dieses Namens aber hatten schwerlich noch Bücher gesammelt. Sie hatten sogar verabsäumt, die Reliquien alle mit nach dem Herrenhause hinüber zu nehmen.

„Ottilie von Schroda, geborene von Eckfels," las Agathe in einem in Schweinsleder gebundenen Quartband, „am funfzehnten des Wonnemonds 1719. In meinem achtzigsten Jahre stehend, ist mein Lebensfaden bald abgesponnen. Mein Sohn spricht davon, das Haus, in welchem die Schrodas seit hunderten von Jahren glücklich lebten, aufzugeben und sich auf der anderen Seite des Parkes ein Schloß zu bauen. Ich werde die Vollendung nicht mehr erleben, brauche also die alte Heimstätte nicht zu verlassen. Wäre ich jung, so würde ich dennoch nimmermehr folgen, mich lieber bei den Eulen und Fledermäusen im Burgturm einrichten. Die Zeiten schreiten fort und Hoffart bemächtigt sich der Welt. Meines Sohnes Weib ist eine reichbegüterte Erbin. Ihre Söhne sind längst herangewachsen und bilden mit ihren Familien eine stattliche Schar. Werden die Schrodas jemals aussterben? Bei einem solchen Nachwuchs erscheint es unmöglich. Und doch kann ein Unglück über sie hereinbrechen; und so wird es geschehen, wenn man dem Herd und der Wiege der ersten Schrodas den Rücken kehrt, sich der alten Behausung schämt, in welcher so viele treue Menschen das Licht der Welt erblickten und zu ihrem Herrgott eingingen. Ich habe meinen Sohn händeringend gebeten, ihn und sein Ehegemahl. Ich erlangte nur, daß sie vor meinem Hinscheiden keine Übersiedelung beabsichtigten. Aber der Bau des Schlosses ist begonnen. Sobald es fertig ist, wird meine Schwiegertochter wünschen, in dasselbe einzuziehen, und damit wünscht sie meinen Tod. Möge er nicht zu lange auf sich warten lassen. Was ich aber hundertmal sagte und ahnte, ich schreibe es hier nieder, auf daß es dereinst wieder einmal einem Schroda in die Hände falle und er das Unrecht zu sühnen trachte, welches an seinem ältesten

Vorfahren begangen wurde. Mit der Übersiedelung ins Schloß wird das Unglück seinen Anfang nehmen. Die Geister der Verstorbenen, gewohnt, in dem Herrenhause über ihre Nachkommen zu wachen, sie ziehen nicht mit. Sie bleiben da, allwo sie sich im Leben und im Tode glücklich fühlten. Sie bleiben zurück, um auf diejenigen zu warten, welche dereinst aus dem Schloß verstoßen werden und dann ihre Zuflucht wieder in den alten Räumen des Herrenhauses suchen. Möge es geschehen, bevor der letzte Schroda seinen Einzug in das Waldkirchlein hält, um sich neben seine Vorfahren zu betten, damit der Name nicht von der Erde verschwinde, nicht fremde Menschen sich in die alten Räume einnisten. Wie auch alles kommen mag; ich segne meine Kinder und Kindeskinder über Jahrhunderte hinaus. Möge mein Segen sich stärker erweisen, als das Mißgeschick, welches man dadurch heraufbeschwor, daß man mit dem Erbauen des Schlosses dem Glanze und der Verschwendung ein Tor öffnete. Das walte mein gnädiger Gott und Herr."

Aufmerksam und oftmals mit vieler Mühe die enggekritzelten, altmodischen Buchstaben entziffernd, hatte Agathe die dem vergilbten Blatt aufgetragenen Worte gelesen. Wohl begriff sie, daß diese die Ausbrüche der Bangigkeit einer hochbetagten Greisin waren, deren langes Leben zu innig verwachsen war mit der alten Heimstätte, als daß sie den Gedanken der Trennung von ihr hätte fassen können; und doch beschlich sie die Empfindung, als ob jene längst in Staub zerfallene Ahnfrau mit prophetischem Blick weit in die Zukunft hinausgeschaut habe. Denn war nicht alles eingetroffen, wie sie vorhersagte? Waren mit dem Übersiedeln nach dem Schlosse die Ansprüche ans Leben nicht gewachsen? War es nicht rückwärts gegangen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, bis endlich der letzte Schroda, in der Tat aus dem Schlosse verstoßen, seine Zuflucht wieder in dem alten Herrenhause suchte? Sie sann und sann.

Erst leises Schurren und Knarren störte sie in ihrem Traume, und als sie sich nach dem Geräusch umkehrte, stand Marianne vor ihr. Die Tapetentür, durch die die Zigeu-

nerin eingetreten war, schloß so dicht, daß es fast den Eindruck hervorrief, als sei sie durch das Gemäuer hindurchgeschlüpft.

Beim Anblick der alten Frau mit den entstellten Zügen, der trotzigen Haltung und in den auffallenden Kleidern erbleichte Agathe. Doch nur einige Sekunden dauerte ihre Verwirrung, und mit mattem Lächeln Mariannen einen Gruß zusendend, sagte sie freundlich:

„Sie gehören zu den Bewohnern des Schlosses und erstaunen, diesen öden Raum von einer Fremden eingenommen zu finden. Aber es wird nicht lange dauern, bis wir bekannt miteinander und dann gewiß befreundet werden."

Marianne war vor der Tapetentür stehen geblieben und betrachtete Agathe mit einem Blick, von dem unentschieden blieb, ob mehr Bewunderung oder Gehässigkeit in ihm verborgen war. Jedenfalls diente das Liebliche in Agathens Erscheinung und ihr freundliches Entgegenkommen dazu, das Starre in ihrem Wesen zu mildern. Ein Weilchen zögerte sie mit einer Antwort; dann aber gewann ihre Absicht, Ottilie von Schrodas Zwecke und Bemühungen mit aller Kraft und allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu lähmen, die Oberhand. Feindselig klang daher ihre Stimme, als sie anhob:

„Sind Sie Herrin dieses Schlosses, daß Sie so sprechen? Ist die Heimstätte der Schrodas bereits um schnödes Geld in Ihren Besitz übergegangen, daß Sie unter Staub und Moder nach Schätzen suchen und eine Fremde willkommen heißen, wie in Ihren eigenen Räumen?"

Agathe erschrak wiederum. Es tauchte der Verdacht in ihr auf, eine Irre vor sich zu sehen; doch in die klugen, schwarzen Augen mit dem zornigen Ausdruck schauend, fühlte sie diesen Argwohn sogleich wieder schwinden. Sie erriet, daß irgendwelche Beziehungen die vor ihr Stehende an die Familie der Schrodas knüpften, und der Umstand, eine Fremde an einem Orte zu finden, den sie für verödet halten mußte, ihren Mißmut wachgerufen habe. Sie versuchte, die Alte zu besänftigen.

„Nicht Herrin des Schlosses bin ich, noch suche ich nach Schätzen," sprach sie in ihrer eigentümlich milden Weise, „und wenn ich Sie willkommen hieß, so geschah es nur in der Absicht, Sie freundlich für diejenigen zu stimmen, die möglichenfalls die Nachfolger des Herrn von Schroda hier werden. Ich setze voraus, daß Sie große Anhänglichkeit für die unglückliche Familie hegen, und wünsche, Ihnen den Beweis zu liefern, daß auch wir von der aufrichtigsten Teilnahme für sie beseelt sind." Sie säumte, um zu erfahren, welchen Eindruck ihre Worte auf Marianne ausübten; da diese aber, sie argwöhnisch anstarrend, störrisch schwieg, so fuhr sie fort: „Sie zweifeln an der Aufrichtigkeit meiner Worte, und doch ist es mir ein Leichtes, Sie von der Wahrheit zu überzeugen. Bei meinem gedankenlosen Suchen unter diesen vergessenen und bestäubten Werken fiel mir ein Buch in die Hände — hier ist es — von dem ich wohl wünsche, daß es in den Besitz des Herrn von Schroda und seiner Tochter gelangen möge. Es enthält eine Art Weissagung, die, ist derartigen Dingen auch kein hoher Wert beizulegen, in ihrem letzten Ausklang doch tröstlich wirken dürfte. Auch schon der Umstand, daß sie von einer vor mehr als anderthalb Jahrhunderten verstorbenen Schroda herrührt, läßt voraussetzen, daß die Herrschaften auf der anderen Seite des Parkes das Buch als eine teure Reliquie willkommen heißen."

Während des letzten Teiles dieser Erklärungen hatte Mariannens vernarbtes Antlitz sich mehr und mehr belebt. Wie erwachender Fanatismus leuchtete es aus ihm hervor, während ihre Augen in düsterem Feuer glühten. Agathens sanftes Wesen mochte bestechend auf sie einwirken und den Haß dämpfen, den sie gegen jedermann schürte, der in die von den Schrodas verlassenen Räume einziehen sollte. Sie trat dicht vor Agathe hin und verwandte keinen Blick von ihren Augen.

„Es gibt Menschen," hob sie an, „die mehr wissen, als andere. Sie haben's nicht gelernt, aber es ist ihnen gegeben, in die Zukunft zu schauen. Woher sie's haben, ich weiß es

nicht. Man will mir nicht glauben, wenn ich sage, die Schrodas werden wieder in dies Schloß einziehen, und doch kann es nicht anders sein."

„So kennen Sie den Inhalt dieser Schrift?" fragte Agathe, auf das in ihren Händen befindliche, geöffnete Buch weisend.

„Ich kenne ihn nicht," gab die Befragte schnell zur Antwort, „lautet er anders, als ich aussagte, so ist er nicht mehr wert, als der Staub, der alles hier bedeckt."

„Ich ahne Ihre Ansichten nicht," fuhr Agathe mit wachsender Teilnahme fort, „jedenfalls aber enthält diese Schrift für die Schloßbewohner manches Tröstliche. Schätzt man auch den eigentlichen Wert solcher Trostgründe nicht höher, als sie es im Grunde verdienen, so glaube ich doch, daß namentlich vom Mißgeschick heimgesuchte Menschen sich gern an alles anklammern, was ihnen eine Wandlung ihrer Lage zum Guten verspricht. Sie haben sicher Zutritt im Herrenhause, und so wäre es Ihnen ein Leichtes, dieses Buch seinem rechtmäßigen Besitzer einzuhändigen. Erwähnen Sie dabei, daß nichts ihm entzogen werden solle, was bei dem Wohnungswechsel vielleicht hier vergessen wurde."

„Ich will es ihm zutragen," antwortete Marianne, „aber nicht, ohne zuvor die Weissagung kennen gelernt zu haben. Ich weiß, was ihnen frommt. Ist diese Schrift eine solche, daß sie dem Gift der Belladonna vergleichbar, so mag ein anderer sie übergeben; meine Hände sollen sie nicht berühren."

„Hier, lesen Sie," bat Agathe, sobald sie aber bemerkte, daß Marianne einen zweifelnden Blick auf das Buch warf, fügte sie zuvorkommend hinzu: „die Schrift ist eine so seltsame; es kostete mich Mühe, sie zu entziffern; jetzt wird es mir natürlich leichter. Wenn Sie wünschen, lese ich sie vor."

„So lesen Sie," versetzte Marianne in milderem Tone, als bisher, „aber Ihre jungen Füße und meine alten mögen sich ungleich zum langen Stehen eignen. Es liest sich besser und es hört sich besser, wenn der Körper rastet." Sie türmte einige umfangreiche Folianten auf dem Fußboden

übereinander, Agathe folgte ihrem Beispiel, und bald darauf saßen sie einander gegenüber, Agathe das Buch auf dem Schoß und die Blicke auf die altertümliche Schrift gesenkt, Marianne das Haupt auf beide Hände und die Knie gestützt und regungslos auf die holde Erscheinung vor sich starrend. — —

„Steht das alles da geschrieben?“ fragte Marianne, nachdem Agathe ihr die Weissagungen der toten Schroda Wort für Wort langsam und ausdrucksvoll vorgelesen hatte.

„Alles, alles,“ bestätigte Agathe überzeugend, „keine Silbe ließ ich aus, keine setzte ich hinzu.“

„Gut, mein schönes Kind,“ fuhr Marianne fort, „was jene Frau vor vielen Jahren niederschrieb, ich wußte es, ohne dieses Buch jemals gesehen zu haben. Dieselbe Wahrheit habe ich allen verkündigt, die es anging und die es wissen wollten, allein niemand glaubte der alten Zigeunerin. Ja, eine Zigeunerin bin ich, und die Leute nennen mich die Zigeuner-Marianne,“ schaltete sie ein, als sie auf Agathens Zügen Erstaunen und erwachendes Verständnis entdeckte, „nun aber, mit diesem Buche in der Hand, gelingt es mir leichter, zu beweisen, daß meine Worte nicht eitel Lug und Trug sind. Ja, die Schrodas werden aus dem Herrenhause wieder hier einziehen, und deshalb dürfen sie die letzten Reservate nicht hingeben.“

„Aber wenn es ihr eigener, wohl überlegter Wille wäre?“ forschte Agathe ängstlich. „Es trachtet ja niemand, sie zu verdrängen, sondern ihnen solche Bedingungen zu stellen, daß ein freundlicher Wechsel ihrer Lage eintritt —“

„So kann nur der hinterlistige Advokat zu Ihnen gesprochen haben,“ erwiderte Marianne wieder gehässig, „aus Ihrem eigenen Herzen kommt das nicht. Oder ist's ein freundlicher Wechsel, wenn man die Rinde von einem Baum schält oder den Stamm von seiner Wurzel trennt? Ebensowenig tröstlich ist's für einen Schroda, von der Stätte zu scheiden, auf der seine Vorfahren schon vor vielen hundert Jahren in Lust und Freude lebten. Und wenn der hinterlistige Advokat behauptet, die Schrodas seien ausgestor-

„Steht das alles da geschrieben?“ fragte Marianne, nachdem Agathe ihr die Weissagungen langsam vorgelesen hatte. (S. 196.)

ben, sobald zwei alte Augen sich auf ewig geschlossen hätten, so lügt er. Ein Schroda wird auftauchen, ein junger, kräftiger Stamm, und von seinem Vater sein Erbteil zurückfordern. Was aber soll der alte Mann ihm antworten, wenn fremde Menschen in diesem Schlosse hausen?"

„Sie hängen mit großer Liebe an der unglücklichen Familie," entgegnete Agathe besänftigend, „und daher bereitet es Ihnen Kummer, daß auf dem Wege des Handels über die Reservate verfügt werden soll."

„Die Reservate sind nicht verwaist, sie können nicht verwaisen, so lange noch die Augen eines Schroda offen stehen. Sie haben ein treues, gutes Herz, und ich gönne Ihnen nichts Arges; doch wer auch immer der Nachfolger des Herrn von Schroda werden möchte und als Besitzer in dieses Schloß einzieht, dem bringt's keinen Segen. Ich warne Sie, ich warne jeden, der von dem hinterlistigen Advokaten dazu bewogen wird, sein gutes Geld dafür hinzugeben, daß die Schrodas aus dieser Gegend verschwinden. Sie sind jung und schön, ich habe Mitleid mit Ihnen. Fordern Sie daher die Rache der Verstorbenen nicht heraus, oder Sie finden bald genug Ursache, es zu bereuen. Ihre lachenden Augen werden weinen, wie die der letzten Tochter der Schrodas. Sie werden sich in Gram verzehren, wie jene, dann aber niemand haben, der Sie tröstet und die Hoffnung auf bessere Zeiten rege hält. Einen solchen Trost aber besitzt die letzte Schroda", und sie wies auf die Schrift in dem offenen Buch.

Schmerzlich berührt durch die unheimlichen Drohungen, sann Agathe auf eine Erwiderung. Ohne sich Rechenschaft darüber ablegen zu können, erschien ihr die Begegnung mit der alten Frau als ein böses Omen.

„Das ist ein böser Empfang, den Sie mir bei meinem ersten Besuche hier bereiten," sagte sie, „ein Empfang, wie ich ihn gewiß nicht verdiene. Doch ich tadle Sie nicht. Wohl aber darf ich darauf hinweisen, daß ich die Macht nicht besitze, Männer in ihrem Tun zu bestimmen. Und wer vermöchte Arges darin zu entdecken, wenn Herr von Schroda

und mein Vater auf dem Wege ehrlichen Handels ein beide Teile zufriedenstellendes Übereinkommen treffen? Ein Übereinkommen, mit dem sich für Herrn von Schroda die Aussicht eröffnet, seinen Lebensabend in behaglicher Ruhe zu verbringen, wogegen meinem Vater die Aufgabe zufällt, die vernachlässigte Herrschaft neu zu gestalten, die Felder in Saaten zu kleiden, die Waldungen zu schonen und alle die Menschen, die jetzt ihr Dasein nur kümmerlich fristen, in eine glücklichere, sorgenfreie Lage hinüber zu führen?"

Marianne blickte nachdenklich in Agathens Augen. Es war ersichtlich, die vor ihre Seele hingezauberten Bilder blieben nicht ohne Wirkung. Doch kaum eine Minute dauerte dies Schwanken und Zweifeln; dann versetzte sie zuversichtlich, indem sie sich erhob und das Buch aus Agathens Hand nahm:

„Ich wollte den Tag segnen, an dem unter einem Schroda wieder Saaten auf den Feldern wogen, bunte Herden die Weiden beleben, eine Schar lustiger Jäger den Rehbock und den Fuchs durch die stolzen Forsten treibt, wie vor Zeiten. Doch Sie können's nicht ändern, wenn die Männer auf ihrem Willen bestehen. Schreckt Sie aber meine Warnung nicht, daß Sie Ihrem Vater sich zu Füßen werfen, ihn beschwören, diesen Ort als eine Unglücksstätte zu fliehen, so tut's vielleicht das Mitleid. Ich will Ihnen den alten Mann mit dem gebrochenen Herzen zeigen und seine schöne Tochter mit dem in Leid und Gram erstarkten Sinn; und weigern Sie sich dann noch, meinen Worten zu vertrauen — wohlan, so mag das Verderben hereinbrechen, es trifft Sie nicht ungewarnt."

„Ich soll den Herrschaften einen Besuch abstatten?" fragte Agathe besorgt.

„Keinen Besuch," antwortete Marianne, „denn Besuch haben sie seit vielen Jahren nicht bei sich gesehen, und sie wollen keinen sehen, am wenigsten Menschen, die gekommen sind, sich auf dem Gebiet der Schrodas häuslich einzurichten. Aber zeigen will ich sie Ihnen heimlich und unbemerkt — nicht heute, nein, nicht heute. Wollen Sie mich also nach

dem Herrenhause begleiten, so sprechen Sie es aus. Wollen Sie es?"

„Ich will es," versetzte Agathe, weniger mit dem Zweck des Besuches beschäftigt, als von der Absicht durchdrungen, die seltsame Frau zu beruhigen und freundlicher zu stimmen.

„Versprechen Sie es mir?" fragte Marianne feierlich, indem sie Agathe die Hand entgegenhielt.

„Ich verspreche es," antwortete diese und sie legte ihre Hand in die dargebotene.

Die Alte kehrte sich ab und gleich darauf schloß sich die Tapetentür hinter ihr.

Lange blickte Agathe auf den versteckten Ausgang, als hätte sie erwartet, die unheimliche Erscheinung wieder eintreten zu sehen. Traumhafte Bilder schwebten ihr vor. Dabei glaubte sie noch immer zu vernehmen: „Unglück wird sich an Ihre Fersen heften!" Vergeblich suchte sie sich zu überreden, daß es eine Irre gewesen, die sie mit ihren überschwenglichen Phantasien bestürmte. Sie konnte sich von der Befürchtung nicht lossagen, daß tiefere Beweggründe jene in ihren Kundgebungen leiteten. Sie griff nach einem der staubigen Bücher, legte es aber sogleich wieder zur Seite. Endlich hielt sie es in dem öden Raum nicht länger aus. Der durch die Fenster hereinfallende Sonnenschein rief sie ins Freie. Aber auch in dem verwilderten Garten wollten die durch Marianne erzeugten Betrachtungen nicht von ihr weichen. Die der Pflege entwöhnten Bäume, die wild wuchernden Ziersträucher, die mit einer Grasnarbe bedeckten Wege, alles erzählte ihr von einer einst glücklichen, jetzt dem Untergang geweihten Familie.

Marianne befand sich um diese Zeit weit abwärts. Unbemerkt, wie sie, mit der Örtlichkeit vollkommen vertraut, eingedrungen war und nach Agathe geforscht hatte, um sie ihrem Einfluß zu unterwerfen und als störendes Mittel gegen Fräulein von Schrodas Pläne zu benutzen, hatte sie das Schloß auch wieder verlassen. Anstatt sich nach der Sandheide zurückzubegeben, schlug sie den Stadtweg ein. Am

Arm trug sie einen leichten Korb, den sie, bevor sie das Schloß betrat, im Gebüsch verborgen hatte. So schritt sie einher auf dem staubigen Wege, das Haupt geneigt, die Blicke vor sich auf die Erde gerichtet. Ernste Gedanken mußten ihren Geist beschäftigen, tiefernste Gedanken in ihrem ungestümen Trachten, den von Ottilie von Schroda angestrebten Verkauf der Reservate zu hintertreiben. Tiefernste Gedanken, daß sie den ihr begegnenden vereinzelten Fußgängern kaum dankte, wenn diese ihr scheu einen Gruß zusandten.

Elftes Kapitel.

Ein auffälliger Fremder. Der Strandwenzel.

In dem Städtchen, das von der Herrschaft Schroda aus für einen guten Fußgänger in einer Stunde erreichbar, war wieder ein Fremder eingetroffen und in dem einzigen für höhere Ansprüche berechneten Gasthofe abgestiegen. Obwohl Seestadt, das heißt eine Strecke hinter den schützenden Dünen gelegen und durch einen stattlichen, für kleine Fischerboote zugänglichen Bach mit der See verbunden, waren Fremde, die nicht gerade in der Nachbarschaft zu Hause gehörten, in dem Orte etwas Ungewöhnliches und wurden daher vom Wirt, sogar von den Leuten auf der Straße mit großer Neugierde betrachtet. Man erkundigte sich nach ihren Verhältnissen, so gut es gehen wollte, namentlich aber suchte man Genaueres über das Woher und Wohin zu erfahren, wie es im Grunde die Sicherheit einer gut regierten, volle sechstausend Einwohner zählenden Provinzialstadt erheischte. Das Eintreffen Eichwerders und seiner Familie galt in dem erwähnten, gut regierten Ort selbstverständlich für ein Ereignis. Da der Konsul aus seinen Zwecken keinerlei Geheimnis machte, so ging allerdings der Reiz der Mutmaßungen verloren, allein man glaubte doch alle Ursache zu haben, sich zu der neuen Nachbarschaft Glück zu

wünschen. Von dem neuen Besuch wußte man dagegen nur sehr wenig. Bekannt wurde durch den Wirt, daß er ein bescheidenes Zimmer auf unbestimmte Zeit gemietet habe, gleich nach seiner Ankunft sich angelegentlich nach den Eichwerders erkundigte und, als man ihm den Namen Schroda nannte, diesen mehrfach wiederholte, wie jemand, der bestrebt ist, sich irgendeinen daran knüpfenden Umstand ins Gedächtnis zurückzurufen, oder der wenigstens den Namen nicht zum erstenmal hört. Aus den weiteren glaubwürdigen Offenbarungen des Wirtes ging hervor, daß er in keinen glänzenden Verhältnissen lebte und die ihm zu seinen Ausflügen angebotene Stadt-, Hochzeits- und Kindtaufskutsche dankbar ablehnte. Auch bestand sein Gepäck nur aus einem tragbaren Koffer. Sonstige Auffälligkeiten waren, daß er seinen Namen nicht in das ihm mehrfach vorgelegte Fremdenbuch eintrug, und vor allen Dingen, daß er in dem Gastzimmer, unbekümmert um die Anwesenheit von Zeugen, die Fenster, sogar jede Scheibe einer eingehenden Prüfung unterwarf und sich demnächst mit erheuchelter Sorglosigkeit, wie beiläufig, erkundigte, ob der Name Wenzel in der Gegend häufig vertreten sei. Als man ihm nur von einem einzigen Manne dieses Namens, einem nicht sonderlich gut berufenen alten Strandbewohner zu erzählen wußte, hatte er bezeichnend gelächelt, wie jemand, dem man nichts Neues erzählt, was am allerwenigsten zu seinen Gunsten sprach. Dies alles geschah am Tage seiner Ankunft. Am folgenden Tage hatte er sich noch einmal eingehender nach der Lage und den Verhältnissen der Schrodaschen Besitzungen sowie nach dem sogenannten Strandwenzel erkundigt, worauf er in den Nachmittagsstunden einen Wanderstab kaufte — einen sehr billigen obenein — und mit der Erklärung, möglichenfalls mehrere Tage fortzubleiben, die Stadt verließ. Er hatte also den neugierigen Bürgern beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters ein weites Feld für ihre Mutmaßungen und Betrachtungen gelassen. Jedenfalls hatte er durch sein verschlossenes Wesen Veranlassung zu Argwohn gegeben, ein dringender Grund, ihn nach seiner Heimkehr mit verschärfter

Aufmerksamkeit zu beobachten und das wachsame Auge der hohen Polizei auf ihn zu lenken.

Der Fremde, kein anderer als Wenzel, seinem Charakter als Abenteurer treu und sich längst mit dem Plane tragend. Europa, namentlich die ihm aus den angekohlten Restchen der Papiere seines Vaters bekannte Stadt zu besuchen, war den ihm von Stephanie hinterlassenen Spuren gewissenhaft gefolgt. Zu seinem namenlosen Erstaunen führten ihn diese an das Ziel, das er sich selbst launenhaft gesteckt hatte. Den beiden Schwestern noch einmal zu begegnen, war sein heimlicher Wunsch gewesen. Über dies Wiedersehen reichten seine Hoffnungen nicht hinaus. Und ihm, dem heimatlosen Fremdling, konnte es gleichgültig sein, wo er seine Zeit verbrachte, ob in den Rocky-Mountains oder in den östlichen Staaten, ob in Europa oder auf irgendeinem anderen Erdteil. Waren seine Mittel bei dem planlosen Umherstreifen endlich erschöpft, so hinderte ihn, den erfahrenen Seemann, ja nichts, auf irgendeinem Schiff Dienst zu nehmen und sich allmählich seinem Gastfreunde in den Scott-Bluffs wieder zuzugesellen.

Derartige Betrachtungen erfüllten seinen Geist, als er nach Verlassen des Städtchens mit gemäßigter Eile seines Weges zog. Aber weiter schweiften seine Gedanken allmählich. Er suchte sich die holden Gestalten der beiden Schwestern zu vergegenwärtigen und gedachte daneben seines Feindes, des hochmütigen und doch ehrenwerten Randal. Welchen Charakter trug sein Wiedersehen mit ihm? Durfte er erwarten, daß dieser sein Erscheinen auf das zwischen ihnen schwebende Zerwürfnis zurückführte? Sorglos schwang er seinen Stab, sorglos schweiften seine Blicke über die landwärts ansteigende Landschaft, sorglos nach der Richtung hinüber, in der eine Reihe Sanddünen ihm die Aussicht auf die See entzog. Vor ihm teilte sich der Weg. Der eine führte nach Schroda, der andere schräg nach den Dünen hinüber, wo vereinzelte Fischerhütten sich in geschützten Winkeln erhoben und wo nach den ihm gewordenen Mitteilungen der Strandwenzel schon an die dreißig Jahre hauste. Wo-

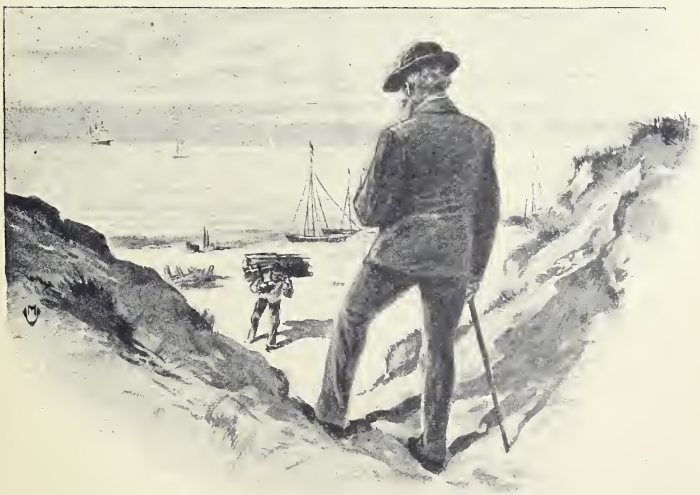
hin sollte er sich zunächst wenden? Zweifelnd blickte er zur Sonne empor. Sie neigte sich dem Westen zu. Sollte er zu einer Stunde im Schloß eintreffen, in der eine Einladung zum Nächtigen als selbstverständlich betrachtet werden mußte, oder war es angemessener, jeden Schein der Eile meidend, zuvor den Strandwenzel aufzusuchen und am Abend noch einmal zur Stadt zurückzukehren? Er schwankte nicht lange. Das Wiedersehen eilte nicht, und wer konnte wissen, welche Enthüllungen seiner bei dem Manne harrten, in dem er mindestens einen Namensvetter begrüßte.

Der Weg nach Schroda blieb links von ihm liegen, und rüstig wanderte er nördlich, den weißschimmernden Dünen zu. Der Name Schroda aber, nachdem er ihn zum erstenmal geschrieben, und zwar in großen Buchstaben auf dem Wegweiser, gesehen hatte, wollte nicht mehr aus seinen Gedanken weichen. Fort und fort vibrierte er in seinen Ohren, wie der Ton einer heftig angeschlagenen Saite, die längerer Zeit bedarf, um sich wieder zu beruhigen und auszuklingen. Er sann und sann. Wo und wann hatte er den Namen zum erstenmal gehört? Von seinem Vater nicht, das wußte er genau. Vielleicht von Eichwerder oder dessen Töchtern, und doch war diesen ihr Reiseziel lange ein Geheimnis geblieben. Schroda und immer wieder Schroda, und dazu der Name der Stadt auf den vor gänzlicher Vernichtung bewahrt gebliebenen Papierrestchen, diesen sprechenden Zeugen eines unauslöschlichen Hasses und einer über das Grab hinaus reichenden leidenschaftlichen, zügellosen Liebe seines Vaters. Seinen unsteten Grübeleien hingegeben, entschwand die Zeit ihm unmerklich, und überrascht spähte er um sich, als sein Weg plötzlich vor einem breiten Wiesenstreifen endigte, auf dessen anderer Seite die Dünen sich erhoben. Er blieb stehen und sah nach den zerstreut liegenden Hütten hinüber. Die meisten schienen unbewohnt zu sein, oder die Besitzer befanden sich bei der Arbeit auf abgelegenen Feldern oder draußen auf hoher See beim Fischfang. Zwei Stunden dauerte es noch bis zum Untergang der Sonne, dann kehrten wenigstens einzelne von ihnen

heim, und bis dahin — nun, er war ja nicht an Zeit und Ort gebunden.

Schwermütigen Betrachtungen hingegeben, schritt er über die Wiese nach den nächsten Dünen hin. Eine Art Pfad, von großen Füßen in dem lockeren Sande ausgetreten, führte hinauf. Oben angekommen, sah er über die sich vor ihm ausdehnende stille Wasserfläche hin. Mehrere kleine Fahrzeuge, augenscheinlich Fischerboote, belebten spärlich den blauen Wasserspiegel. Auf der Linie des Horizontes ruhte ein dreimastiges Schiff. Schlaff hingen die Segel von den Raaen und Stengen nieder. Es wehte nicht so viel Wind, wie erforderlich, um einen Wimpel spielen zu lassen. Weiße Möven schienen zwischen den verschiedenen Fahrzeugen zu vermitteln. Bald hier, bald dort ließen sie ihren schrillen Ruf ertönen.

Wenzel schwoll das Herz. Angesichts der weiten Wasserfläche fühlte er sich vereinsamter, denn je zuvor. Ihm war, als habe er, indem er dem Seeleben entsagte, sich von seinem einzigen Freunde in der Welt getrennt. Wie Reue beschlich es ihn, wie Reue, planlos leeren Phantomen nachjagend,



seine Zukunft noch unsicherer gestaltet zu haben. Träumerisch beobachtete er die Fischerboote, — die Leute, die hier ruderten, sie alle besaßen eine Heimat, wußten, wo sie zur Nacht ihr Haupt niederlegten, wußten, daß sie bei ihrer Heimkehr freundlich willkommen geheißen wurden. Er hätte sie um ihre Lage beneiden mögen.

„Und dies soll mein Vaterland sein?" fragte er sich trübe, „hier, wo Sitten und Gebräuche mir fremd sind, höchstens die Sprache noch einen Anknüpfungspunkt bildet?"

Er lachte bitter vor sich hin. Seine Empfindungen mochten ähnliche sein, wie die eines Auswanderers, wenn er, im fernen Hafen gelandet, sich plötzlich von lauter fremden Gestalten umringt sieht, von denen sogar die Sprache ihn trennt, und er sich zurücksehnt nach der heimatlichen Erde. Auch in ihm erwachte die Sehnsucht nach den Verhältnissen, in denen er herangewachsen und zum Manne gereift war. Sogar die beiden lieblichen Schwestern, die einem Magnet ähnlich ihn nach sich zogen, — mochte er immerhin sich sträuben, es anzuerkennen — schienen, indem sie vor seiner Seele auftauchten, ihren alten Zauber zu verlieren. Es regte sich der Plan in ihm, umzukehren und so jede Gelegenheit, durch den Anblick fremder Zusammengehörigkeit an die eigene Vereinsamung erinnert zu werden, vorsichtig zu meiden. Aber Randal, wie urteilte der, wenn er erfuhr, daß sein Gegner ihm so nahe gewesen, ohne ihm wenigstens Nachricht gegeben zu haben? Seine Blicke schweiften über den Strand hin. Ein versandetes wrackes Boot lag nahe den Dünen, und ein Mann arbeitete daran herum, es war ein Zerstörungswerk, dem er oblag. Mit der Axt hatte er einige Planken von dem Wrack getrennt und zu Brennholz gespalten; in dem Augenblick, in dem Wenzel ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete, hob er ein Bündel Holz auf die Schulter, und folgte den Spuren nach, die eine Strecke am Strande hin und endlich zu Wenzel nach der Düne hinaufführten. Oben eingetroffen, warf er seine Bürde keuchend nieder. Sein Gesicht mit den hellgrauen, etwas geröteten und argwöhnisch blinzelnden Augen war durch Wit-

terungseinflüsse stark gebräunt. Der von Ohr zu Ohr unter dem Kinn hindurchlaufende stark mit Weiß gemischte rote Bart vervollständigte bis zu einem gewissen Grade das Bild eines bei schwerer Arbeit ergrauten Fischers oder Schmugglers, der gewohnt ist, sein Boot bei jedem Wetter dem Wasser anzuvertrauen. Nachdem er sich seiner Bürde entledigt hatte, nahm er den abgetragenen grauen Filzhut von seinem breiten Haupte, und mit einem gelbgeblümten roten Tuch den Schweiß von der Stirn und dem fadenscheinigen Scheitel wischend, nickte er dem Unbekannten grüßend zu.

„'s geschieht nicht oft, daß 'n Fremder sich hierher verirrt," sprach er dabei, „und ein Fremder sind Sie in dieser Gegend, so wahr ich was drum gäbe, wäre dies die letzte Ladung von dem Kutter da unten."

„Ein Fremder," gab Wenzel in einem Tone zu, der den alten Fischer ermunterte, das Gespräch weiter zu führen; „und wenn solche nicht oft hierher kommen, so hat's seinen Grund wohl darin, daß die Aussicht von diesem Punkte aus mehr für einen Kenner anziehend ist, als für einen Liebhaber."

„Also vertraut mit dem Salzwasser," meinte der Fischer, und schärfer und listiger blickte er in Wenzels Augen, „dacht' ich's doch; aber 's macht die Verwandtschaft mit dem Ozean, daß ich meine, in ein bekanntes Gesicht zu schauen."

„Auch mir ist's, als müßte ich's Handwerk grüßen," versetzte Wenzel lachend, „aber es liegt eben in der beiderseitigen Verwandtschaft mit dem Salzwasser. Und so freue ich mich denn, jemand gefunden zu haben, der mir Auskunft über diesen oder jenen in hiesiger Gegend erteilen kann, vielleicht auch mir ein Plätzchen für die Nacht unter seinem Dach gönnt. Ungern möchte ich zur Stadt zurück, dagegen morgen in aller Frühe nach Schloß Schroda aufbrechen."

„Über die Leute in der Umgegend weiß ich nicht viel," antwortete der Fischer bedachtsam, „aber um 'nen Platz für die Nacht sollen Sie nicht vergeblich bei dem alten Wenzel angeklopft haben, und wollen Sie morgen nach Schroda hinüber, so machen Sie's in 'ner Stunde. 's ist keine gute Zeit

dort," und bevor er den Hut wieder auf seinen Kopf streifte, schwang er ihn landeinwärts, „die Besitzer von Schroda haben kein Glück gehabt. Vielleicht glückt's dem neuen Herrn besser."

Bei diesen Worten warf er sich neben seine Bürde auf den warmen Sand; es entging ihm daher, daß Wenzel ihn mit wachsender Spannung betrachtete und offenbar nicht sehr entzückt von der Aussicht war, in dem übel berufenen alten Strandbewohner einen Verwandten zu begrüßen. Er verbarg indessen seinen Mißmut, und vorläufig zufrieden, seinen Mann gefunden zu haben, nahm er ihm gegenüber auf der Erde Platz.

„Wir befinden uns hier vollkommen gut und noch besser," spann er das Gespräch weiter, „als drüben in einer der Hütten, bis zu denen die Sonne nicht mehr reicht. Ich liebe den Sonnenschein, ich liebe es, einen Blick aufs Meer zu werfen. Sie sind Fischer?"

Der Strandwenzel zog die buschigen Brauen so dicht zusammen, daß die Augen darunter fast verschwanden. Noch immer vielfach mit Schmuggel beschäftigt, hielt er es für besser, vorsichtig zu sein, und antwortete zögernd, jedoch anscheinend sorglos:

„Selbst bin ich nicht Fischer, allein ich helfe bald diesem, bald jenem beim Garnlegen und Einholen, und fahre nicht schlecht dabei."

„Und laufen keine Gefahr, Ihr eigenes Garn zu zerreißen," versetzte Wenzel billigend.

„Keine Gefahr," bestätigte der alte Mann bedächtig, „und ich könnte nicht behaupten, daß ich in den letzten dreißig Jahren viel Not gelitten hätte."

„Schon seit dreißig Jahren in dieser Gegend?" forschte Wenzel; „ein halbes Menschenalter und darüber! Es läßt sich also voraussetzen, daß Sie ziemlich vertraut mit den Verhältnissen der Menschen auf Meilen im Umkreise sind?"

„Nicht so vertraut, wie mancher andere an meiner Stelle, der sich mehr um fremder Leute Angelegenheiten gekümmert hätte."

„In Schroda, wohin mein Weg führt, sind Sie ohne Zweifel einigermaßen bekannt?“ umging Wenzel noch immer scheu seine Forschungen nach den etwa zwischen ihm und dem alten Fischerknecht bestehenden verwandtschaftlichen Beziehungen. „Es wohnen nämlich Bekannte dort, die ich besuchen möchte, wozu es heute allerdings zu spät ist.“

„Die alten Herrschaften oder die neuen, oder gar den Herrn Karg, der beinah alle Tage hinausfährt?“ suchte der Strandwenzel seinerseits Genaueres in Erfahrung zu bringen.

„Die neuen,“ antwortete Wenzel, „das heißt, wenn sie schon wirklich in den Besitz getreten sind. Mit den alten soll es traurig stehen?“

„So schlecht, daß sie das Letzte verkaufen müssen. Ihre Nachfolger werden Not haben, die Maschine wieder in guten Gang zu bringen.“

„Es stehen ihnen reiche Mittel zu Gebote,“ erklärte Wenzel, „und ich dächte, das wäre die Hauptbedingung.“

„Die Hauptbedingung, so wahr ich 'n ehrlicher Mann bin und Wenzel heiße,“ rief der alte Fischerknecht mit einem verschmitzten Lachen aus. Dann sah er befremdet auf Wenzel, dessen Züge mehr Spannung verrieten, als zu offenbaren er vielleicht beabsichtigte.

„Also Wenzel heißen Sie?“ suchte dieser den begangenen Mißgriff auszugleichen, „der Name kommt wohl häufiger in der Gegend vor?“

„Gar nicht,“ antwortete der alte Sünder, „ich bin der einzige Wenzel hier herum, und wohl hundert Meilen weit habe ich meinen ehrlichen Namen hergetragen, als ich vor'n dreißig und einigen Jahren als flinker Matrose hier beilegte. Verdammt, als Topgast hätt' ich vielleicht mehr vor mich gebracht.“

„Ich höre den Name nicht zum erstenmal,“ fuhr Wenzel bedachtsam fort, „Sie besitzen oder besaßen vielleicht Verwandte, die nach Amerika auswanderten?“

„Verdammt will ich sein, wenn ich um dergleichen Dinge weiß,“ versetzte der Strandwenzel, dann vergrößerten sich

seine Augen, während er einen pfeifenden Ton zwischen seinen Zähnen hindurchpreßte, „und dennoch," fuhr er wie zweifelnd, jedoch mit schlauer Berechnung fort, „mir ist, als ob vor langer Zeit jemand dieses Namens seinen Kurs auf England oder New York nahm — was weiß ich's — aber gehört habe ich nicht wieder von ihm."

Wenzel atmete erleichtert auf. Je länger er mit dem alten Manne verkehrte, je aufmerksamer er dessen Mienenspiel und seine vorsichtige Weise beobachtete, um so mehr befestigte sich seine Überzeugung, einen gewissenlosen Charakter vor sich zu haben, der sein eigenes Treiben eben so sorgfältig zu verheimlichen suchte, wie er andere über ihre Ziele auszuhorchen trachtete. Die Wahrscheinlichkeit, in keiner näheren Beziehung zu ihm zu stehen, gab ihm seine volle Überlegung zurück, so daß er, die argwöhnischen Blicke seines Gastfreundes scheinbar nicht beachtend, die Unterhaltung mit heiterer Sorglosigkeit fortzusetzen vermochte.

„Und wo war das?" fragte er nach einer kurzen Pause, „ich vermute hier, nach der langen Zeit zu schließen, die Sie bereits hier lebten."

Der Strandwenzel betrachtete seinen Gast wieder aufmerksam. Eine Frage schwebte auf seinen Lippen, allein vorsichtig hielt er sie zurück. Erst nach längerem scharfen Beobachten antwortete er zögernd, wie sein Gedächtnis anstrengend:

„Nun ja, 'ne Weile ist's her, allein wie lange, weiß ich selber nicht mehr; 'ne dunkle Sommernacht war's, und da kam jemand zu mir und redete mich mit Vetter an, aber ich wußte von keinem Vetter. Unsere Eltern möchten wohl verwandt miteinander gewesen sein, meinte er, weil auch er Wenzel heiße. Dann bat er mich, ich möcht' ihn in meinem Boot 'ne Strecke nach der See hinauffahren. Da lag nämlich 'n Schoner, von dem er an Bord genommen zu werden wünschte. Ich tat ihm den Gefallen, und 's hatte sein Gutes und auch sein Schlechtes, denn ich mußte zeugen. Man hielt den Schoner nämlich für einen Schmuggler, und ich konnte beschwören, daß ich nur 'nen Passagier hinüber-

geschafft hatte. Er besaß wohl etwas Geld; denn nachdem er von meinem Boot aus 'ne Weile mit dem Kapitän verhandelt hatte, nahm der ihn an Bord. Auch mich wollte er bezahlen, aber ich nahm nichts und sagte, ich hätt's 'nem Verwandten getan und weil ich zum erstenmal in meinem Leben 'nem Wenzel begegnet sei. Das war das Letzte, was ich von ihm sah und hörte. Wer weiß, wo er sein Ende nahm. Fünfundzwanzig, dreißig Jahre sind 'ne lange Zeit."

Wenzel sah grübelnd vor sich nieder. In diesem Falle glaubte er keine Ursache zu haben, dem Manne zu mißtrauen, oder in der Verfolgung seiner weiteren Nachforschungen ängstlich zu verheimlichen, was ihn so lebhaft beschäftigte. Erregt klang daher seine Stimme, als er fragte:

„Entsinnen Sie sich, ob jener Wenzel ein Kind, einen zwei- oder dreijährigen Knaben, bei sich hatte?"

Flüchtig leuchtete es in den Augen des alten Mannes auf, dann trug er einen stumpfen Gleichmut zur Schau.

„'s war 'ne schwarze Sommernacht mit 'nem bedeckten Himmel," antwortete er mit dem Ausdruck großer Gewissenhaftigkeit, „ich konnte sein Gesicht nicht unterscheiden. Er hielt wohl 'n Paket unterm Arm, ob's aber 'n Kind gewesen, kann ich nicht behaupten. Ich denke indessen nein; denn es würde sich schwerlich haben behandeln lassen, wie'n Bündel Hanf, ohne 'nen Laut von sich zu geben."

Wenzels Haltung erschlaffte. Was ihm anfänglich als eine Fährte zur Stätte seiner frühesten Kindheit erschien, wurde durch die eben vernommenen Aussagen wieder verwischt; und es lag ja kein denkbarer Grund vor, weshalb ein Mann, den er zum ersten Male in seinem Leben sah, ihn hätte täuschen sollen.

„Und dennoch muß ein Kind ihn begleitet haben, wenn es derselbe war, auf den ich mich beziehe," bemerkte er nach einer Pause.

„So ist's wohl ein anderer gewesen," erwiderte der Strandwenzel ruhig, „aber mit Verlaub, Herr, Sie heißen wohl gar selber Wenzel?"

Dieser sah forschend in des Alten Augen. Längere Zeit

säumte er, mit sich zu Rate gehend; dann antwortete er mit keiner größeren Teilnahme, als ihm die ganze Sache zu verdienen schien:

„Mein Name ist in der Tat Wenzel, und da ich bisher keinem zweiten dieses Namens begegnete, so überraschte es mich, Sie so nennen zu hören. Ich stamme nämlich aus dieser Gegend, vielleicht etwas tiefer landeinwärts, und da hielt ich für möglich, endlich einmal einen Verwandten gefunden zu haben."

„Womit Ihnen gar nicht sehr gedient gewesen wäre," bemerkte der Strandwenzel; „denn ein feiner Herr und 'n elender alter Strandfischer passen zusammen, wie .'n Dreidecker und 'ne Heringsschuite."

Wenzel errötete, als er seine heimlichen Gedanken offenbart hörte, sammelte sich indessen schnell und antwortete:

„Verwandt ist verwandt und muß zueinander stehen, gleichviel, in welches Fahrwasser dieser oder jener verschlagen wurde. Und schließlich, Freund, sind Sie immer noch günstiger gestellt, als ich. Sie besitzen eine Heimstätte, was ich nicht behaupten darf."

„Eine Heimstätte, Herr? ja, aber sie ist auch danach. Doch Sie werden sie kennen lernen, das heißt, wenn's Ihnen nicht zu gering ist, die Nacht auf einer Schütte Seegras zu verbringen."

„Ich bin nicht verwöhnt," entgegnete Wenzel gutmütig lachend, „ich würde sonst zur Stadt zurückkehren. Außerdem halte ich gern ein gegebenes Versprechen. Was sollten die Leute im Gasthofe von mir denken, nachdem ich mich auf zwei, drei Tage von ihnen verabschiedete? Nebenbei befinde ich mich morgen früh auf dem Wege nach Schroda, kann also noch rechtzeitig dort sein."

„Mit Verlaub, Herr Wenzel," nahm der alte Mann mit fast einfältiger Neugierde das Wort, „Sie kennen Schroda?"

„Nein Freund, ich war noch nie dort, hörte auch bisher nie davon."

„Sie müssen doch 'nen Grund haben, da anzulaufen?"

„Allerdings habe ich den," gab Wenzel unbefangen zu,

„und zwar kümmert Schroda mich weniger, als der Mann, der sich augenblicklich da aufhält, um, wie ich vernahm, den Ankauf der Herrschaft zu betreiben."

„'s soll 'n feiner Herr sein."

„Jedenfalls haben die zur Herrschaft gehörigen Leute alle Ursache, mit dem Wechsel zufrieden zu sein," ging Wenzel arglos auf die von dem Alten beliebte Wendung ein.

„Gehört nicht viel dazu," meinte dieser, „denn in den letzten zwanzig, dreißig Jahren ist von seiten der alten Herrschaft nicht so viel geschehen, daß man ihre Leistungen mit denen eines Büdners vergleichen könnte."

„Einigen sie sich, so ändert sich das bald genug," erklärte Wenzel überzeugend, „und der jetzige Besitzer mag einem solchen Käufer gegenüber von Glück sprechen."

„Der Herr werden in Schroda erwartet?" forschte der Strandwenzel, und indem er sich erhob, warf er wieder verstohlen einen durchdringenden Blick auf seinen Gast.

„Erwartet?" fragte Wenzel lachend zurück, „eher erwartet man den Besuch der Sonne um Mitternacht, als mich."

Der alte Strandknecht, wie durch die letzten Worte an die Tageszeit erinnert, wies nach der dem Wasserspiegel sich zuneigenden Sonne hinüber.

„'s ist nicht lange mehr hin bis zum Abend," sprach er nachlässig, „und ich will nach Hause gehen und meine Vorkehrungen für die Nacht treffen und 's Ihnen so bequem machen, wie möglich. Später habe ich noch 'nen Gang vor, der mich 'n paar Stunden fern hält. Vom ehrlichen Verdienst muß der Mensch leben, und mit dem Garnlegen weiß keiner besser Bescheid, als ich. Vor Tagesanbruch bin ich zurück; vielleicht auch früher, je nachdem die Boote einlaufen. Wollen Sie mich nach Hause begleiten, so ist's gut; verweilen Sie lieber noch 'ne Kleinigkeit hier, so hindert Sie nichts. Wenn die Sonne 's Wasser berührt, ist alles zu Ihrem Empfange bereit, und ein Gericht Kartoffeln mit gebratenem Speck und Zwiebeln habe ich vorzusetzen, und einen Vorrat Rum, der

für uns beide ausreicht. Es soll niemand sagen, daß ich 'nem Wenzel nicht begegnet wäre, als hätten uns die gleichen Eltern in die Welt gesetzt."

„Und mir soll niemand vorwerfen, daß ich von einem Namensvetter Gefälligkeiten angenommen hätte, ohne ihm mehr, als einen leeren Dank dafür abzustatten," versetzte Wenzel. „Ein Weilchen bleibe ich noch hier sitzen, gerade so lange, bis die Sonne ins Wasser hinabgestiegen ist."

Gefällig half er dem Strandwenzel die Bürde auf den Rücken, der sich ohne Säumen entfernte, während er selbst sich wieder auf den durchwärmten Dünensand warf.

Er fühlte sich enttäuscht. Er hatte gehofft, beim Betreten des Bodens, den als den heimatlichen zu betrachten er die unwiderleglichsten Gründe zu haben meinte, durch dieses oder jenes an seine erste Kindheit erinnert zu werden, und nun, da sein Ziel erreicht war, starrte ihm alles fremd, gleichsam feindlich entgegen.

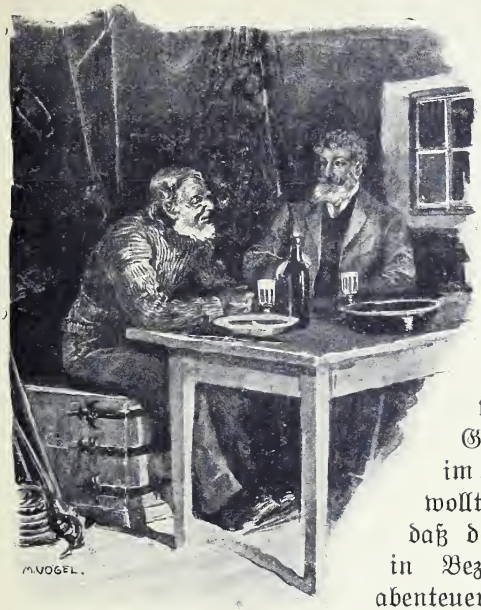
Tiefer und tiefer sank die Sonne. Wie erschien ihm das zur Rüste gehende Tagesgestirn so nahe; wie weit, wie unendlich weit dagegen das Fort in den wilden Scott-Bluffs mit den bunt zusammengewürfelten Bewohnern; wie fern der biedere Roupideau und seine Umgebung, und vor allem die holde Oglala-Tochter mit dem kindlichen Lachen und der nicht minder kindlichen Lust an grellfarbigem Putz und schillernden Zieraten! Wie es zurzeit dort wohl aussah? — — —

Einen letzten träumerischen Blick sandte er nach dem fernen Schiff hinüber, und langsam stieg er von der Düne hinunter.

In der Tür von des Strandwenzels Hütte trat dieser ihm entgegen.

„Das nenne ich glücklich," redete der Alte ihn gutgelaunt an, „eben wollte ich rufen und da sind Sie."

Wenzel trat in den engen Wohnungsraum ein. Einfachheit und seemännische Ordnung herrschten unter den geringen Habseligkeiten der Hauseinrichtung. Eine alte Schiffskiste war das vornehmste Möbel. Sie diente zugleich als Bank. Vor ihr stand ein Tisch mit dem angekündigten



Mahl. An den Wänden hingen lange Fischerstiefel, Regenkleider, eine Harpune, ein alter Karabiner und eine Feuerschloßpistole.

„Andenken aus meiner Schiffsjungenzeit," erklärte der Strandwenzel, als er gewahrte, daß seines Gastes Blicke prüfend im Kreise schweiften. Er wollte dadurch vorbeugen, daß der Gast die Waffen in Beziehung zu einem abenteuerlichen Schmugglerleben brachte, oder zu der heimlichen Neigung, die schlecht beaufsichtigten Forsten von Schroda in hellen Mondscheinnächten zu durchstreifen und in früher Morgenstunde mit einem Rehbock auf dem Rücken heimzukehren. „Sie hängen da seit ich den Bau für'n paar hundert Taler — meine ganzen Ersparnisse kaufte. — Für mich, der ich keine Vorliebe fürs Weibervolk hege, ist die Bude groß genug gewesen. Verdammt! 's geht nichts über die Einsamkeit, und will ich, außer bei der Arbeit, Menschen sehen, so schmeckt 'n Glas Grog in der Schenke besser, als 'n Teller Milchsuppe, den 'ne geschwätzige Frau bereitet."

„Ungefähr meine eigenen Ansichten," sprach Wenzel lachend, indem er auf der Schiffskiste Platz nahm, und doch lag eine gewisse Bitterkeit in dem Ausbruch seiner Heiterkeit, „'s mag in unserem gemeinschaftlichen Namen liegen — ei, und neben dem Schiffergericht frisches Fleisch; und nach Wildbraten duftet's obenein."

„Sie haben 'ne feine Unterscheidungsgabe," versetzte der Strandwenzel, zwischen dem einfachen Gerät auf dem Tisch kramend, „denn ein Stück Wildfleisch ist's, und für 'nen Namensvetter gilt mir nichts zu kostbar. Was andere Menschen mit ihren Familien verbrauchen, kommt mir allein zugute, und bei Beschaffung von 'ner Mahlzeit sehe ich nicht auf 'nen Groschen. Was habe ich sonst vom Leben? und abgesponnen wird sich's bald genug haben."

Auch er nahm Platz, und in anscheinend harmloser, von ihm aber listig gelenkter Weise verbreitete sich die Unterhaltung bald über diesen, bald über jenen Gegenstand, während sie den Speisen tapfer zusprachen und der Flasche mit einem ausnehmend feinen Kognak alle Ehre erwiesen. Fortgesetzt sorglos plaudernd, richtete der alte Bursche auch ein Lager für den Gast her. Eine Schütte Seegras und eine Decke war alles, was er zu bieten hatte, und nicht mehr, als Wenzel erwartete. Dann zündete er eine Lampe an, die die Beleuchtung des bisher brennenden Herdfeuers ersetzte, worauf er sich zu dem angekündigten Gange rüstete.

„'s übernachtet nicht oft jemand bei mir," sprach er mit seinem gewöhnlichen bieder verschmitzten Grinsen, „erstens hänge ich mich fremder Gesellschaft nicht auf, und zweitens kampieren die Leute nicht gern in diesem Teile des Landes: ich glaube von wegen der Dünste, die nachts aus der Wiese aufsteigen," und wiederum grinste er bezeichnend; „nur Strandwächter lassen sich zuweilen blicken und schauen nach Schmugglern und gepaschten Waren aus; und sollte man's denken, unter ihnen befindet sich mancher, der mir zutraut, nach 'nem fünfundsechzigjährigen ehrlichen Leben beim Schmuggeln zuweilen 'ne Hand im Spiele zu haben. Dummheiten; als ob ich in meinen alten Tagen Lust hätte, mit den Gesetzen in Havarie zu geraten. Die Nacht ist warm; wollen Sie die Tür offen stehen lassen, von wegen der frischen Luft, so mögen Sie's tun. Sie sind ein Wenzel — der erste, dem ich nach dem Tode meines Vaters begegne — und der soll sich unter meinem Dach fühlen, als ob's sein

eigenes wäre. Und nun, auf Wiedersehen bei Anbruch des Tages."

Vertraulich nickte er Wenzel zu. Dieser gab ihm einige freundlich dankende Worte mit auf den Weg, und gleich darauf sah er ihn von der Haustür aus die Richtung an den Dünen hin einschlagen. Er blickte ihm so lange nach, als er die vierschrötige Gestalt in der sommerlichen Dunkelheit und unter dem hell gestirnten Himmel zu unterscheiden vermochte; dann begab er sich in die Hütte, und warf sich, die Lampe auslöschend, auf sein Lager.

Zwölftes Kapitel.

Beim Herrn Notar. Die beiden Komplicen.

Während Wenzel auf seinem Seegraslager den kurzen Verkehr mit dem alten Fischerknecht im Geiste noch einmal durchlebte und immer mehr zu der Überzeugung gelangte, daß er in die Gesellschaft eines Mannes geraten, der es wohl nur seiner Schlauheit verdankte, daß er bisher nie von dem Arme der Behörden erreicht wurde, verfolgte dieser seinen Weg rüstig am Fuße der Dünen hin. Erst als er sicher war, von der Hütte aus nicht mehr gesehen zu werden, änderte er seine Richtung. Quer über die Felder schreitend, gelangte er an den Sommerweg, auf dem Wenzel die nach Schroda führende Landstraße verlassen hatte. Eine halbe Stunde später holte er dicht vor der Stadt eine Person ein, die er trotz der Dunkelheit an ihrer aufrechten Haltung leicht erkannte.

„Guten Abend, Marianne," redete er die Überholte an, „auch so spät zur Stadt? 's muß Wichtiges sein, was dich zur ungewöhnlichen Zeit in der Sandheide losmachte."

„Habe ich gefragt, weshalb der Strandwenzel die Nacht dem Tage vorzieht?" antwortete Marianne, und in ihrer Stimme offenbarte sich ein so ausgeprägter Haß, eine so

unversöhnliche Feindschaft, daß sogar der alte Schmuggler dadurch betroffen wurde. Um seine augenblickliche Verwirrung zu verheimlichen, stieß er den bekannten pfeifenden Ton aus, worauf er, Sorglosigkeit erheuchelnd, erwiderte:

„Bin ich der Strandwenzel, so ist's nichts Schlechteres, als die Zigeuner-Marianne. Ich lebe einsam und ehrlich von meinem Verdienst am Strande, sie nicht minder einsam und ehrlich in der Sandheide, und da wär's wohl ratsam, sich einander als langjährige Bekannte zu begrüßen, anstatt mit giftigen Worten abzuspeisen."

„Ich soll eines Mannes Freund sein, der keiner sterblichen Seele Freund?" fragte Marianne gehässig. „Wenn nur die Richtigen mich fragen wollten; ich könnte ihnen Auskunft über manches Stück Wild erteilen, das in den Schrodaschen Forsten von einer hinterlistigen Kugel ereilt wurde; ich könnte ihnen auf den Dünen manche glatte Stelle zeigen, unter der Fässer mit Wein und kostbare Ballen verborgen liegen! O, ich könnte noch mehr sagen, und ich sag's, wenn die Zeit gekommen ist. Lachen Sie, es kümmert mich nicht."

„Hol' dich der Teufel, Satanshexe, samt deiner Verrücktheit," erwiderte der Strandwenzel, und in einen kurzen Trab verfallend, suchte er aus dem Bereich der unheimlichen Frau zu gelangen; zugleich spähte er besorgt um sich, als hätte er unberufene Zeugen gefürchtet; — „willst du mich durchaus zum Feinde haben, so ist mir's recht. Aber hüte dich vor dem Strandwenzel, daß er dich oder deinen einfältigen Jungen nicht eines Nachts für 'nen Rehbock ansieht."

„Laufe nur hin," rief Marianne ihm nach, „und wenn die Leute dich fragen, warum du eilst, so sage ihnen, die Zigeuner-Marianne habe ein Gespenst auf deine Spuren gehetzt, und das verfolge dich auf Schritt und Tritt bis unter Rad und Galgen! Wirst verstehen, was ich meine! Und auch die Stunde schlägt, in der ich zu dir und anderen offen sprechen darf!"

Die letzten Worte hörte der Strandwenzel nicht mehr, denn als seine Bewegungen ihn nicht schnell genug von dannen brachten, hielt er sich die Ohren zu, nicht eher seine Eile mäßigend, als bis zu beiden Seiten von ihm sich Häuserreihen hinzogen. Die Fenster waren zum größten Teil bereits dunkel und nur noch wenige Menschen befanden sich auf den Straßen.

Wie die meisten kleinen, abwärts von großen Verkehrswegen liegenden Städte, trug auch dieser Ort einen ländlichen Charakter. Das vornehmste Haus an diesem Platz war das des alle Zwistigkeiten in der Stadt und deren Nachbarschaft schlichtenden, schürenden und wieder schlichtenden Advokaten Karg. Dorthin lenkte der Strandwenzel seine Schritte. Es geschah augenscheinlich nicht zum erstenmal, daß er diesen Herrn in seiner Behausung aufsuchte; denn nachdem er sich überzeugt hatte, daß die beiden Fenster, hinter denen Kargs Arbeitszimmer lag, erhellt waren, trat er durch die noch offene Haustür. Eine Hängelampe erleuchtete den geräumigen Flurgang und eine für die halb ländlichen Verhältnisse bequeme Treppe. Mit zuversichtlichem Wesen erstieg Strandwenzel das erste Stockwerk, kopfte ohne Säumen und trat ein.

„Was führt Sie noch her, zu so ungewöhnlicher Stunde?" redete er den Eintretenden verwundert an, während dieser die Tür behutsam hinter sich schloß. „Ich errate: entweder ist man Ihnen wieder einmal auf den Fersen, oder Sie möchten ein Faß Rotwein an den Mann bringen, bevor es im Dünensande eintrocknet."

„Nichts von der Sorte, Herr Notar," antwortete der Strandwenzel mit einem vertraulichen Grinsen, „aber ich möchte mich blind nennen, wie 'nen gedörrten Stockfisch, drückten Sie mir beim Abschied nicht etwas mehr in die Hand, als ich für meine Person an 'nem Faß Rotwein verdiene."

Karg warf sich auf seinem Stuhl herum und betrachtete den Strandwenzel argwöhnisch. Er sann darüber nach, ob

in seiner Praxis irgend ein Umstand geeignet sei, solche Worte zu rechtfertigen, dann versetzte er zögernd:

„Das klingt geheimnisvoll, mein Freund, allein ich wüßte nicht, daß irgend etwas in der Welt mich noch freigebiger machen könnte, als ich Ihnen gegenüber mich leider schon zu oft und aus reiner Gefälligkeit gezeigt habe."

„Glaub's gern," erwiderte der Strandwenzel zuversichtlich, „aber 's gibt Dinge in der Welt, die auf 'nen Menschen hereinbrechen, wie'n Wirbelsturm im Augustmonat."

„Seien Sie deutlicher," rief Karg, „und beeilen Sie sich, denn um die Zeit mit nichtigem Geschwätz auszufüllen, dürfte es heute zu spät sein."

„'s wird wohl noch später werden, Herr Notar," meinte der Strandwenzel verschmitzt, „denn in zwei Minuten ist's nicht abgemacht, und außerdem ist's gut, wenn's unter uns beiden allein bleibt."

„So, so," versetzte Karg zurückhaltend, „ich wüßte zwar nicht, wie ich in die Lage geraten sollte, die Öffentlichkeit zu scheuen, allein — freilich, es gibt Dinge, die im Munde der Leute nur zu leicht verdreht und entstellt werden."

„Ich muß den Herrn Notar bitten," hob der Strandwenzel an, „mit den Gedanken um dreißig Jahre zurückzugehen." Er säumte, um sich zu überzeugen, daß diese Aufforderung nicht ohne beunruhigende Wirkung auf Karg blieb, dann fuhr er fort: „Ja, und dreißig Jahre ist's gut her, da kreuzte draußen ein Schoner, und mich wollten die Leute gesehen haben, wie ich zwischen dem Schiff und dem Strande des Nachts hin und her gefahren sei. Man fand ein Tönnchen Arrak und einen Ballen holländischen Tabak im Dünensande, und der Verdacht des Schmuggelns war fertig. Der Herr Notar waren damals noch 'ne junge Kraft, allein Sie verstanden's besser, als mancher Alte, und ohne Ihre Hilfe wäre es mir schwerlich gelungen, um 'n paar Jahre Gefängnis herumzukommen, und dafür bin ich heute noch dankbar."

„Alte Geschichten," heuchelte Karg Gleichmut, „übrigens hätte mein Beistand Ihnen wenig geholfen, wäre nicht nach-

zuweisen gewesen, daß Sie einen Passagier an Bord des Schiffes gebracht hatten. Räumten Sie dies gleich ein, so nahm die Angelegenheit überhaupt keine ungünstige Wendung. Aber in welcher Beziehung steht das zu Ihrem heutigen Anliegen?"

„In der engsten, Herr Notar, denn es handelt sich gerade um jenen geheimnisvollen Reisenden, und wenn ich damals nicht mit der Sprache heraus wollte, so geschah's, weil ich fürchtete, dadurch in andere Dinge verwickelt zu werden; denn wie'n ehrlicher Mann sah der Fremde nicht aus, vielmehr wie jemand, der Ursache hatte, auf seiner Hut zu sein. Erst der Herr Notar halfen mir über die Untiefe hinweg und meinten, daß er mit dem Schoner längst in Sicherheit sei, ich also ein Zeugnis gegen mich nicht zu fürchten brauche. Und im Grunde habe ich weiter nichts getan, als ihm von dannen geholfen, und wer möcht's mir verdenken, wenn ich meinem Verdienst nachgehe."

„Erfuhren Sie seinen Namen?"

„Nun ja, — Wenzel hieß er, wie ich, und das machte mich stutzig, daß ich meinte, alles verheimlichen zu müssen. Denn er hatte große Eile, aus dem Lande zu kommen, und fürchtete sichtlich die Begegnung mit anderen Menschen."

„Nur nicht mit Ihnen?"

„Nein, denn schon tags zuvor zog er Erkundigungen bei mir darüber ein, ob ich wohl Gelegenheit habe, ihn an Bord eines vorüberfahrenden Schiffes zu bringen. 's kreuzte gerade der Schoner draußen, und der war mir nicht fremd."

„Sie kannten auch die Ladung?"

„Das sind vergessene Geschichten," erwiderte der Strandwenzel mit einer gewissen Verschämtheit.

„Wie Sie die Sache heute darstellen, hielten Sie ihren Mann für einen flüchtigen Verbrecher?" suchte Karg einen klaren Blick in des Strandwenzels Angelegenheit zu gewinnen.

„Auf dem Gewissen hatte er sicher etwas."

„Warum vertrauten Sie mir das nicht damals an?"

„Wozu hätt's geholfen? Der Mann hatte mich gut be-

zahlt, in Sicherheit war er, und kam dadurch eine böse Sache zum Vorschein, so hätt's mich nur in Ungelegenheit gebracht, zumal er meinen Namen führte."

„Was hat das mit Ihrem Anliegen zu tun?" wiederholte Karg.

„Weiter nichts, als daß ich verbürgte Nachricht von ihm erhielt."

„Er ist wieder eingetroffen?"

„Das nicht; aber sein Sohn."

„Und was weiter?"

„Nur die Hauptsache. Als nämlich jener Wenzel mein Boot bestieg, trug er ein Paket auf den Armen —"

„Woher wissen Sie überhaupt, daß er Wenzel hieß? Es ist sonst nicht Art eines flüchtigen Verbrechers, jedermann seinen Namen zu sagen."

Der Strandwenzel drehte einige Male den Filzhut zwischen seinen knochigen Fäusten, bevor er antwortete:

„Nun, Herr Notar, ein Wort gab's andere, und vielleicht tat er's wegen der Namensvetterschaft. Er trug also ein Paket. Was es enthielt, weiß ich nicht; jedenfalls — etwas Lebendiges, denn er ging damit um, wie mit einem Spinngewebe, und als er's an Bord hob, klang's aus dem Bündel, wie das Wimmern eines Kindes; 's war aber Nacht, ich konnte nichts sehen, und fragen wollt' ich nicht, weil's mich nichts anging."

„In dem allem entdecke ich nichts Wunderbares, setze aber voraus, daß jener Fremde sich Ihrer in Dankbarkeit erinnerte und Sie durch ein Geschenk überraschte."

„Hätte er das getan, so wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Nein, die Sache liegt anders. In jenen Tagen war nämlich — und dergleichen vergißt sich schwer — der Sohn des Herrn von Schroda im Wasser verunglückt, und da habe ich so meine Gedanken, daß das lebendige Kind vielleicht in dem Paket steckte."

„Unsinn!" fuhr Karg auf, „der Knabe wurde gefunden und in der Waldkapelle beigesetzt."

„Haben Sie die Leiche gesehen, Herr Notar?"

Karg richtete einen durchdringenden Blick auf den Strandwenzel, allein nicht eine Linie zuckte auf dem verschmitzten Antlitz.

„Das nicht," antwortete er darauf gedehnt, „doch was hätte die Eltern dazu bewegen sollen, einem leeren Sarge die einem Verstorbenen gebührenden Ehren zu erweisen?"

„Das war auch mein Gedanke, und dann meinte ich, daß der Herr von Schroda selbst darum gewußt habe und der Fremde in seinem Auftrage handelte."

„Unmöglich," versetzte Karg lebhaft, „eher möchte ich glauben, daß, wäre ihm nach dem Tode seines Sohnes Gelegenheit geboten worden, sich von der See her einen neuen Erben zu verschaffen, er alles aufgeboten hätte, seinen Namen nicht aussterben zu lassen und die Herrschaft zu halten."

„So ist ihm viel an 'nem Erben gelegen?"

„Alles, denn an einen solchen knüpfen sich mancherlei Gerechtsame; doch das ist jetzt vorbei."

„Nicht vorbei, Herr Notar, denn der Erbe ist eingetroffen."

Karg sprang auf; doch seine plötzliche Erregung bemeisternd, nahm er sogleich wieder Platz.

„Sie mögen gute Absichten haben," sprach er bedächtig, „allein Sie sind nicht der Mann dazu, unmöglichen Dingen, sogar tollem Unsinn auch nur einen Schein von Wahrheit zu verleihen. Nur daran zu denken, ein vor dreißig Jahren verstorbenes Kind wieder aufleben zu lassen!"

„Unglaublich genug klingt's," erwiderte Wenzel zweifelnd, doch befestigte sich seine Zuversicht alsbald wieder; „und dennoch reden's mir zehn Advokaten nicht aus."

„Unsinn, Unsinn," bemerkte Karg wieder, jedoch mit weniger Entschiedenheit, „denn ich bin beim besten Willen nicht imstande, auch nur einen matten Hauch der Möglichkeit Ihrer Angaben zu entdecken. Aber wodurch ist der geradezu verrückte Verdacht in Ihnen wachgerufen worden?"

„Weil ich mich entsinne, daß damals beinahe eine Woche in dem alten Sumpfgraben vergeblich gefischt wurde, und

ich mir getraue, innerhalb vierundzwanzig Stunden 'ne tote Katze aus jenem Sumpf herauszuholen."

„Das ist kein Beweis, nicht einmal ein Grund zum Verdacht. Der Knabe wurde gefunden und beerdigt. Geschah's nicht, so hätte der alte Schroda Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, seinen Sohn tot oder lebendig zurückzuerhalten."

„Sagen Sie, was Sie wollen, Herr Notar," beharrte der Strandwenzel auf seiner Ansicht, „ich glaube nur das, was ich mit meinen eigenen Augen sah, und meine Kennzeichen trügen nicht."

„So sprechen Sie," versetzte Karg ungeduldig, und er verheimlichte nicht, daß des Strandwenzels Mitteilungen doch Bedenken in ihm wachgerufen hatten.

„Sie haben die Frau von Schroda gekannt, Herr Notar?"

„Gewiß kannte ich sie; eine schöne Frau, zu deren Tod der Verlust ihres Sohnes den ersten Keim legte."

„Auch ich habe sie genau gekannt, Herr Notar, und manches Gericht Fische trug ich nach dem Schloß, wofür ich zu meiner Bezahlung noch 'nen freundlichen Blick aus ihren traurigen Augen erhielt, und heute habe ich die gleichen dunkelblauen Augen gesehen."

„Wer nach Unsinn auf Jagd geht, findet überall eine Fährte," wendete Karg achselzuckend ein, „aber warum offenbarten Sie Ihren Verdacht nicht auf frischer Tat? Man hätte Sie dafür mit Wohltaten überhäuft."

„Weil ich bis heute abend ebenso wie Sie selber nur glauben konnte, daß das Kind längst in seinem Sarge verwest sei. Nicht mal 'nen Argwohn hatte ich. Und mich um meine Freiheit sprechen — verdammt, die liebte ich damals nicht weniger, als heute, da ich Ihnen ganz allein das Geheimnis anvertraue. Sie können's vielleicht gebrauchen, und mir bringt's ohne Ihren Rat wohl gar Schaden, sollte der Mann draußen auf dem Strande hinter die Wahrheit kommen."

„Verständig gehandelt," gab Karg zu, und auf seinem

Antlitz prägte sich aus, daß er alle nur denkbaren Möglichkeiten erwog, „und glaube ich auch nichts von allem, so erteile ich Ihnen doch den Rat, was auch immer in Ihrem Kopfe herumgehen mag, anderen gegenüber vorsichtig zu sein. Es sind zwar seit jenem Ereignis viele Jahre verstrichen, allein käme heute noch ans Tageslicht, daß Sie, wenn auch ahnungslos, an einem Kinderraub beteiligt gewesen, so möchte das üble Folgen für Sie haben."

„Gerade so kalkulierte ich," entgegnete Wenzel, nicht ganz frei von Besorgnis, „und kam deshalb zunächst zu Ihnen. Auch meinte ich, da die Herrschaft bis auf 'ne Kleinigkeit bereits so gut wie Ihr Eigentum ist, es möchte Ihnen lieb sein, um die Anwesenheit eines Erben zu wissen," und listig beobachtete er Karg, der grübelnd vor sich niedersah.

„Das letzte gehört nicht hierher, und erklärte ich es Ihnen genauer, so möchten Sie die an sich harmlose Ange-

legenheit dennoch kaum durchschauen," wehrte Karg vorsichtig ab; „aber wie benimmt Ihr rätselhafter Besuch sich denn? Es gibt Menschen, die gewissenlos genug sind, zur Erreichung dieses oder jenes Zweckes sich für einen anderen auszugeben. Gebärdet er sich wie jemand, der sich mit heimlichen Plänen trägt?"

„Nach seinen Worten zu schließen, will er nur die Gegend besuchen, in der er geboren zu sein glaubt. Anfänglich hielt er mich für einen Anverwandten; aber reden läßt sich viel. Er will morgen nach Schroda hinüber."

„Zu dem Herrn von Schroda?" fragte Karg hastig.

„Nein, nach dem Schloß. Er gibt vor, den Käufer und dessen Familie zu kennen. Hat er einen anderen Plan, so versteht er's, ihn zu verheimlichen. Hat er ihn nicht, so gibt oft ein Wort das andere, und ehe ich mich dessen versehe, werde ich zum Zeugen aufgerufen, und das wäre nichts für mich."

„So würde es sich doch nur um die Entlarvung eines Betrügers handeln," erklärte Karg.

„Sie zweifeln noch immer," versetzte der Strandwenzel, den Notar verstohlen beobachtend, „und doch gäbe es ein sicheres Mittel, ohne viel Lärm die Wahrheit auszukundschaften."

„Und das wäre?"

„Wenn das Kind vor nun dreißig Jahren in den Sarg gelegt wurde, so muß es heute noch drinnen sein, wenigstens seine Überreste. Und so viel ich weiß, ist das Gewölbe in der Waldkapelle so trocken, daß ein eichener Sarg tausend Jahre drin stehen könnte, ohne zu vermorschen."

„Was meinen Sie damit?"

„Nicht anderes, als daß wir nur in das Gewölbe hinabzusteigen und den kleinen Sarg zu öffnen brauchten."

Um Kargs Lippen zuckte es kaum bemerkbar wie ein Lächeln der Befriedigung. Obgleich weit entfernt davon, des Strandwenzels Mitteilungen Glauben beizumessen, erschienen sie ihm doch wichtig genug, sie nicht unberücksichtigt zu lassen. Er ging davon aus, daß jener weit mehr wußte,

als er vor ihm zu offenbaren für rätlich befand. Den Sarg zu öffnen, war auch sein Gedanke, aber er bedurfte dazu der Hilfe jemandes, auf dessen Verschwiegenheit er zuversichtlich bauen konnte. Des Strandwenzels Vorschlag kam ihm daher nur erwünscht. Anstatt indessen sofort auf ihn einzugehen, bemerkte er zweifelnd:

„Der Sarg würde allerdings entscheiden, allein die Sache könnte zu unserem Nachteil ausgelegt werden."

„Wenn man's heimlich besorgte, nicht, Herr Notar," entgegnete der Strandräuber mit unschuldiger Miene.

„Heimlich müßte es allerdings geschehen," ging Karg scheinbar mit Widerstreben auf den Vorschlag ein, „und im Grunde ist's ein gerechter Zweck, zu dem wir, jedes Aufsehen und damit öffentliches Ärgernis vermeidend, den Schleier von einem dunklen Ereignis lüften. Sollte ich mich dazu entschließen, diesen Schritt, anstatt ihn bei der Behörde zu beantragen, auf eigene Hand zu unternehmen, so darf ich auf Ihren Beistand zählen? Das heißt, ich verlange nichts umsonst."

„Sie brauchen nur den Befehl auszusprechen, und ich bin da," antwortete der Strandwenzel unterwürfig.

„Und die Angelegenheit ruht als unverbrüchliches Geheimnis zwischen uns beiden?"

„Ich selber habe die größte Ursache, zu wünschen, daß sie verschwiegen bleibt."

„Sie haben nichts zu fürchten, so lange Sie zu mir halten," erklärte Karg, jedes einzelne Wort besonders betonend, „und dahin gehört auch, daß Sie mir gegenüber sich nie zu einer Entstellung der Wahrheit verleiten lassen."

„Zu wann befehlen der Herr Notar?" fragte der Strandwenzel sichtbar erleichtert.

„Tag und Stunde heute zu bestimmen, ist mir unmöglich," antwortete Karg, indem er geneigten Hauptes auf und ab zu wandeln begann, „es hängt viel davon ab, welches Verfahren Ihr Mann beobachtet. Sie sagten, er befände sich in Ihrem Hause?"

„Schläft zurzeit zwischen meinen vier Pfählen wie jemand, den keine Sorgen drücken."

„Und hat hier in der Stadt logiert?"

„So erzählte er wenigstens."

„Es ließen sich also Erkundigungen über ihn einziehen," meinte Karg, und sich selbst unterbrechend, fügte er hinzu: „doch das ist meine Sache. Sollte er sich nach Schloß Schroda begeben, so werde ich ihn von Angesicht zu Angesicht kennen lernen und danach mein Urteil bilden. Sie selbst kommen morgen um diese Zeit wieder herein, damit wir das weitere verabreden."

„Dem Herrn Notar zu Befehl," antwortete der Strandwenzel mit einer linkischen Verbeugung, denn in demselben Grade, in dem Karg heimliche Unruhe verriet, steigerte sich seine eigene Höflichkeit.

„So gehen Sie denn nach Hause," nahm Karg wieder das Wort, „beobachten Sie Ihren Gast aufmerksam, und sollten Sie Auffälliges an ihm entdecken, so teilen Sie es mir schleunigst mit. Nur bis zu einer gewissen Grenze dürfen wir selbständig handeln und den Familienverhältnissen anderer Rechnung tragen. Was über diese Grenze hinausliegt, gehört vor die zuständige Behörde."

Mit unterwürfigem Gruß empfahl sich der Strandwenzel, und zufriedenen Sinnes schlug er den Heimweg ein. Was auch hinter ihm liegen mochte: nach der schlau eingefädelten Vereinbarung mit dem Notar hatte er nichts mehr zu fürchten; reichen Gewinn versprach ihm das, was er zu seinen Gunsten auszubeuten gedachte.

Weniger zuversichtlich blickte Karg in die Zukunft; er unterschätzte nicht die aus seinen Beziehungen zu dem gewissenlosen Strandwenzel entspringenden Gefahren, nicht die verwirrenden Folgen, die das Auftreten eines Erben von Schroda, gleichviel ob eines berechtigten oder eines falschen, unausbleiblich begleiten und im günstigsten Falle die Früchte eines seit vielen Jahren mit kluger Überlegung geförderten Werkes erheblich schmälern mußten. Wenn er nur acht Tage Zeit gewann, so konnte indes alles geordnet sein

Und schützte ihn erst ein gerichtlicher Verkaufskontrakt, dann mochte kommen, was wollte, es fand eine leere Stätte.

„Nur Zeit gewinnen," sprach er sorgenvoll vor sich hin, indem er sich trotz der vorgeschrittenen Nacht zu einem Besuche des Gasthofes ankleidete, „nur acht Tage Zeit, gleichviel, was es kostet, gleichviel, welche Mittel es erfordert."

Wie eine böse Ahnung lastete es auf seinem Gewissen. Vor seinem Geiste schwebte der rätselhafte Fremde, schwebte die unheimliche Gestalt der Zigeuner-Marianne, von der er so vielfach die Beweise eines unversöhnlichen Hasses erhalten hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Professor Holunder. Ein geheimnisvoller Brief.

Wie jede größere Stadt, so hatte auch der Ort, in dem der Notar Karg neben dem Bürgermeister die hervorragendste Stellung einnahm, sein weniger einladendes Viertel. Dieses bestand indessen nur in einem schmalen Gäßchen, allein einem Gäßchen, das man bei Nacht mit der gleichen Sicherheit durchwandelte, wie am hellen Tage. Arbeiter wohnten in den kleinen Häusern und Hütten, Besitzer außerhalb gelegener Gemüsegärten und Felder, sowie Handwerker, kurz, Leute, die ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts aßen. Aber auch ein Professor hatte in dem Gäßchen sein Asyl gefunden, und zwar zur großen Genugtuung der übrigen Bewohner, die nie verfehlten, so oft sie ihm begegneten, höflich grüßend den Hut vor ihm zu ziehen und das „Professor" besonders scharf zu betonen. Ob er wirklich auf diese Bezeichnung Anspruch erheben durfte, wußte niemand, kümmerte auch niemand. Man wußte nur, daß er vor einer langen Reihe von Jahren als einfacher Herr Holunder eine Lehrerstelle an der Stadtschule erhielt, jedoch schon nach Jahresfrist abdanken mußte, weil es sich zu

oft ereignete, daß die in seiner Klasse versammelte dankbare Jugend sich auf ihre eigene Art ziemlich geräuschvoll unterhielt, während er selbst mit Botanisiertrommel und Jagdtasche die weitere Nachbarschaft des Ortes durchstreifte. Die Absetzung hatte dem freundlichen und höflichen Herrn Holunder in der Achtung seiner Mitbürger nicht im mindesten geschadet, im Gegenteil, man ernannte ihn allmählich zum Professor, und als sein vermindertes Einkommen ihn zwang, sich nach einer weniger kostspieligen Wohnung umzusehen, da jubelte das ganze Gäßchen, als er sich für eine Giebelstube in dem Hause des Feldbesitzers Claus entschied. Das war aber schon lange her. Der alte Claus und seine Frau hatten sich seitdem ins Grab gelegt; der junge Claus hatte als einziger Sohn die Herrschaft in dem kleinen Heimwesen angetreten, hatte sich verheiratet und seinen Mieter achtmal innerhalb vierzehn Jahren zu Gevatter gebeten. Eine Art verwandtschaftlichen Verhältnisses war dadurch zwischen dem gelehrten Professor und seinen Wirten entstanden, infolgedessen man ihn mit der Bezahlung für Kost und Wohnung nicht sehr drückte. Der Professor selber hätte das Bezahlen ganz vergessen, wäre barfuß gegangen, wohl gar Hungers gestorben, hätten seine Wirte nicht vierteljährlich ein kleines Sümmchen von außerhalb erhalten, mit dem sie denn auch sehr gewissenhaft und verständig wirtschafteten. Das Geld kam von einem Neffen, der seinen gelehrten Onkel in früheren Jahren zuweilen besuchte, zuerst als Schüler, dann als Student und endlich als Referendarius. Seit sieben Jahren hatte er sich indessen nicht mehr blicken lassen, dagegen lief das Geld regelmäßig ein. Auch Briefe erhielt der alte Herr von ihm, ohne daß er je einen von ihnen beantwortet hätte. Manche wollten wissen, daß der Professor in besseren Tagen den Sohn seiner verstorbenen Schwester unterstützt habe und dieser also nur eine Schuld an ihn abtrage; allein das änderte nichts an der Verehrung, mit der die Familie Claus an ihrem langjährigen Mieter hing, nichts an der Achtung, mit der man seines rechtschaffenen jungen Verwandten gedachte.

Der Herr Professor, ein kleines Männchen mit hagerem, gutmütigem Gesicht und so viel grauen Haaren auf dem Kopf, daß seine älteste Pate sie in einer Viertelstunde annähernd richtig hätte zählen können, saß tief über ein Manuskript gebeugt vor seinem großen eichenen Tisch. Eine grüne Schirmlampe beleuchtete eine Anzahl abgegriffener Bücher, die unordentlich auf dem Tische umherlagen. Andere Bücher lagen auf Stühlen und auf der Erde, dazwischen wieder Mappen mit Herbarien, einfache Holzkisten mit zertrümmerten Steinen, kurz, es war eine Umgebung, in der sich eben nur ein fanatischer Gelehrter und Forscher heimisch fühlen konnte. Recht seltsam kontrastierte zu dem gelehrten Kram auf dem Tisch ein Teller mit kräftiger Kartoffelsuppe und ein Gläschen Bier.

Es klopfte an die Tür, die fast gleichzeitig geöffnet wurde, und als der Professor von seinem Manuskript aufschaute, stand Frau Claus, seine Wirtin, eine vierschrötige Arbeiterfrau, vor ihm.

„Hab' ich's doch gedacht, Herr Professor," redete sie ihn tadelnd an, „da steht das Abendbrot unangerührt —"

„Gleich, gleich, meine liebe Frau Claus," fiel der Professor lebhaft ein, und er zog den Teller näher an sich; doch bevor er zum Löffel gegriffen hatte, bemächtigte Frau Claus sich des Tellers, und ihn vor sich haltend, fuhr sie mit ihren Vorwürfen fort:

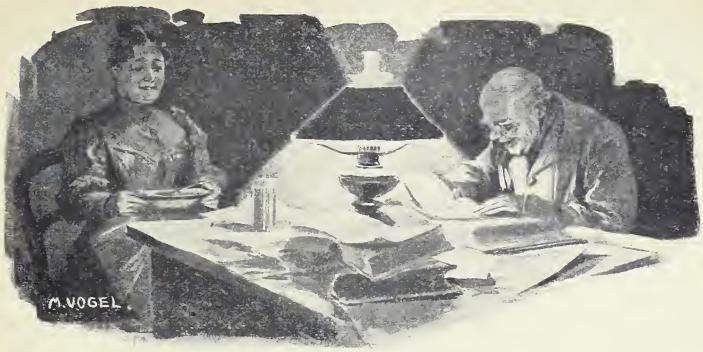
„Kalt, eiskalt, und das wollen Sie essen? Mein Gott, ich erlebe eines Tages, daß Sie mit der Feder in der Hand verhungert bei Ihren Papieren sitzen! Und wen trifft die Verantwortlichkeit? mich, mich ganz allein! Und was soll ich dem Herrn Assessor sagen? Es ist himmelschreiend! Jetzt ist's Schlafenszeit. Sie sind hungrig, und ich habe das Vergnügen, Ihr Essen noch einmal aufzuwärmen."

„Es bedarf des Aufwärmens nicht, meine liebe Frau Claus," beruhigte der Professor milde, „die körperliche Wärme geht allmählich in die Speisen über —"

„Kalte Kartoffeln sind Gift," unterbrach ihn die erzürnte Frau.

„So lassen Sie mich doch aussprechen, meine liebe Frau Claus," fiel der Professor ein und suchte eifrig unter einem seitwärts von ihm liegenden Haufen beschriebener Bogen; „Sie haben da einen ganz falschen Begriff von der Wärme — da — da hier," er hielt einen Bogen in den Schein der Lampe, und ohne sich weiter um die ihn mit stummer Verwunderung betrachtende Frau zu kümmern, las er laut vor: „Wenn zwei Körper aneinander gerieben oder gestoßen werden, so entsteht Wärme. Ebenso wird beim Drehen und Bohren, namentlich des Metalls, sehr viel Wärme entwickelt. Aber auch die im menschlichen Körper vorgehende chemische Zersetzung der Speisen ist eine Quelle der Wärme. Außerdem besitzt die Erde an und für sich eine gewisse Wärme — halt," fügte er hinzu, „hier kommen wir auf das Feld der Geognosie," und während er unter einem anderen Stoß Manuskripte einen neuen Bogen hervorsuchte, ließ Frau Claus, in ihrem breiten ehrlichen Gesicht den Ausdruck tiefen Erstaunens, sich auf einen mit Büchern bedeckten Stuhl nieder, vor sich den Teller haltend und die Blicke fest auf die schmalen Lippen ihres Mieters gerichtet. Je unverständlicher ihr das, was der alte Holunder vortrug, um so aufrichtiger war die Bewunderung, die sie seiner unglaublichen Weisheit zollte, und um so gespannter lauschte sie seinen Worten, damit keine Silbe ihr entgehe.

„Hier kommen wir also auf das Feld der Geognosie," wiederholte der Professor mit einer Erhabenheit, als befände er sich, anstatt vor seiner wunderlichen Wirtin, auf einem Lehrstuhl vor einem halben hundert angehender Geologen, „zunächst betrachten wir die Wärme mit Bezug auf die Bildung der Erdrinde." Er schlug mit der Rückseite der Hand auf das beschriebene Blatt und las: „Ursprünglich bewegte die Erde sich als eine glühende flüssige Masse im Weltraum einher. Die gasförmigen Körper bildeten die Atmosphäre, welche den Erdkern umgab, und zu ihr gesellten sich die Dämpfe aller flüchtigen Verbindungen, die bei jener Hitze nicht im festen oder flüssigen Zustande verharren konnten. Alle Meere waren noch Wasserdampf!"



Hier überließ Frau Claus das Balanzieren des Tellers allein ihren Knien, um die Hände vor lauter Ehrerbietung zu falten, Holunder aber fuhr mit wachsendem Eifer fort:

„Indem aber die Erde unablässig Wärme in den ewigen Weltraum ausstrahlte, mußte ihre Temperatur sich vermindern. Die schwer schmelzbaren chemischen Verbindungen, zum Beispiel kieselsaure Tonerde und Magnesia-Tonschiefer, begannen sich als feinblättrige Kristalle auszuscheiden und bei fortwährender Abkühlung — —"

Es klopfte wiederum. Holunder stieß ein verdrossenes „Herein!" aus. Frau Claus ergriff ihren Teller und erhob sich mit einem aus tiefer Brust emporgesandten: „Das ist großartig," und als beide sich der Tür zukehrten, stand die Zigeuner-Marianne vor ihnen.

„Ei, sieh da, Marianne," begrüßte sie der Professor mit unverkennbarer Freude. „Endlich wieder einmal."

„Endlich," versetzte Marianne eintönig, „und zwar um ein Stündchen zu rasten."

Sie reichte der Wirtin ein Körbchen mit Walderdbeeren. Obenauf lägen einige zierlich geschnitzte Tiere. „Etwas für die Kinder," sprach sie grämlich; „den Korb mögen Sie ebenfalls behalten — mein Sohn flicht solch Ding in einer halben Stunde."

Die biedere Hauswirtin war augenscheinlich an die gelegentlichen Besuche Mariannens gewöhnt, wie sie auch

wußte, daß ihr Mieter auf seinen Streifereien die Sandheide vielfach berührte, also Wohlgefallen an der Gesellschaft der als klug bekannten alten Frau fand. Sie säumte daher nur, bis sie ihren Dank ausgesprochen hatte, worauf sie sich entfernte, jedoch von der Tür aus zurückrief, daß es mit der Suppe nichts mehr sei und sie für etwas anderes sorgen wolle. Kaum waren ihre Schritte auf der Treppe verhallt, als Marianne dicht an den sie neugierig betrachtenden alten Forscher hintrat.

„Herr Holunder," sprach sie feierlich und ihre Stimme vorsichtig dämpfend, „Sie erraten, daß es keine nichtigen Ursachen sind, die mich so spät zu Ihnen führen."

„Gewiß, gewiß," antwortete Holunder mit lebhafter Unruhe, „aber setzen Sie sich, liebe Marianne," und den ihm zunächst stehenden Stuhl an der Lehne ergreifend, ließ er die ihn beschwerenden Bücher polternd zur Erde fallen, „hier, nehmen Sie Platz — Ihr plötzliches Erscheinen hat mich erschreckt; hoffentlich bringen Sie gute Nachrichten — ach, meine liebe Marianne, hier sehen Sie Berge von Manuskripten; eine Lebenszeit emsigen Schaffens ist in ihnen aufgespeichert; und dennoch, was bedeutet das gegenüber einer praktischen Nutzanwendung! Die Wissenschaft schreitet fort, und wer weiß, ob das, was ich mühsam zusammentrug, nicht längst von jüngeren Kräften überflügelt wurde? Ja, liebe Marianne, solche Gedanken sind schmerzlich, und um ihnen zu entgehen, muß ich mich immer wieder mit ganzer Seele meinem Lieblingsstudium hingeben und damit gleichsam die Besorgnis ersticken, daß ich umsonst gelebt haben könnte. Ein praktischer Erfolg würde mich zu einem anderen Menschen machen, das heißt, nicht des elenden Mammons wegen — pah, was soll ich mit Schätzen? — aber die Ehre, liebe Marianne, der Triumph der Theorien, die mich, natürlich an Ihrer Hand, zu den glänzendsten Resultaten führten! Ist es denn nicht möglich, endlich offen aufzutreten? Bedenken Sie, liebe Marianne, wir beide sind keine Kinder mehr; jeder Tag kann unser letzter sein, und da ich Ihre Bedingungen treulich erfüllte, nicht die kleinste Notiz

darüber niederschrieb, selbst die notwendigen Berechnungen jedesmal wieder vernichtete, so würde der Grabhügel, der sich über uns wölbt, auch unser Geheimnis bis in die Ewigkeit hinein undurchdringlich umhüllen."

So lange der alte Herr sprach und bald in klagendem, bald in beschwörendem Tone auf Marianne einzuwirken suchte, saß diese wie ein aus Holz gemeißeltes Gebilde da.

„Herr Holunder," begann sie, sobald dieser geendigt hatte, und ihr vernarbtes Antlitz wechselte flüchtig seine Farbe, „seit vielen Jahren ruht das Geheimnis zwischen uns beiden. Hätten wir es gleich preisgegeben, oder auch später, so wären alle mittelbar oder unmittelbar Beteiligten längst um die goldenen Früchte betrogen und bestohlen worden; und mehr noch, sie selbst hätten sie verschleudert, in den Staub getreten, und das durfte nicht geschehen. Die Träume, an die wir uns anklammerten, die Träume, die mich, das alte Zigeunerweib berechtigten, als tolle Wahrsagerin vor Leute hinzutreten, um sie zur Geduld zu mahnen, neue Hoffnungen in ihnen zu erwecken und fremde Eindringlinge zu verscheuchen, diese Träume, anstatt ihrer Verwirklichung entgegenzugehen, wären vernichtet worden. Doch was ich hoffte und erstrebte, was in Geduld zu erwarten ich andere, wenn auch nicht mit klaren Worten, beschwor, während mich selbst bange Erwartung folterte: mag es nah oder in ferner Zukunft liegen, wir dürfen nicht länger säumen, oder die Reservate gehen samt der Herrschaft in fremden Besitz über. Gelingt es mir nicht, den bereits eingeleiteten Handel durch andere Mittel zu hintertreiben, so müssen wir eine Karte ausspielen, vor der die Kauflustigen zurückschrecken, wogegen sie auf Herrn von Schroda und vor allen Dingen auf seine Tochter vielleicht belebend einwirkt."

„So wäre die Stunde gekommen?" fragte der Professor, und freudige Spannung ließ seine Worte nur als Flüstern an Mariannens Ohren dringen.

„Sie ist n i c h t gekommen," antwortete diese rauh, „aber die Verhältnisse gestalten sich, daß wir sie gewaltsam herbeiziehen müssen. Doch bevor wir zur Ausführung schreiten,

noch eine letzte Frage: Ist in der Tat keine Täuschung möglich?"

„Das fragen Sie?" fuhr Holunder mit jugendlichem Feuer auf, und indem er, seine Hände ineinander reibend, auf und ab zu wandeln begann, offenbarte er eine Zähigkeit der Sehnen und eine Rüstigkeit der Glieder, wie man sie kaum in dem schmächtigen Körper vermutet hätte. „Das fragen Sie?" wiederholte er leuchtenden Auges, „Sie, die Sie den Schlüssel in Händen halten, die Sie selbst —"

„So ist es gut," wehrte Marianne ferneren Kundgebungen, und ihre entstellten Züge wurden noch grämlicher.

„Es ist aber leider nicht unmöglich, daß man im entscheidenden Augenblick uns beide für verrückt erklärt und den Verkauf über unsere Köpfe hinweg auszuführen gedenkt. Wir müssen daher jemand zur Seite haben, auf dessen Treue wir bauen dürfen, der zugleich die Fähigkeit besitzt, unsere Angelegenheit dem schlauen Karg gegenüber nachdrücklich zu vertreten.

„Sie sind eine durch und durch praktische Frau," versetzte Holunder beinah zärtlich, „und wenn ich außerdem noch etwas an Ihnen bewundere, so ist's der eisenfeste Wille, den Sie so viele Jahre hindurch bewiesen haben. Ja, meine liebe Marianne, es gehört viel, sehr viel dazu, um einer derartigen Selbstverleugnung Lebenskraft zu verleihen und zu erhalten."

„Nicht so sehr viel," erwiderte Marianne mit einem herben Lächeln, „eine einzige Stunde ungetrübten Glückes, eine einzige Stunde jubelnden Entzückens, und das ist alles." Sie schüttelte sich leicht, als wäre Frösteln durch ihre Glieder geschlichen, dann nahm sie im leisen Geschäftstone das Gespräch wieder auf: „Wie viel Tage gebraucht ein Brief, um zu Händen des Herrn Assessors zu kommen?" fragte sie.

In Holunders Augen leuchtete es auf. „Mein Neffe, ja, das ist der Mann, den wir gebrauchen können," sprach er, „gewiß, gewiß, er und kein anderer — seine Stellung, seine Verbindung mit einflußreichen Leuten, und auch wohl in der Finanzwelt — gewiß, Marianne, an ihn will ich

schreiben, sogar auf der Stelle, wenn Sie es für ratsam halten; morgen früh geht der Brief ab, und innerhalb vierundzwanzig Stunden ist er in seinen Händen — meine Wirtsleute kennen seine Adresse."

„Wird er alles glauben, ich meine —" hob Marianne bedenklich an, als Holunder ihr lachend ins Wort fiel.

„Sie meinen, er selber könnte uns für verrückt halten?" fragte er darauf lächelnd, „nun ja, wunderbar genug erscheint ja alles, aber ich werde in meinem Bericht dafür sorgen, daß Zweifel keinen Raum finden."

„Und vorsichtig muß er sein," fügte Marianne hinzu, „er muß seine Leute ansehen, bevor er ihnen traut — Herr Holunder, am liebsten bliebe ich hier, während Sie den Bericht aufsetzen, denn ich habe so viele Jahre über alles nachgedacht, während Sie selbst nur Ihren Schriften lebten, daß ich manches besser wissen muß. Und da meine ich, wenn wir, bevor Sie es niederschreiben, jedesmal die einzelnen Umstände prüfen und besprechen, oder Sie lesen's mir vor, damit nichts vergessen werde. Und dann — soll ich jetzt noch hinauswandern nach der Sandheide, um von dort her in aller Frühe wieder aufzubrechen? 's ist also besser, ich bleibe, damit ich den Brief eigenhändig auf der Post abgebe —"

„Gut, gut, meine liebe Marianne," billigte Holunder, indem er seine Schreibmaterialien ordnete, „Sie sind eine scharfsinnige Frau, und bauen Sie auf Ihren Schlüssen wie bisher, soll auch fernerhin Ihr Rat allein maßgebend für mich sein."

Er suchte nach einer Feder. „Mein Gott, mein Gott, soll ich's denn wirklich erleben?" sprach er vor sich hin, und tiefe Bewegung spiegelte sich auf seinen gerunzelten Zügen.

„Sie sollen es erleben," bemerkte Marianne feierlich und offenbar gerührt durch den Eifer des alten Mannes, „möge nur alles zum Guten ausschlagen, nicht eine neue Täuschung sich zu den vielen gesellen, denen die Schrodas schon unterworfen gewesen." Sie erschauerte sichtbar. „Mir ist, als striche ich eine schöne Hoffnung aus meinem Leben," entwand es sich leise ihren schmalen Lippen, „eine dreißig-

jährige Hoffnung, indem ich diesen Schritt tue, und doch kann ich nicht anders, soll nicht alles verloren gehen."

Die Hauswirtin trat wieder ein, dieses Mal keine Suppe, sondern einige Butterbrote auf ihrem Teller.

Gern erklärte sie sich damit einverstanden, daß Marianne ihrem Mieter bis zum folgenden Morgen Gesellschaft leiste, zumal diese dafür bürgte, daß sie nicht abermals die Speisen vergeblich gebracht habe. Bald darauf herrschte Totenstille im Hause wie auf den Straßen. Ernst über seine Schreiberei geneigt saß Holunder. Aufmerksam verfolgten die Blicke der neben ihm sitzenden Zigeunerin die Bewegungen der über das Papier hineilenden Feder. Der Wächter meldete die Mitternachtsstunde, und noch immer schrieb Holunder, und noch immer überwachte ihn Marianne.

Der Tag graute, das frühe Licht des klaren Sommermorgens machte die Lampe überflüssig, ohne daß das eng befreundete Paar seine Beschäftigung unterbrochen hätte. Erst als das Gäßchen sich zu beleben begann, verließ Marianne die Wohnung des kahlköpfigen Professors. In der Hand trug sie einen großen Brief. „An den Herrn Gerichts-Assessor Thurow," lautete die Aufschrift. „Eigenhändig abzugeben", stand oben drüber.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Wüstenei. Frohes Wiedersehen.

Schon in der Frühe verabschiedete Wenzel sich von seinem Namensvetter, der ihm höflicherweise noch eine kurze Strecke das Geleit gegeben. Rüstig wanderte er über lachende Fluren und durch wohlbestandene Forsten; weiter über brache Felder, und durch Forsten, die das unverkennbare Gepräge der Vernachlässigung und der Mißwirtschaft trugen. Es war das Gebiet von Schroda. Mit Bedauern beobachtete Wenzel den sich überall kundgebenden Verfall. Waren

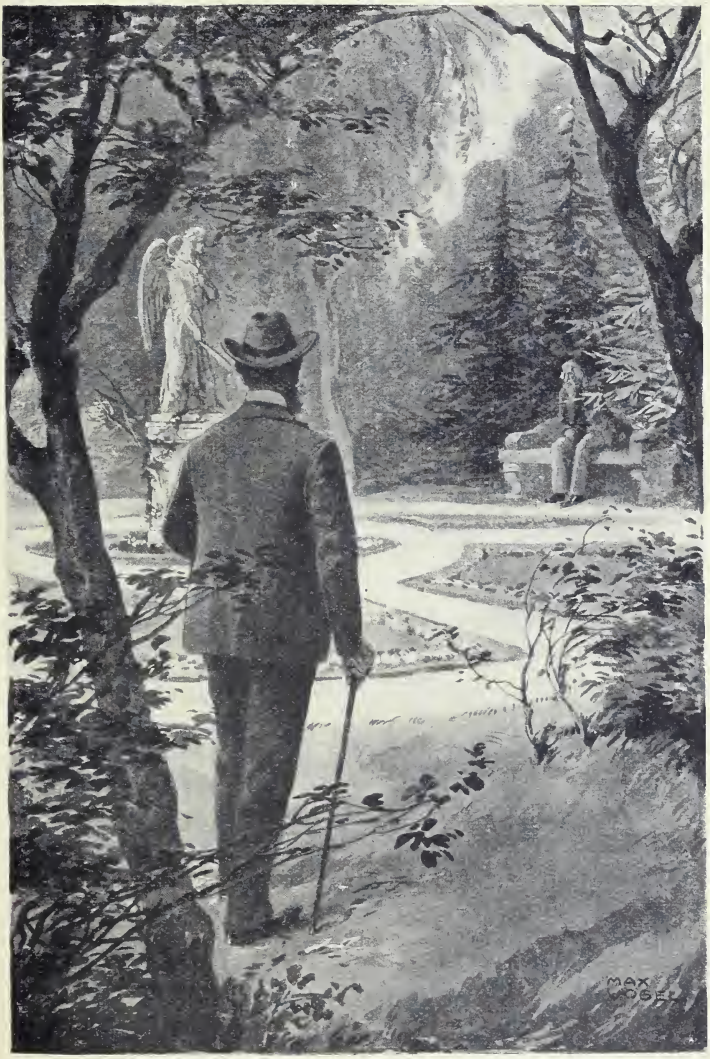
sie unfähig, ihr Eigentum für sich und andere nutzbringend zu verwalten, so mußten sie tatkräftigeren Menschen weichen. Was aus ihnen wurde, wen kümmerte das? Mochten sie der Vergessenheit anheimfallen, je schneller, um so besser für sie selbst.

Bald im kühlen Waldesschatten, bald im hellen Morgensonnenschein schritt Wenzel einher, und überall fand er etwas, das seine Blicke fesselte, seine Aufmerksamkeit in Spannung hielt. Er beachtete daher nicht, daß die Straße sich mehrfach teilte. Ob der Strandwenzel ihm riet, sich links oder rechts zu halten, hatte er vergessen. Er entsann sich nur, daß er ihn vor dem alten Herrenhause warnte, wo er Gefahr laufe, von dem menschenfeindlichen Besitzer wenig höflich fortgewiesen zu werden. Auf dem Wege, den er verfolgte, entdeckte er nur noch veraltete, im dichten Grase fast verschwindende Räderspuren. Auf der einen Seite zog sich ein breiter morastiger Graben hin. Reste einer alten Einfriedigung bezeichneten die Grenze des ihm von dem Strandwenzel beschriebenen Parkes. Mit wachsender Teilnahme betrachtete er die hundertjährigen Eichen, manche geborsten und durch Stürme ihrer Kronen beraubt. Der Weg beschrieb einen Bogen, und vor dem Wanderer dehnte sich eine Lichtung von mäßigem Umfange aus. Ein Kirchlein stand darauf, altersgrau und bis auf die schweren Mauern dem Verfall nahe. Angelehnt standen die beiden Flügel des Einganges; die Fensterrahmen mit den kleinen Scheiben hingen nur noch notdürftig in ihren Fugen. Seit vielen Jahren schien man das einsame Waldkirchlein vergessen zu haben, vergessen die Gräber und deren stille Bewohner unter den alten Linden und Trauerweiden. Einen langen Blick der Teilnahme sandte Wenzel nach dem kleinen Gotteshause hinüber, und weiter wanderte er über tauiges Gras an dem mit Schierlingsstauden, Schilf und Binsen fast ausgefüllten Graben hin, vorbei an den mit grünen Wasserlinsen bedeckten Pfützen, über denen Libellen ihr munteres Spiel trieben und ihre schillernden Gazeflügel den sich dorthin verirrenden Sonnenstrahlen darboten. Eine neue Biegung des

Grabens, noch einige hundert Schritte, und vor sich, jedoch im Park selbst, gewahrte er eine liebliche Stätte, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer verwilderten Umgebung stand. Eine idyllische Stätte, aber an Tod und Grab erinnernd. Edeltannen und Trauerweiden schlossen eine mit Blumenbeeten anmutig geschmückte Fläche ein. Schmale, mit Kies bestreute Pfade endigten in Sternform vor einem runden Beet in der Mitte. Auf diesem stand ein teilweise mit Efeu überwuchertes Postament von Sandstein, überragt von einem marmornen Todesengel, der trauernd die erlöschende Fackel senkte. Unwillkürlich blieb Wenzel stehen, und bis hart an den Graben vortretend, betrachtete er sinnend den einsamen Platz. Ein dürres Zweiglein knackte unter seinem Fuß. Er achtete nicht darauf; denn sein Auge hing gebannt an einer Marmorbank, die nicht leer zu sein schien, und schärfer hinüberschauend erkannte er zwischen den immergrünen Zweigen hindurch die Gestalt eines Mannes, der durch das Brechen des dürren Holzes aus seinen Träumereien aufgeschreckt worden war. Bedauernd, jemand, der dort vielleicht einem teuren Verstorbenen seine Betrachtungen weihte, gestört zu haben, trat Wenzel zurück, als der Oberkörper eines hinfälligen Greises sich nach vorn neigte und ein tief gefurchtes bleiches Antlitz, umwallt von dünnem weißem Gelock, sichtbar wurde. Höflich lüftete Wenzel seinen Hut.

„Der alte Herr von Schroda, der Letzte seines Stammes," dachte Wenzel, und entfernte sich leise. Nach einer Weile sah er zurück. Die Bank war mehr in seinen Gesichtskreis getreten. In sich zusammengesunken und das Haupt tief auf die Brust geneigt, schien der alte Mann den Störer seiner Ruhe samt der ganzen übrigen Welt vergessen zu haben. Als hätte der Anblick des trauernden Greises ihn selbst zu wehmütigen Betrachtungen angeregt, verfolgte Wenzel langsam seinen Weg. Meinte er doch überall, wohin er seine Blicke richtete, dem Ausdruck einer tiefen Melancholie zu begegnen.

Wiederum eine Biegung des Weges, und vor ihm öffnete



Und schärfer hinschauend, erkannte er zwischen den immergrünen Zweigen hindurch die Gestalt eines Mannes. (S. 240.)

sich eine umfangreiche Lichtung. Mauerwerk schimmerte zwischen Bäumen und Buschwerk hindurch, und gleich darauf befand er sich angesichts des Herrenhauses und der Ruine. Auf einer Erhöhung des durch überwucherten Schutt unebenen Bodens blieb er stehen, und träumerisch blickte er über die in düsterer Ruhe daliegende Szenerie. Das Herrenhaus mit dem spitzen Ziegeldach und den unregelmäßigen Fensterreihen fesselte seine Aufmerksamkeit nicht minder, als die noch wohl erhaltene Burgruine. Im Einklange mit den verwitterten Baulichkeiten stand deren Umgebung, und wer dazu auserkoren war, jahraus jahrein hier inmitten von Schutt und Trümmern zu hausen, mußte ja allmählich die düstere Stimmung der Umgebung zu der seinigen machen und menschenfeindlich werden wie die Schierlingsstauden und die vor seinen Augen zur üppigen Blüte sich erschließende Belladonna. Sogar Wenzel war einem derartigen Eindruck unterworfen. Er kam aus einem Lande, in dem mittelalterliche Erinnerungszeichen fremd, und doch meinte er, eine ähnliche Szenerie schon früher gesehen zu haben. Das Herrenhaus mit dem verwitterten und abbröckelnden Kalkputz erschien ihm nicht unbekannt; fast vertraut erschien ihm der efeuumrankte Turm. Hatte er vielleicht Schilderungen ähnlicher Stätten gelesen? Hatten andere ihm von der fernen Heimat erzählt? Nein; die Formen hätte man wohl vor seine Phantasie hinzaubern können, allein die Farben, die Farben, das war es, was sein Auge wie befreundet berührte — und Farben und Formen in ihrer Vereinigung, konnten sie sich dem Gedächtnis eines dreijährigen Kindes so fest eingeprägt haben, daß beim erneuten Anblick die in beinahe dreißigjährigen Scheintod versenkte Erinnerung sich wieder regte? Wer lebte noch, daß er ihm Aufklärung über solche rätselhafte Empfindungen erteilen könnte? Sinnend schritt er dem nächsten Pfade zu, der um das Herrenhaus herumführte. Als er sich dem alten Gebäude näherte, wurde eine Tür geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien eine Dame mit rötlichem Haar und in einfachem schwarzen Kleide. Trotz der ihn von ihr tren-

nenden Entfernung erkannte Wenzel, daß ihr Antlitz bleich und von einer ernsten Schönheit war. Ehrerbietig grüßte er. In dem gleichen Augenblick trat die Dame, wie erschrocken über die Nähe eines Fremden, ins Haus zurück und schloß die Tür hinter sich. Um Wenzels Lippen zuckte ein bitteres Lächeln.

„Wird mir im Schloß kein anderer Empfang zuteil, als hier, dann hätte ich besser getan, die Scott-Bluffs nie zu verlassen," sprach er in Gedanken, und da keine Hofeinfriedigung ihn hinderte, schritt er um das Herrenhaus herum. Mächtige Ulmen beschatteten den ungeschorenen Rasen hinter dem Hause. Träumerisch einhergehend, vernahm er plötzlich schwere Schritte. Als er sich danach umkehrte, gewahrte er einen alten Mann mit unförmlich großem, weißem Schnurrbart und in der abgetragenen Livree eines Hausdieners.

„Der Herr haben den Weg verfehlt," tönte es mürrisch zwischen den beiden riesenhaften Schnurrbarthälften hervor, während die von langen weißen Brauen beschatteten Augen sich durchdringend und sichtbar erstaunt auf Wenzels Antlitz richteten. „Sie befinden sich auf dem Eigentum des Herrn von Schroda, der es ungern sieht, wenn man es als dem öffentlichen Verkehr eingeräumt betrachtet."

„Ich verirrte mich in der Tat," antwortete Wenzel mit Achtung vor der würdigen Erscheinung des alten Mannes, „und ich schlug diese Richtung ein, weil ich nirgends eine mich hindernde Grenze entdeckte. Ich beabsichtige, nach dem Schloß Schroda zu gehen, und glaubte, durch den Park am schnellsten dorthin zu gelangen."

„Auch der Park ist Privateigentum," versetzte der greise Diener, fortgesetzt mit eigentümlicher Spannung in Wenzels Augen schauend, „allein ich will dem Herrn einen Umweg sparen," und er schritt nach einer Stelle des Grabens hin, wo ein Balken, auf der einen Seite mit einem Geländer versehen, die beiden Ufer miteinander verband. „Wir leben hier ziemlich einsam," nahm der alte Mann das Gespräch wieder auf, „und da entwöhnt man sich leicht vom Anblick fremder Menschen."

„Wohl begreife ich das," erwiderte Wenzel, „und glauben Sie mir, hätte ich irgendwo eine Grenze entdeckt, ich würde sie geachtet haben."

Er schritt über den Steg. Auf dem jenseitigen Ufer drehte er sich um. Der greise Diener war zurückgeblieben.

„So werden Sie die Güte haben, den Weg zur rechten Hand einzuschlagen," rief der Alte ihm nach, „nicht den linken, auf ihm würden Sie das Schloß nie erreichen."

Wenzel dankte freundlich und bog in den ihm bezeichneten Pfad ein. Nach einem Weilchen schaute er zurück. Der alte Mann stand noch immer vor dem Stege, kehrte sich aber bei seiner Bewegung ab und schritt kopfschüttelnd nach dem Herrenhause hinüber.

„Wunderliche Menschen," dachte Wenzel, indem er dem gewundenen Pfade in der Mitte eines mit Gras überwucherten breiteren Weges nachfolgte; dann nahm die Umgebung seine ungeteilte Aufmerksamkeit wieder in Anspruch. Die Sonne stand schon ziemlich hoch und sandte hin und wieder zwischen den Baumwipfeln hindurch ihre Strahlen zu ihm nieder. Im Schatten hatte sie dagegen die tauige Kühle noch nicht verdrängt. Geist und Herz erquickend wirkte die feuchte Atmosphäre, wirkte der Anblick der Waldriesen mit ihren Moosflechten und den von ihren Zweigen niederhängenden Schmarotzerpflanzen. Er gedachte des bevorstehenden Wiedersehens mit dem Schwesternpaar, und stürmischer kreiste das Blut in seinen Adern. Er meinte, daß die Ungewißheit über den Empfang seiner Erregung zugrunde liege, und wiederum suchte er seine Gedanken anderen Dingen abzuwenden. So verrann Minute auf Minute, und an einer alten, trüb verfallenen Einsiedelei vorüber, drang er tiefer in den Park ein. Gras und Moos, das ungehindert auf dem Pfade wucherte, dämpfte seine Schritte. Er vernahm daher auch nicht, daß ihm jemand entgegenkam, wie seine eigenen Bewegungen auf der anderen Seite gleichfalls nicht bemerkt wurden. Erst als ein heller Sommerhut hinter dem in den Weg hineinragenden Gebüsch flüchtig auftauchte und wieder verschwand, blieb er stehen. Es er-

griff ihn die Besorgnis, wieder einem Mitgliede der menschenscheuen Familie des Herrenhauses zu begegnen, als plötzlich die Gestalt um das Gebüsch herumbog und er Agathe Eichwerder, die liebliche Agathe, erkannte.

Obwohl auf eine baldige Begegnung vorbereitet, schien er jetzt die Wirklichkeit nicht fassen zu können, so daß Agathe, sichtbar ernsten Gedanken hingegeben, sich ihm bis auf wenige Schritte näherte, bevor sie seiner ansichtig wurde. Ihr erster Blick belehrte sie über die Anwesenheit eines fremden Mannes, und bestürzt zögerte sie. Dann aber kam ein Freudenruf über ihre Lippen, und tiefer färbte sich ihr süßes Antlitz, indem sie ohne Scheu und mit dem Vertrauen eines Kindes dem auf sie Zueilenden beide Hände entgegenstreckte.

„Wer hätte das geahnt!" sprach sie mit ungeheuchelter Freude, daß es Wenzel wie ein nie gekannter, süßer Schauer durchrieselte, „wir glaubten Sie fern, hatten die Hoffnung auf ein Wiedersehen gänzlich aufgegeben, und nun muß ich Ihnen *hier* begegnen, und sicher auf dem Wege —" sie stockte, und wie durch den Ausdruck erwachender Glut in Wenzels Augen geängstigt, zog sie, noch tiefer errötend, ihre Hände zurück.

„Auf dem Wege zu Ihnen und den Ihrigen," vervollständigte Wenzel Agathens Bemerkung, „und hier sehen wir uns wieder, hier ist es mir vergönnt, eine Bekanntschaft zu erneuern, deren Anfang in Kalifornien liegt, die in den Scott-Bluffs bestätigt und zugleich durch mißliche Umstände jäh abgebrochen wurde."

Er trat an Agathens Seite, mit ihr den Weg zurück nach dem Herrenhause einschlagend.

„Wie erfuhren Sie unser Reiseziel?" hob Agathe noch immer freudig erregt an, „ich errate — meine Schwester — das gedankenlose Einschneiden der Namen" — mit anmutiger, sie zauberisch kleidender Verwirrung brach sie ab.

„Und wie danke ich es Fräulein Stephanie," nahm Wenzel schnell wieder das Wort, um Agathens sichtbare Verlegenheit zu endigen, „wie danke ich ihr für die Erleichterung, das im fernen Westen gewechselte ‚Auf Wiedersehen'

zu verwirklichen." Er sah einige Augenblicke ins Leere, wie um sich die Genannte zu vergegenwärtigen, und lebhaft fuhr er fort: „Nur ein sinniges, den heimlichen Wünschen anderer freundlich Rechnung tragendes Gemüt konnte auf ein solches Mittel verfallen. Ich aber? Was soll ich sagen? Mir galten die in das Glas eingeschnittenen Schriftzüge als Leitstern, dem zu folgen einen unbeschreiblichen Reiz für mich barg."

„Aber es lag ohnehin in Ihrer Absicht, Europa zu besuchen?" fragte Agathe ablenkend.

„Die Absicht hegte ich seit einer Reihe von Jahren," bestätigte Wenzel, „ob ich sie aber ohne jene mich leitenden Zeichen schon jetzt ausgeführt hätte, ist mehr als zweifelhaft. Doch der Zweck, zu dem Ihr Vater damals die winterliche Reise durch die Steppen unternahm, ist Ihnen heute kein Geheimnis mehr? Wie ich erfuhr, handelt es sich um den Ankauf der Herrschaft Schroda?"

„Er will sich in der Tat hier ankaufen," gestand Agathe zu, und einen freundlichen Blick sandte sie zu den nächsten Baumkronen empor, wie um mit ihnen ein dauerndes Freundschaftsbündnis zu knüpfen. Dann breitete sich Trauer über ihr gutes Antlitz aus, indem sie weiter ausführte: „Ja, der Kauf war bereits geschlossen, und mit innigster Freude erfüllte es uns alle, nach dem langen Umherirren in der Welt endlich auf einem schönen Landsitz zur Ruhe zu gelangen. Ob unsere Wünsche sich aber erfüllen werden, ist zur Stunde sehr in Frage gestellt. Und geschähe es, so wüßte ich nicht, ob meine Freude hinfort eine ungetrübte bleiben würde."

„Gewiß würde es viel Zeit, viel Geduld und Mühe erfordern, die gänzlich verfallene Besitzung wieder in eine behagliche Heimstätte umzuwandeln," versetzte Wenzel, Agathens Bemerkung in dem einzigen ihm denkbaren Sinne deutend; „aber Herr Eichwerder ist der Mann dazu, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen."

„Nein, nein," entgegnete Agathe offenherzig, „nicht der Anblick eines traurigen Verfalls ist es, der mich mutlos

stimmt — liegt doch ein hoher Reiz darin, dem Untergange Geweihtes neu zu beleben — nein, anderes droht die Pläne meines Vaters störend zu durchkreuzen. Dieser Park, eine Hauptzierde der Besitzung, soll uns entzogen bleiben, es sei denn, mein Vater gäbe seine Einwilligung dazu, den jetzigen Besitzer gewissermaßen gewaltsam von der Wiege seines Geschlechtes zu vertreiben, und dazu wird er sich nie verstehen."

„Er findet gewiß Mittel, Herrn von Schroda seinen Plänen günstig zu stimmen," meinte Wenzel zuversichtlich.

„Glauben Sie das nicht," erwiderte Agathe ernst. „Herr von Schroda hat ausdrücklich erklärt, unter keinerlei Bedingung seine letzten Ansprüche aufzugeben. Und wer möchte es ihm verdenken? Liegt doch etwas unsäglich Rührendes in dieser Anhänglichkeit an die seit Hunderten von Jahren angestammte Scholle."

„Er könnte aber gezwungen werden?"

„Derartiges entnahm ich einem Gespräch meines Vaters mit unserem Rechtsbeistand. Allein ich wiederhole, mein Vater würde nie dulden, daß ein grausamer Druck auf die ohnehin schon unglückliche Familie ausgeübt werde, lieber entsagte er dem Besitz ganz."

„Ein anderer Käufer würde weniger rücksichtsvoll sein," bemerkte Wenzel lächelnd; die Wendung, die das Gespräch mit seiner lieblichen Begleiterin unmittelbar nach dem ersten Wiedersehen genommen hatte, ergötzte ihn.

„Ja, das sind auch unsere Bedenken," erklärte Agathe eifrig, „allein die dürfen nicht maßgebend für uns sein. Und käme der Kauf wirklich zustande, so hätte ich doch keine Ruhe, so lange auch nur ein Auge hier neidisch, sogar unversöhnlich auf uns blickte; und daß solches geschieht, dafür erhielten wir bereits die untrüglichsten Beweise."

„Von den Dienstleuten der alten Herrschaft?"

„Unmittelbar von den Dienstleuten nicht," erläuterte Agathe, dann zu Wenzel emporschauend, fragte sie mit einem sie wunderbar kleidenden Erröten: „Glauben Sie an Omen oder Ahnungen?"

Wenzel lachte, indem er in die redlichen blauen Augen schaute.

„Das klingt fast, als hätten Sie hier ähnliche Erfahrungen gesammelt, wie einst in den Scott-Bluffs?" bemerkte er heiter.

„Ähnliche Erfahrungen," gab Agathe mit lieblicher Befangenheit zu, „oder wie wollen Sie es nennen, wenn in den ersten Tagen unseres Verweilens auf dem Schlosse nicht nur eine alte Weissagung aus dem vorigen Jahrhundert mir in die Hände fällt, sondern auch eine Art Sibylle vor mich hintritt, mich und die Meinigen warnend, sogar mit Verderben bedrohend, wenn wir die Herrschaft Schroda zu unserem Eigentum machen?"

„Vielleicht eine Irre, wie die Oglala-Frau?"

„Keine Irre; höchstens ist sie überspannt. Diese Überspanntheit aber ist unstreitig aus einer rührenden, ich möchte sagen fanatischen Anhänglichkeit an die Familie Schroda hervorgegangen."

Sich langsam einherbewegend, waren sie bis in die Nähe der Eremitage gelangt. Sobald Agathe ihrer ansichtig wurde, blieb sie stehen, und ohne eine Erwiderung Wenzels abzuwarten, bemerkte sie mit gedämpfter Stimme: „Hier ist die Einsiedelei. Diese seltsame Frau bat mich heute in ihrer geheimnisvollen Weise um eine Zusammenkunft. Ich weiß nicht, ob ich in ihrem Sinne handle, wenn ich in Begleitung komme. Es war ihr Wunsch, sogar ihre Bedingung, keine Zeugen mitzubringen."

„So dürfen Sie nicht von der erhaltenen Vorschrift abweichen, oder Sie brechen den Zauber," versetzte Wenzel scherzhaft, fügte aber ernster hinzu: „Und dennoch erscheint es mir kaum ratsam, sich mit einer unbekannten Person auf einen Ihnen fremden Boden zu begeben."

Agathe wurde nachdenklich. Bevor sie aber zu antworten vermochte, trat Marianne hinter der Einsiedelei hervor in den Weg hinein.

„Es ist zu spät," flüsterte das Mädchen ihrem Begleiter zu, „sie hat uns gesehen — das ist sie."

„So haben wir das beste davon zu machen," versetzte Wenzel ermutigend, indem er Agathe den Arm bot, „und ich entdecke wirklich keinen Grund, sie zu fürchten oder Scheu zu verraten. Besteht sie darauf — und seltsam genug erscheint sie — ohne Zeugen mit Ihnen zu verkehren, so hindert mich nichts, in Hörweite von Ihnen zu bleiben."

Als sie vor Marianne eintrafen, hatte diese sich immer noch nicht von der Stelle gerührt. Ihre düsteren Augen hielt sie starr auf Wenzel gerichtet und schien bis in seine Seele hineinspähen zu wollen. Sogar den freundlichen Gruß der Nahenden ließ sie außer acht. Agathe, einen peinlichen Ausbruch ihres Mißmutes fürchtend, suchte sie zu besänftigen.

„Ich traf einen Bekannten hier im Park," sprach sie in ihrer lieben, herzgewinnenden Weise, „wir gingen eine Strecke zusammen; wünschen Sie es, so wird er zurückbleiben. Ziehen Sie dagegen vor, unsere Zusammenkunft auf einen anderen Tag zu verlegen, so bin ich auch dazu gern bereit."

In dem Tone, in dem Agathe die letzten Worte sprach, offenbarte sich unzweideutig, daß sie das eingehen auf ihren letzten Vorschlag lieber gesehen hätte. Doch Marianne schien ihre Erklärung nicht gehört zu haben.

Endlich schöpfte sie tief Atem.

„Das ist nicht der Herr, der in Gesellschaft der um Schroda feilschenden Familie eingetroffen ist," sprach sie halblaut, wie zu sich selbst.

„Nein, der nicht," antwortete Agathe, schmerzlich berührt durch die anscheinend wiederum zutage tretende Gehässigkeit, „dagegen ein Bekannter, sogar ein sehr lieber Freund, der unser Vertrauen besitzt und nicht verdient, daß man ihm unfreundlich begegnet."

„Ein sehr lieber Freund," wiederholte Marianne träumerisch, dann ergriff sie aufs neue eine leidenschaftliche Erregung. „Und ist er ein sehr lieber Freund, der Fremde," sprach sie hastig, „warum wohnt er nicht bei Ihnen im Schloß, wohin er gehört? Warum ißt er nicht das Brot

des Mannes, der es verstanden hat, die Herrschaft Schroda Stück für Stück an sich zu reißen? Aber ich begreife, es soll nicht sein, er soll nicht an dem Tische eines Mannes sitzen, der für die Bewirtung seiner Gäste mit Blutgeld zahlt."

„Ich ahne nicht, gegen wen diese Anklagen gerichtet sind, und mit welchem Recht," suchte Wenzel zu vermitteln, „führt mich indessen mein Weg nach dem Schloß, so bin ich der Gast nur meines Freundes, des Vaters dieser jungen Dame."

„Wer hörte je, daß man unter dem Dache fremder Leute Gastfreundschaft übt?" versetzte Marianne, und schärfer wurde ihr auf Wenzel gerichteter Blick, schärfer wurden ihre vernarbten Züge. „Gott segne Sie für solch gutes Wort. Aber einen sehr lieben Freund nennt man beim Namen, um ihn auch von anderen ausgesprochen zu hören."

„Wenzel heiße ich," antwortete dieser auf die mittelbare Frage, „und viel Gelegenheit und Glück muß mir geboten werden, soll ich in der Tat den Namen eines lieben Freundes verdienen."

„Wenzel," wiederholte Marianne sichtbar enttäuscht, dann aber flammte es wieder in ihren Augen auf. „Und warum nicht Wenzel?" fuhr sie fort, „wer ist verantwortlich für den Namen, der ihm im Kindesalter beigelegt wurde? Also Wenzel," und ein wildes Lächeln entstellte ihre vernarbten Züge noch mehr; „nun ja, ich kenne einen Wenzel, drüben auf den Dünen haust er, und er ist der letzte, den ich zu meinen Freunden zählen möchte."

„Sie tun ihm unrecht," erklärte Wenzel, „ich verbrachte die letzte Nacht in seiner Hütte und lernte ihn als einen rauhen, jedoch gefälligen Mann kennen."

„In seiner Hütte?" fragte Marianne, wie ihren Ohren nicht trauend, „woher kamen Sie, daß Sie kein anderes Obdach fanden, als bei dem Strandwenzel?"

Wenzel verständigte Agathe durch einen Blick, daß er das Gespräch als ein durchaus harmloses betrachte, und kehrte sich Mariannen wieder zu.

„Von weit, von sehr weit komme ich her," sprach er,

„von der anderen Seite des Weltmeeres. Ich komme aus Amerika."

„Aus Amerika," lispelte Marianne. Dann schien körperliche Schwäche sie zu übermannen. Sie neigte das Haupt, und als hätten die Füße ihren Dienst versagt, setzte sie sich

auf den Rasen der erhöhten Wegeinfassung nieder, das Gesicht in die auf ihren Knien ruhenden Hände bergend.

Agathe sah ängstlich auf ihren Begleiter.

„Ich möchte ungern mit ihr allein bleiben," flüsterte sie ihm zu.

Wenzel nickte billigend.

„Können wir etwas für Sie tun, gute Frau?" fragte er, sich Mariannen freundlich zuneigend.

„Für mich will er etwas tun," murmelte diese vor sich

hin, „ha, wie das klingt!“ und schwerfällig stand sie auf, ihr erschlafftes und abgespanntes Gesicht Agathen zukehrend. „Gott segne Sie, liebes Kind, denn Ihnen verdanke ich, daß ich noch einmal solche Worte aus solchem Munde höre. Ja, Sie können etwas für mich tun; Sie können mich begleiten, damit ich Ihnen zeige, weshalb Ihr Vater den armen alten Mann nicht von seiner letzten Zufluchtsstätte vertreiben darf. Sie sollen sehen und hören, was keinem anderen Menschen vergönnt ist. Ja, Sie sollen mich begleiten, und er, den Sie Ihren lieben Freund nannten, mag Ihnen zur Seite bleiben, damit Sie sich unter einem Schutz befinden, unter dem auf diesem Grund und Boden niemand Ihnen ein Haar zu krümmen wagt. Dort liegt unser Ziel,“ und sie wies in der Richtung nach dem Herrenhause hinüber, „aber Zeit dürfen wir nicht verlieren, oder die gute Stunde geht vorüber, und wer weiß, wann eine andere schlägt.“ Sie trat in die Eremitage ein und kehrte mit einem Körbchen voll Erdbeeren zurück, das ihr Sohn für die in der Frühe Heimkehrende bereit gehalten hatte, und ohne Säumen schlug sie den Weg nach dem Herrenhause ein. Wenzel bot Agathe den Arm. Durch einen Blick hatten sie sich verständigt, der seltsamen Frau zu folgen, die in aufrechter Haltung und mit entschlossenem Wesen vor ihnen einherging.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Frühmahl. Das Haus des Feindes.

In dem altertümlichen Rittersaal des Herrenhauses saß Herr von Schroda vor einer schweren eichenen Tafel, auf die ein von den Händen Ottiliens bereitetes Mahl aufgetragen worden war. Das Porzellan rührte offenbar aus besseren Tagen her, zeigte indessen eine gewisse ärmliche Mannigfaltigkeit. Als Schmuck der verwitterten Kalkwände diente eine Anzahl von der Zeit geschwärzter Porträts in erblindeten Goldrahmen.

Ottilie saß neben ihrem Vater, mit liebevoller Zuvor-

kommenheit dessen unsichere Bewegungen überwachend. Hinfällig erschien die Greisengestalt in dem abgetragenen Hausanzuge. Auf dem dünn behaarten Haupte trug er zur Schonung der trüben Augen eine langschirmige Mütze.

Der Anfang des Mahles war schweigend verlaufen. Nur hin und wieder ertönte Ottiliens freundliche Stimme, indem sie ihrem Vater vorlegte oder nach seinen Wünschen fragte, worauf gewöhnlich eine verdrossene Ablehnung folgte. Das Geräusch von Schritten auf dem Flurgange veranlaßte Herrn von Schroda aufzuschauen.

„Sogar hier zwischen Schutt und Moder bleibt man nicht ungestört," sprach er vorwurfsvoll.

„Es kann nur Marianne sein," erklärte Ottilie sanft, „sie kommt und geht, wie ein guter Hausgeist."

„Von der Parkgrenze aus sah ich einen Menschen vorüberziehen," fuhr Herr von Schroda in demselben unzufriedenen Tone fort, „er betrachtete mich neugierig und verfolgte den Weg hierher."

„Vielleicht ein Fremder, der die Ruinen in Augenschein zu nehmen wünschte," begütigte Ottilie.

„Müssen denn die Menschen diesen letzten mir gebliebenen Winkel als Gemeingut betrachten?" zürnte der alte Herr.

Die Schritte waren verstummt, dagegen klopfte es an ein kleines Fenster, das mit dem davor angebrachten Klapptisch ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, das Herbeischaffen der Speisen zu ermöglichen, ohne daß der Aufwärter die Halle zu betreten brauchte. Sprenkel trat vor das Fenster hin, das von außen geöffnet wurde. Schweigend stützte er die bewegliche Tischplatte empor, worauf Marianne ihr Körbchen mit den Erdbeeren vor ihn hinschob. Dem Körbchen nach folgte ein in Schweinsleder gebundenes Buch, dasselbe, das Agathe ihr in dem Bibliothekzimmer des Schlosses eingehändigt und das sie seitdem auf ihrem Körper verborgen mit sich herumgetragen hatte.

Bedachtsam schlug sie den Deckel zurück, und auf die vergilbte Schrift weisend, raunte sie Sprenkel zu:

„Legen Sie das Buch vor den Herrn hin und zeigen Sie ihm dies. Sagen Sie, ich hätt's gefunden; er möge es lesen, sich selbst zum Trost und Fräulein Ottilie zur Freude."

Sprenkel nickte zustimmend. Dann schüttete er die Erdbeeren auf eine Schüssel, und nachdem er diese auf den Tisch gestellt hatte, holte er das Buch.

Ottilie sandte einen dankenden Blick nach dem Fenster hinüber, das von Mariannens Erscheinung beinahe ausgefüllt wurde. Neben dieser aber und seitwärts an die Wand geschmiegt, standen Agathe und Wenzel, gespannt auf die Gelegenheit harrend, ebenfalls einen Blick in die Halle zu werfen.

„Erdbeeren," sprach Herr von Schroda, „die Marianne denkt wenigstens noch an uns. Ich habe Lust, ihr die Sandheide zu schenken, um sie nach meinem Tode nicht in die Hände der Aasgeier fallen zu lassen. Doch was soll sie damit? Die ganze Sandheide ist nicht so viel wert wie diese Erdbeeren."

„Für Marianne hätte sie allerdings keinen Wert," bestätigte Ottilie, „eher für andere, die ihr Besitztum abzurunden wünschen —"

„Verschone mich mit solchen Andeutungen," fiel Herr von Schroda unmutig ein, „andere brauchen ihr Besitztum überhaupt nicht abzurunden; so lange ich lebe, sollen sie wenigstens vergeblich darauf harren, daß ich auch nur einen Fuß breit Landes noch an sie abtrete."

Ehrerbietig hatte Sprenkel auf das Ende des Zornausbruches seines Herrn gewartet. Er wußte ebensogut, wie Ottilie, daß das einzige Mittel zu seiner Beruhigung war, ihn ungestört aussprechen zu lassen.

„Von Mariannen," bemerkte er, sobald er gewahrte, daß des alten Herrn Blicke sich befremdet auf das Buch richteten, „sie brachte es —"

„Aus dem Schloß?" fuhr Herr von Schroda auf, „ich will es nicht sehen!"

„Entschuldigen der gnädige Herr," erlaubte Sprenkel

sich einzuwenden, „ich soll von der Marianne bestellen, der gnädige Herr möchte das Buch lesen, sich selbst zum Trost und dem gnädigen Fräulein zur Freude."

„So, sagte sie das," versetzte Herr von Schroda milder, „nun, 's wird wieder eine ihrer Schrullen sein — aber laß sehen," und die Unterschrift betrachtend, sprach er, indem er die Mütze achtungsvoll von seinem Haupte entfernte: „Ottilie von Schroda. Deine Ahne, meine Tochter, und was die einst niederschrieb, davon wollen wir gebührend Kenntnis nehmen." Dann las er die alte Weissagung vor. Feierlicher wurde seine Stimme, indem er sich mit ihrem Inhalte vertraut machte. Als er aber die Stelle erreichte, wo es hieß: „Mit der Übersiedelung in das Schloß wird das Unglück seinen Anfang nehmen. Die Geister der Verstorbenen, gewohnt, in dem Herrenhause über ihre Nachkommen zu wachen, sie ziehen nicht mit. Sie bleiben da, wo sie sich im Leben wie im Tode glücklich fühlten. Sie bleiben zurück, um auf diejenigen zu warten, welche dereinst aus dem Schlosse verstoßen werden und dann ihre Zuflucht wieder in den alten Räumen des Herrenhauses suchen —" da wurde seine Stimme lauter und gewann an Umfang.

Doch bevor er den, einen Segen enthaltenden Schluß begann, schienen seine Kräfte erschöpft zu sein. Das Haupt neigte er auf die Brust, während eine leichte Röte sich bis zu seinen Schläfen hinaufstahl.

Endlich richtete der alte Herr sein Haupt wieder empor, für Ottilie das Zeichen, ein neues Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Flüchtig sah sie nach dem Fenster hinüber, wie um ihre Worte zugleich an Marianne zu richten.

„Es wäre besser gewesen, Marianne hätte das Buch für sich behalten, anstatt durch das Hinweisen auf die Anschauungen vergangener Jahrhunderte deine Stimmung zu trüben," sagte sie bedacht.

„Ist nicht eingetroffen, was jene ehrwürdige Frau ahnungsvoll unter diesem Dache niederschrieb?" fragte der alte Herr matt und sichtbar leidend unter dem Bewußtsein des Verfalls seines Hauses. „Ist der Stern von Schroda

nicht erblichen, tiefer und tiefer hinabgesunken, bis wir endlich in der Tat wieder Zuflucht hier in der Wiege unseres Geschlechts suchten? Und hier, wo ich mich heimisch fühle, will man mich ebenfalls nicht länger dulden? In die Welt will man mich hinausstoßen, mir nicht gönnen, auf der Stätte meine Augen zu schließen, auf der die ersten Schrodas das Licht der Welt erblickten?" Heftig schlug er das Buch zu. „Nein," fuhr er mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort, „keine Macht der Erde soll mich lebendig von hier fortschaffen, und müßte ich mein Haus in eine Festung verwandeln."

Er begann zu essen, legte aber Messer und Gabel sogleich wieder zur Seite.

„Sprenkel, fülle die Gläser mit unserem Besten!" rief er, sich stolz emporrichtend, aus; „fülle sie mit dem Wasser, wie keins klarer und erfrischender in der Welt gefunden wird!"

Sprenkel tat, wie ihm geheißen war. Der alte Herr ergriff sein Glas; Ottilie, seinen Ideen stets bereitwillig huldigend, nahm das ihrige, und hell klangen sie aneinander.

„Einen Gruß der ehrwürdigen Ottilie von Schroda," sprach der alte Herr feierlich; „möge, wenn der letzte Schroda sich erst in seiner Gruft schlafen gelegt hat, der Name von der Erde verschwinden, damit kein fremder Eindringling sich rühme, auf Schroda mit den Talern in seiner Tasche zu klingeln."

Er leerte sein Glas; auch Ottilie trank, und da sie ihren Vater nunmehr für zugänglicher hielt, nahm sie wieder freundlich das Wort.

„Wohl ist es schön," begann sie, „eine Vergangenheit, die über Jahrhunderte hinwegreicht, pietätvoll zu pflegen; allein dabei das notwendigste, sogar das von der Natur streng gebotene gänzlich außer acht zu lassen, nein, das widerspricht allen menschlichen und göttlichen Gesetzen."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der alte Herr, und in seinen Augen leuchtete es wieder wie erwachender Zorn.

„Ich denke nicht an mich," erwiderte Ottilie, „aber

wenn ich beobachte, wie du in deinen Jahren dich Entbehrungen unterwirfst, die deine Tage abzukürzen drohen, dann ist mir, als könnte ich es nicht länger ertragen."

Herr von Schroda machte eine abwehrende Bewegung, aber Ottilie fuhr fort:

„Bisher konnten wir noch immer unsere bescheidenen Bedürfnisse notdürftig befriedigen, allein die Zeit steht bevor, in der auch die letzten Hilfsmittel versiegen. Du solltest es daher nicht so ganz von der Hand weisen, die Reservate an einen geeigneten Käufer abzutreten."

„Also auch du neigst dazu, die Spekulationen der Schacherer zu deinen Gunsten auszubeuten?" fragte Herr von Schroda unendlich traurig; „auch d u! . . ."

„Wo die Not so laut spricht," erwiderte Ottilie, „wie bei uns, da darf es sich nur darum handeln, der Übel kleinstes zu wählen. Nein, Vater, es kann dein Wille nicht sein, daß ich täglich beobachte, wie du zu dem dir aufgebürdeten Gram auch noch unter der Last des schrecklichen Elends zusammenzubrechen drohst."

„Haben wir nicht Silberzeug?" fragte Schroda.

„Dies ist unser letztes," wagte Ottilie mit ersterbender Stimme einzuschalten.

„Gut; haben wir das verzehrt," fuhr ihr Vater fort, „so gibt es noch Beeren im Walde; und stirbt Marianne vor uns, so schändet's nicht, selber mit 'nem Körbchen am Arm zu Busch zu gehen. Schließlich aber besitzen wir Kraft genug, beim Hereinbrechen des Winters etwas Lehm und Steine in den Turm hinaufzuschaffen, uns selbst einzumauern und denjenigen, die einst für angemessen halten, die Ruine abzutragen, zu zeigen, wie die letzten Schrodas zu sterben verstanden."

Ottilie seufzte tief auf. Sie sah ein, daß ihre Bemühungen nutzlos seien. Ein letztes Mittel blieb noch, und sie säumte nicht, es anzuregen.

„Gestatte doch, daß Karg selber, oder besser noch der fremde Käufer dir persönlich seine Vorschläge macht," bat sie freundlich.

„Ich will niemand sehen," eiferte der alte Herr. Dann ein Weilchen nachsinnend, fügte er höhnisch hinzu: „und dennoch, den Karg will ich empfangen; lasse ihn wissen, ich sei auf eine halbe Stunde für ihn zu sprechen, aber für keinen anderen, den es nach meiner letzten Habe gelüstet, denn noch bin ich ja Herr in meinem Hause. Aber ja, der Karg mag kommen, damit ich ihn von meinem Willen in einer Weise in Kenntnis setze, die ihm die Wiederholung seiner Besuche verleidet."

„Wir müssen gehen," wendete Marianne sich flüsternd an Agathe und Wenzel, die zeitweise über ihre Schultern hinweg Zeugen des Frühmahls des Herrn von Schroda und seiner Tochter gewesen waren. Dann schloß sie das Fenster, und behutsam auf ihre Bewegungen achtend, schlichen alle drei den Flurgang entlang und über eine Treppe, bis sie ins Freie gelangten. Scheu rückwärts spähend, schritt Marianne über den als Brücke dienenden Balken; aber erst als Bäume und Buschwerk ihr die Aussicht auf das Herrenhaus vollständig entzogen, kehrte sie sich ihren Begleitern wieder zu. Das Gepräge peinlicher Spannung auf den Zügen beider schien sie zu befriedigen, denn ein mattes Lächeln, der Ausdruck der Bitterkeit und heimlichen Triumphes, glitt über ihr Antlitz.

„Das war ein Besuch bei dem stolzen Gebieter von Schroda," sprach sie, und nachdem sie Agathe flüchtig betrachtet hatte, sah sie wieder durchdringend in Wenzels Augen. „Ich habe Tage erlebt, in denen die Ställe des Schlosses Schroda die Pferde nicht faßten, die geputzte Herren und Damen von nah und fern gebracht hatten. Heute ist es anders. Eine Sperlingsfamilie, die sich bei dem armen Edelmann zu Gaste bäte, würde ihre liebe Not haben, satt zu werden."

„Ein Jammer ist's, ein wahrer Jammer," versetzte Wenzel erschüttert. „Und des alten Mannes Tochter, — wie eine Heilige erschien sie mir!"

„Sie ist eine Heilige," sprach Marianne, „nur an ihren

Vater denkt sie und an seine traurige Lage, oder sie würde es nie über sich gewinnen, ihm zu dem Verkauf seiner letzten Anrechte zu raten."

„Und doch erscheint, nach allem, was ich sah und hörte, der Verkauf mehr als gerechtfertigt," bemerkte Wenzel teilnahmvoll; „die Verhältnisse, in denen die Ärmsten jetzt leben, können nur vernichtend auf beide einwirken."

Marianne sah auf Wenzel, als hätte sie ihn nicht verstanden.

„Das behaupten Sie?" fragte sie nach einer Pause vorwurfsvoll, „doch Sie können es nicht wissen, nein, Sie waren nicht Zeuge, wie man ihm einen Streifen nach dem anderen von seinem Besitztum entriß, ahnen nicht, was den einst so schönen, lebenslustigen Mann vor der Zeit in einen hinfälligen Greis verwandelte. O, Sie hätten ihn sehen sollen mit seinen freudestrahlenden Augen und — doch das ist lange her," und wie eine Vision verscheuchend, strich sie über ihr vernarbtes Antlitz, „nein, Sie ahnen es nicht, aber ich weiß es und mehr noch, als das. Ich weiß, daß, wenn er dem Herrenhause und dem Park den Rücken kehrt, wenn er die verachtete Sandheide aus den Händen gibt, alles vorbei ist, der Name Schroda nicht höher gilt, als der meinige. Aber, wenn er bleibt — ich weiß es: Das Haus Schroda wird ohne die Beihilfe fremder Menschen wieder erstehen. Aus sich selbst heraus wird es erstehen" — sie brach ab, wie in Besorgnis, zu viel offenbart zu haben; dann kehrte sie sich Agathe zu: „Sie gaben mir das Buch mit der Weissagung der lange, lange Gestorbenen, und ich zeigte Ihnen dafür die Menschen, denen es gehört. Nun sprechen Sie: Billigen auch Sie, daß man den alten Edelmann um seine letzte Heimstätte bringt?"

„Nein," sprach Agathe ohne Bedenken, und ihre Blicke suchten unwillkürlich Wenzels Augen, wie um sich zu überzeugen, daß ihre Entscheidung seinen Beifall fand. „Nein, es kann nicht, es darf und soll nicht geschehen, und ich müßte meinen Vater nicht kennen, wollte ich befürchten, daß er meine Bitten unerhört ließe."

„Hören Sie, was die junge Dame sagt?“ wandte Marianne sich mit triumphierendem Ausdruck an Wenzel.

„Gewiß, gewiß,“ erklärte Wenzel, „und doch zwingt ruhigere Überlegung mich zu dem Bekenntnis, daß ich den sorglosen Lebensabend des alten Herrn und die erträglichere Lage seiner edlen Tochter weit über die Pietät für die alte Erb- und Heimstätte stelle. Vielleicht wäre noch ein Ausgleich möglich — sie sprachen im Herrenhause von einer Sandheide —“

„Die Sandheide?“ rief Marianne laut aus, dann lachte sie spöttisch; „die Sandheide sollen sie hingeben? O nein, nie; und daß es nicht geschieht, dafür hat das Geschick bereits selber gesorgt.“ Die Blicke mit einem Ausdruck der Verzückung zu den Baumwipfeln erhebend, fügte sie feierlich hinzu: „Das Herrenhaus nennen sie die Wiege der Schrodas; mag es sein. Heute ist es ihre Totenkammer. Die Sandheide dagegen wird zur neuen Wiege, von der aus sie zum zweiten Male ins Leben treten, um ihr altes Erbe zurückzufordern, zurückzugewinnen und, durch Erfahrungen belehrt, das ihrige zusammenzuhalten.“

Sie senkte das Haupt wie vor Erschöpfung, und schweigend verfolgten alle drei ihren schattigen Weg.

An der Eremitage blieb Marianne plötzlich stehen.

„Sie wollen mit ihr ins Schloß gehen?“ fragte sie Wenzel strenge, „in das Haus jemandes, dem die Bewohner des Herrenhauses ihr Elend verdanken?“

„Es liegt in meiner Absicht,“ antwortete Wenzel begütigend, „mag das Schloß gehören, wem es wolle: wo der Vater dieser Dame weilt, da mag auch ich auf vielleicht zwei Tage mein Haupt niederlegen. *Sein* Gast bin ich, und nicht der jenes Mannes, für den Sie kein großes Wohlwollen zu hegen scheinen.“

„Wohlwollen?“ fragte Marianne scharf, „nein, sagen Sie Haß, und Sie treffen das richtige Wort. Mögen Sie der Gast eines anderen sein, das Dach, unter das Sie einzukehren beabsichtigen, ist Eigentum eines Mannes, der Ihre Verachtung verdient. Er ist Ihr Feind; ich weiß es.

Sie dürfen sein Haus nicht betreten, wenigstens nicht eher, als bis das Geschick sich erfüllte."

Agathens peinliche Empfindungen berücksichtigend, suchte Wenzel einen heiteren Ton.

„Hunderte von Meilen bin ich gekommen," reflektierte er, und unwillkürlich, wie seine Worte dadurch zu bekräftigen, drückte er Agathens Arm fester an sich, „viele hundert Meilen über Länder und Meere hinweg, um meine Freunde wiederzusehen, und nun, da ich vor der Schwelle ihrer zeitweiligen Wohnung stehe, soll ich umkehren? Nein, eine solche Ungerechtigkeit kann nicht Ihr Wille sein."

„Eine Ungerechtigkeit nennt er es!" rief Marianne wiederum erregt aus, „aber es muß dabei bleiben: über die Grenze dieses Parkes dürfen Sie nicht hinaus, wollen Sie nicht Ihrer Freiheit, gleichviel auf wie lange, beraubt werden. Ich verbrachte die Nacht in der Stadt, wohin ein guter Stern mich gestern führte, und als ich sie verließ, beleuchteten die ersten Strahlen der Morgensonne den Hahn auf dem alten Kirchturm. Aber auch der Besitzer des Schlosses Schroda, der hinterlistige Advokat, befand sich schon auf den Füßen. Er ging an der Seite eines Mannes, dessen Gewerbe darin besteht, Vagabunden einzufangen und Verbrecher zu transportieren. Ich hielt dicht vor ihnen gleichen Schritt mit den beiden Genossen. Der verräterische Besitzer des Schlosses Schroda kennt mich seit langen Jahren, er kennt und fürchtet mich. Längst hätte er mich vertrieben oder hinter eiserne Gitter gebracht, wäre ich einfältig genug gewesen, gegen die Gesetze zu verstoßen. Auf der Sandheide aber hört seine Macht auf. Er darf sie nicht betreten ohne den Willen des Herrn von Schroda. Ich hörte die beiden hinter mir sprechen; kein Wort entging mir. ‚Begeben Sie sich baldigst in die Nachbarschaft des Schlosses,' hieß es, ‚auch ich werde zur Stelle sein. Zu viel Gesindel treibt sich in der Nachbarschaft umher, als daß wir noch Zuzug von außerhalb dulden dürften. Und ein unsicherer Kunde muß er sein, er hätte sonst seinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen, zumal er von dem Wirt mehrfach

dazu aufgefordert wurde. Dergleichen ist verdächtig, sehr verdächtig. Lassen Sie sich von dem Wirt eine genaue Beschreibung seiner Person geben. Weist er sich später zur Genüge aus, so hat er nichts verloren, als einige Tage freien Umherstreifens, immerhin eine milde Strafe für den Verstoß gegen die Polizeiordnung. Mit dem Strandwenzel scheint er auf gutem Fuße zu stehen, wie mir hinterbracht wurde, was am wenigsten zu seinen Gunsten spricht. Dem Treiben des obdachlosen Gesindels müssen wir ein Ende machen' — das galt mir wieder — ‚und die Höhlen ausräuchern, in denen es sich verborgen hält.' Mehr hörte ich nicht. Ich glaubte, er wolle mich verhöhnen, und um ihm die Freude zu verderben, beschleunigte ich meine Schritte. Jetzt aber weiß ich, was er bezweckt. Auch er hat einen offenen Kopf und ist gut bedient, oder er würde zögern, sich in Dinge zu mischen, die nur die Polizei angehen. Er will Sie beseitigen, gleichviel unter welchem Vorwande — was weiß ich's — Sie hingegen, liegt Ihnen daran, nicht auf böswillig angeregten Verdacht hin in Ihren freien Bewegungen gehemmt zu werden, so gehen Sie nicht nach dem Schloß. Folgen Sie mir. Ich führe Sie an einen Ort, bis wohin die Gewalt des tückischen Mannes nicht reicht; dort mögen Sie weilen, bis alles geordnet ist, um mit aufrechter Haltung, wie's Ihnen geziemt, vor die Leute hinzutreten."

Aufmerksam hatte Wenzel den Mitteilungen gelauscht. Sobald Marianne aber geendigt hatte, schaute er seitwärts in die ängstlich zu ihm aufgeschlagenen Augen Agathens. Eine Frage schwebte auf den Lippen des lieblichen Mädchens, und sie erratend, bemerkte er sorglos:

„Es ist kaum anzunehmen, daß unsere würdige Freundin sich täuschte. Ich schrieb in der Tat meinen Namen nicht in das Fremdenbuch ein, teils um dem neugierigen Wirt ein weiteres Feld für tolle Mutmaßungen zu gönnen, hauptsächlich aber, weil ich fürchtete, daß durch irgendeinen Zufall die Kunde von meinem Eintreffen Ihnen zugetragen, mir also die Freude der Überraschung gestört werden würde.

Die Sache ist übrigens nicht so böse," kehrte er sich Marianen wieder zu, „erscheint jemand, um sich genauer nach meinen Verhältnissen zu erkundigen — meine Papiere ließ ich allerdings in meinem Koffer zurück — so genügt die Bürgschaft meiner Freunde, die Unverdächtigkeit meiner Person außer Zweifel zu stellen. Habe ich jetzt doch keinen Grund mehr, meinen Namen länger zu verheimlichen."

„Sie gehen nicht nach dem Schloß!" gebot Marianne heftig, und wie abwehrend hob sie ihre Hand empor, „nein, Sie dürfen nicht! Will jemand einem Fremden Hindernisse in den Weg legen, so findet er auch eine Ursache. Weder gute Worte noch Bürgschaft helfen!"

Wenzel wollte eine freundlich ablehnende Antwort erteilen, als aus der Ferne Randals Stimme herüberdrang, indem er Agathe bei Namen rief.

Agathe erschrak. Das frische Rot trat von ihren zarten Wangen zurück, und deutlich fühlte Wenzel, daß sie zitterte.

„Kommen Sie nicht nach dem Schloß," bat sie dringend und mit einem sprechenden Ausdruck von Bangigkeit, „ich weiß alles, weiß um das, was zwischen Ihnen und Randal schwebt, weiß, daß ein Unglück bevorsteht, wenn Männer von seinem Charakter und dem Ihrigen, und erfüllt von der Absicht, eine Streitfrage unter sich gewaltsam zu schlichten, einander gegenüber treten."

„Sie wissen es," fragte Wenzel erstaunt, „wer, außer ihm, kann das Geheimnis verraten haben? Es war mehr, als eine Unbesonnenheit."

„Ja, er selbst sprach zu Stephanie davon," gab Agathe geängstigt zu, „und es wäre gewiß nicht geschehen, hätte er ein Wiedersehen für möglich gehalten, — er behandelte die Angelegenheit wohl als einen harmlosen Scherz, allein Stephanie ist so scharfsichtig. Sie gestand mir, es wäre ein Unglück, begegneten sich die beiden Männer auf einer Stätte, auf der der vermittelnde Einfluß fehlte."

„So urteilte Fräulein Stephanie?" versetzte Wenzel, indem er über Agathens Haupt hinweg in den Wald hineinsah, „o dann erkläre ich mir alles, vermöchte ich das

Gespräch zu wiederholen, das die Offenbarung des Geheimnisses im Gefolge hatte. Nun," und ein spöttisches Lächeln trat auf seine Züge, „die freundlichsten Eigenschaften sind es schwerlich gewesen, die er mir beilegte — und um so mehr muß ich Sie begleiten. Ich darf nicht dulden, daß die Kunde von meiner Anwesenheit in dieser Gegend die etwa über mich gefällten Urteile beeinflußt."

„Agathe!" drang es wieder von der andern Seite des Parkes herüber.

„Ich muß fort," flüsterte Agathe geängstet, „man sucht mich; ich schützte einen längeren Spaziergang vor — selbst Stephanie ahnt nicht den wahren Grund meiner Entfernung. Sie aber, ich flehe darum, kommen Sie wenigstens heute noch nicht. Niemand außer Stephanie soll um Ihre Nähe wissen; ihr muß ich es anvertrauen, denn sie war es, die Ihnen den Weg hierher zeigte."

„Ich hatte mir ein anderes Willkommen vorgestellt," sagte Wenzel mit einer leichten Bitterkeit.

„Agathe! Agathe!" ertönte der Ruf in bedeutend verringerter Entfernung.

Wenzel knirschte mit den Zähnen. Ihm war, als hätte das ihm zu Kopfe steigende Blut ihn geblendet. Aber ein Blick auf die bebende Agathe, und seine Überlegung kehrte zurück.

„Verzeihen Sie mir," wiederholte er gedämpft und innig, „die herüberdringende Stimme weckte unfreundliche Erinnerungen; jetzt lache ich selber über mein knabenhaftes Ungestüm. Nur noch eine Bitte, bevor wir scheiden — ich hoffe, auf nur ganz kurze Zeit — beugen Sie nachteiligen Urteilen vor, indem Sie meine Anwesenheit verheimlichen —"

„Stephanie," fiel Agathe flüsternd ein, denn der Ruf erschallte wiederum näher, und zugleich glaubte sie, ihrer Schwester Stimme zu unterscheiden, „nie schwankte das Vertrauen zwischen uns beiden — sie muß es wissen —"

„Fern sei es von mir, zwischen Sie zu treten," nahm Wenzel wieder schnell das Wort, und es geschah gleichsam

unwillkürlich, daß er Agathens Hand ergriff und leise drückte, „bringen Sie sogar Ihrer Schwester meine Grüße, die Grüße eines treu ergebenen Freundes. Schildern Sie ihr die Gründe, die mich zwingen, dieser ehrlichen Frau zu folgen, und daß ich hoffe, sie innerhalb kurzer Frist zu begrüßen. Und nun, auf Wiedersehen unter erfreulicheren Verhältnissen.“ Er küßte Agathens Hand.

„Leben Sie wohl und — auf Wiedersehen,“ antwortete das Mädchen kaum verständlich. Sie wollte sich entfernen, als Marianne, die die beiden bisher schweigend und mit unverkennbarer Teilnahme beobachtet hatte, vor sie hintrat.

„Geleite und segne Sie Gott, Sie liebes, gutes Kind,“ sprach sie feierlich; flüchtig drückte sie des erstaunten Mädchens Hand; dann zog sie Wenzel auf der andern Seite der Eremitage mit sich in das dichte Gebüsch hinein.

Agathe, nach Fassung ringend, war auf derselben Stelle stehen geblieben. Sie bedurfte der Zeit, um sich auf die Begegnung mit Stephanie und Rannbal vorzubereiten. Erst als sie deren Stimmen hinter der nächsten Biegung des Weges vernahm, gewann sie es über sich, Stephaniens Namen laut auszurufen. Gleich darauf begrüßte sie die Schwester mit einem Lächeln, dem man nur zu deutlich ansah, daß es ein erzwungenes war.

„Versucht es nicht, mich auszuforschen,“ schnitt sie alle Fragen ab, „was ich sah und erlebte, ich muß mich zuvor vertraut damit machen; mir ist, als hätte ich alles geträumt. — Ich war im Herrenhause, ich sah Herrn von Schroda und seine Tochter — weitere Aufschlüsse zu erteilen, bin ich jetzt unfähig.“

Sie wechselte einen Blick des Verständnisses mit Stephanie, dann verfolgten sie im Gespräch mit Rannbal die Richtung nach dem Schloß.

Bald nachdem sie über die niedergebrochene Einfriedigung hinweg in den wüsten Garten eingetreten waren, erreichten Marianne und Wenzel auf einer anderen Stelle die Grenze des Parkes.

Bis dahin war Wenzel seiner Führerin schweigend gefolgt, in tiefes Brüten versunken.

Aufschauend sah er vor sich einen morastigen, mit Wasserlinsen bedeckten Graben, über den, ähnlich wie beim Herrenhause, ein altersmorscher Balken die Verbindung zwischen den beiden Ufern herstellte. Tannen und Birken umringten ihn und beschatteten dürftig den Boden auf der anderen Seite des Grabens.

Wenzel war verstimmt. „Im Grunde erscheine ich mir wie ein Kind, das noch nicht lernte, auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Von den jungen Damen wurde ich fortgeschickt, und ich war gehorsam; Sie bemächtigten sich meiner, und ich folgte, ohne nach dem Wohin zu fragen. Aber anstatt wie ein wirklicher Vagabund umherzustreifen und auf der Hut vor polizeilichen Belästigungen zu sein, will ich zur Stadt zurückkehren und den aus Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse begangenen Mißgriff schleunigst ausgleichen. Ob ich dann noch einen Besuch im Schloß abstatte, vermag ich nicht vorher zu bestimmen. Augenblicklich fühle ich mich enttäuscht; und glauben Sie mir, gute Frau, es gibt Punkte genug auf der Erde, die mir besser gefallen, als diese traurige Gegend, in der ein Modergeruch in der Luft zu liegen scheint."

Marianne ließ ihn ruhig zu Ende sprechen. Dann trat sie dicht vor ihn hin, und ihn fest anschauend, bemerkte sie zuversichtlich:

„Zurück zur Stadt können Sie nicht. Um Ihr Gepäck seien Sie unbesorgt. Ich habe jemand, der es herausschafft, so viel oder wenig es sein mag, und noch ehe jemand seine Hand darnach ausstreckt. Schauen Sie mich immerhin ungläubig an, allein so wahr die Sonne über uns scheint, so wahr werden Sie mir nach einigen Minuten folgen, unbekümmert darum, wohin ich Sie führe. Herr," fuhr sie mit feierlich erhobener Stimme fort, „haben Sie Ihren Vater gekannt?"

„Bis zu meinem siebzehnten Jahre lebte ich unter seiner

Obhut," antwortete Wenzel befremdet, „ich war also alt genug, um die Erinnerung an ihn getreulich zu bewahren."

„Und er starb?"

„Er starb," bestätigte Wenzel, und eine Ahnung stieg in ihm auf, daß die rätselhafte Frau in irgendeiner Beziehung zu seinen Eltern gestanden habe, „ja, er starb nach kurzer Krankheit, und ich betrauerte ihn aufrichtig an seinem Grabe."

„Herr, erstaunen Sie über nichts und verheimlichen Sie nichts vor mir; denn nicht leere Fragen sind es, die ich an Sie richte. Hörten Sie jemals den Namen Volper?"

„Niemals, nein — und dennoch, ich entsinne mich, ihn auf einem alten Briefumschlag gelesen zu haben; mein Vater entriß mir indessen das Papier und warf es ins Kaminfeuer, Ursache genug, daß der Name sich meinem Gedächtnis um so fester einprägte," antwortete Wenzel in seiner Erregung offenherzig.

„Das sieht ihm ähnlich," lachte Marianne gehässig, „ja, es sieht ihm ähnlich. Nichts sollte zurückbleiben, was an seine Vergangenheit erinnerte. Haß und zügellose Liebe zugleich hatten seinen Geist umnachtet."

„Sie kannten meinen Vater?" forschte Wenzel fast atemlos, denn er fürchtete die peinlichsten Enthüllungen.

„Ob ich ihn kannte!" lachte Marianne wiederum höhnisch, „aber Sie haben ihn nicht gekannt, — nein — doch hier ist nicht der Ort zu weiteren Erörterungen. Auf der anderen Seite des Parkes, hart an dem Sumpfgraben steht ein Denkmal —"

„Ich kam vorüber, ich sah es," fiel Wenzel mit wachsender Spannung ein.

„An diesem Denkmal trauert seit dreißig Jahren ein Mann um seinen Sohn," fuhr Marianne fort, „er glaubt, er liege irgendwo tief unten im Morast begraben, wohin sich das Kind vor seinem Jähzorn flüchtete. Andere schmückten mit Blumen zu derselben Zeit in der Waldkapelle den Schlußstein des Grabgewölbes, in dem ein kleiner leerer Sarg verborgen ist. Nur ich und der Mann auf dem Strande

kennen die Wahrheit. Ich aber wußte, daß der geraubte Sohn zurückkehren, daß das Haus Schroda wieder erstehen würde, und nun, da er gekommen ist, möchte er sein Glück mit Füßen von sich stoßen. Gut, Herr Hans von Schroda. Die Erde da drüben gehört dem, der es verstanden hat, das Schloß Schroda samt allen Feldmarken und Forsten an sich zu reißen, der ein Vertrauter des verräterischen Strandwenzel ist — o, ich durchschaue alles — und in dessen Vorteil es liegt, Sie auf kurze Zeit der Aufmerksamkeit der Menschen zu entrücken. Doch ich halte Sie auf; gehen Sie zur Stadt, wenn es Ihnen beliebt, oder begeben Sie sich nach dem Schloß zu Ihren Freunden; ich habe meine Schuldigkeit getan."

Sie kehrte sich ab, schritt in aufrechter Haltung über den Brückenbalken und schlug ohne Säumen die Richtung nach der Sandheide ein.

Wenzel blickte ihr starr nach. Die mit kluger Berechnung gesprochenen Worte hatten eine Wirkung auf ihn ausgeübt, als wäre er von einem Wetterstrahl getroffen worden. Ein Heer von Gedanken stürmte auf ihn ein, ohne daß er den einen oder den anderen hätte festzuhalten vermocht. Jahre verwandelten sich in Augenblicke, indem sie an seinem Geiste vorüberrollten. Wie ein einziges, leicht übersehbares Bild lag seine Vergangenheit vor ihm da. Unglaublich, unsinnig, wie Mariannens Offenbarungen klangen, schwebte doch die im Jugendalter erfahrene grausame Behandlung ihm vor, eine Behandlung, wie sie ein Vater nicht leicht seinem leiblichen Kinde zuteil werden läßt, vergegenwärtigte er sich die Empfindungen, die ihn beim ersten Anblick des Herrenhauses und der Ruine beschlichen, und das seltsame Wesen des Mannes auf dem Strande, bei dem er übernachtete. Seine Sinne drohten sich zu verwirren.

Schnell entschlossen eilte er über den Brückensteg, und ein halbes hundert Schritte war Marianne erst gegangen, als er bleichen Antlitzes neben sie hintrat.

„Ein anderer mag Ihre Kunde nicht höher schätzen, als sie wert ist," hob er fast atemlos an, ohne Mariannens

Bewegungen zu hemmen, „bei mir dagegen, dessen Kindheit in dieser Gegend liegen soll, fallen sie auf fruchtbaren Boden. Sagen Sie, daß Sie mich täuschten, mich aus Laune zwingen wollten, Ihnen zu folgen, und ich verzeihe Ihnen, sogar dankbar nehme ich Ihr Geständnis hin — sonst aber, Frau — sonst müssen Sie weiter sprechen, müssen Sie rückhaltlos erklären, was Sie zu solchen rätselhaften Andeutungen bewog."

Marianne, bisher vor sich niederschauend, blickte mit einem matten Lächeln der Überlegenheit zu Wenzel empor.

„Sagte ich nicht, daß Sie mir folgen würden?" sprach sie mit einer gewissen Ehrerbietung. „O, ich sah es voraus; und ich sollte Sie getäuscht haben? Nie hätte ich es über mich gewonnen. Ich besitze zwar keine Schriften, um meine Aussagen zu bekräftigen, dagegen andere Mittel, die so untrüglich sind, wie das Sonnenlicht. Ja, alles will ich Ihnen beweisen, und bei mir und in meiner Hütte sollen Sie wohnen, bis die Stunde gekommen ist, in der Sie von der verachteten Sandheide aus wie ein junger Adler Ihren Flug nach dem Schlosse antreten."

„Weiter — weiter," flüsterte Wenzel, und der auf sturmgepeitschtem Ozean und im wilden Kampfe erprobte Mann ergriff die Hand der alten Frau, dieses Mal aber mit sanftem Druck, ähnlich einem Kinde, das, plötzlich in eine fremde Umgebung versetzt, sich ängstlich an seine

Mutter anschmiegt, „weiter, gute Frau, damit nicht Wahnsinn sich meiner bemächtige — ach — der alte Mann im Herrenhause — seine Tochter — meine Gedanken schwirren durcheinander —"

„Sie mögen sie bei mir ordnen, bevor Sie vor die Leute hintreten," erklärte Marianne mit feierlichem Ernst. „Soll ich vollständig sühnen, was ein mir Nahestehender an mir und dem Hause Schroda verbrach — und ich sah ihn zum letztenmal zwei Tage vor einem entsetzlichen Ereignis, — dann dürfen die Gefühle nicht einhertosen, wie ein gestauter Bach, vor dem das Wehr emporgezogen wurde. Ja, ich will Sie an einen Ort führen, wo niemand Sie sucht. Das holde Kind mit den blauen Augen und dem warmen Herzen, das das Unglück eines armen alten Mannes ehrt, es mag warten, bis es wieder in Ihr Antlitz schaut, und um des treuen Herzens dieses Kindes willen soll mein Haß sich nicht gegen diejenigen kehren, die zu ihm gehören —"

„Sie besitzt noch eine Schwester," versetzte Wenzel, der in seiner gewaltigen Erregung hastig jeden neuen Gedanken auffaßte, „eine nicht minder warmherzige Schwester, ein Wesen, so schön, wie eine klare Sternennacht."

„Die Nacht folgt auf den Tag," versetzte Marianne ernst, „und dem Tage vorauf geht ein lieblicher Frühlingsmorgen, schimmernd im Tau und frohe, glückliche Stunden verheißend. O, ich las in den blauen Augen alle die milden Regungen. Kühler ist die Nacht, rätselhaft ihr Sternengefunkel — ja, ich habe sie gesehen, sie und den jungen Herrn mit dem übermütigen Blick. Sie vermochten meinen Haß nicht zu besiegen, nur höher auflodern machten sie ihn. Das blonde Kind dagegen mit den Tränen des Mitleids in den schönen Augen — ach, könnte ich doch alles so in Erfüllung bringen, wie ich es wünsche."

„Lassen Sie mich mehr wissen," bat Wenzel, denn indem sein Geist fortgesetzt arbeitete, er immer wieder der von seinem Vater erlittenen Mißhandlungen gedachte und des Umstandes, daß der Sterbende bis auf einige kleine Überreste alle Schriften vernichtete, die vielleicht Licht auf seine Kindheit hätten werfen können, bezweifelte er kaum

noch, daß er vor einem ernsten Wendepunkt seines Lebens stehe; „lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit über das, was Sie zu dem seltsamen Verfahren mir, dem Manne gegenüber bewog, den Sie vor Stunden zum erstenmal sahen."

„Zum erstenmal?" fragte Marianne mit einem Anfluge von Spott, „und trotzdem erkannte? O, ich sah schon in Ihre Augen, als Sie noch auf dem Schoße einer glücklichen jungen Mutter saßen, deren Augen mit den Ihrigen zum Verwechseln ähnlich sind. Ja, Sie haben dieselbe Art zu blicken, und dennoch wäre es mir schwer geworden, die Entscheidung zu treffen, hätte ich Sie nicht seit vielen Jahren erwartet. So hören Sie denn. Eine lange Geschichte will ich Ihnen erzählen, eine Geschichte mit so viel Gram und Herzeleid, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen! Dann aber sollen Sie selbst entscheiden, ob meine Worte lautere Wahrheit sind, oder ob sie aus der Luft gegriffen wurden, wie man es der alten Zigeuner-Marianne gern andichtet."

Und sie begann zu erzählen aus längst vergangenen Tagen, zu schildern mit ernstem, ruhigem Ausdruck. Flüchtig ging sie über lange Zeiträume hinweg, um bei kürzeren länger zu verweilen. Zögernder wurde ihr Schritt und heller schauten ihre Augen, indem sie vor Wenzels geistigen Blicken die verschiedenen Bilder entrollte, denen Wenzel aufmerksam lauschte.

Endlich lag die Hütte vor ihnen.

„Dies ist meine Heimstätte," bemerkte Marianne. „Wollen Sie mein Gast sein? Wollen Sie hier weilen, bis die Stunde gekommen ist?"

„Ich unterwerfe mich allem," antwortete Wenzel wie im Traume.

Sechzehntes Kapitel.

Die Stätte des Todes. Ein Dokument.

Eine laue dunkle Sommernacht umhüllte das alte, graubemooste Waldkirchlein und den vergessenen Friedhof mit seinen hundertjährigen Linden. Wolken bedeckten den Himmel; kein Stern lugte auf die schlummernde Waldlandschaft nieder, als drei schattenähnliche Gestalten durch den Torweg der Friedhofsmauer schlichen und sich dem Eingange der Kapelle näherten. Kurzes Klirren und Schurren erfolgte; die drei Gestalten verschwanden in dem Gemäuer; wiederum kurzes Schurren, indem man den morschen Türflügel heranzog, dann herrschte Grabesruhe ringsum. Gleich darauf flammte im Innern der Kirche Licht auf, versank aber sogleich wieder, indem man den hellen Schein durch die Blechklappen einer Laterne so lenkte, daß er nur denjenigen Punkt traf, den man zu betrachten oder zu prüfen wünschte.

Die Zigeunerin Marianne trug die Laterne, die in ihren schwankenden Bewegungen abwechselnd den ungewöhnlich kraftvoll gewachsenen Volper und die schlankere Gestalt Wenzels beleuchtete. Die Züge des letzteren waren bleich, nur zeitweise gerötet durch den sie streifenden Lichtschein.

„Dieses ist die Stätte," sprach Marianne zu Wenzel, und sie beleuchtete die große Sandsteinplatte, „hier habe ich eine junge Mutter wohl hundertmal beobachtet, wenn sie auf den Knien lag, den kalten Stein mit Kränzen und Blumen schmückte und mit ihren zarten weißen Händen liebkoste, als hätte ihn lebenswarmes Blut durchströmt. Ich hörte sie sich selbst anklagen, weil sie ihren Liebling ein halbes Stündchen aus den Augen gelassen hatte. Die arme Frau, und wäre ihr Kind Tag und Nacht nicht von ihrer Seite gewichen, derjenige, der es raubte, war eine verschlagene Natur, und glühender Haß und wahnsinnige Liebe

Drei schattenähnliche Gestalten schlichen durch den Torweg der Friedhofsmauer und näherten sich dem Eingang der Kapelle. (S. 272.)

hatten ihn noch verschlagener gemacht, er hätte es zu finden gewußt."

Wenzel sah auf den Stein, als wäre eben erst jemand unter ihn gebettet worden, und die Szene, die ihm Marianne schilderte, verkörperte sich vor seinen geistigen Blicken.

„Ich kann es nicht glauben," sprach er wie unbewußt.

„Wir wollen sehen," versetzte Marianne eintönig; dann zu Volper: „Tue deine Schuldigkeit, mein Sohn."

Auf die Aufforderung trat Volper mit gespreizten Füßen vor den Grabstein hin. Sich bückend ergriff er den mit der Platte vereinigten eisernen Ring. Langsam hob er an, allein der Stein schien nicht weichen zu wollen. Beim zweiten Versuch regte er sich indessen in seinen Fugen, und beim dritten, bei dem die Sehnen an den muskulösen Armen sich fast bis zum Zerreißen anspannten, gab er nach, bis er, von den breiten Schultern geschoben, aufrecht stand und mit den unteren Kanten auf den breiten Vorsprüngen der massiven Einfassung ruhte.

„Wir müssen hinunter," redete Marianne Wenzel zu.

„Zeigen Sie mir den Weg," sprach er dumpf.

Marianne leuchtete in die schwarze Gruft, dann begann sie, die Stufen einer gemauerten Treppe langsam hinab zu steigen. Nur zehn Stufen waren zu überwinden, und sie befanden sich in einem niedrigen Gewölbe von mäßigem Umfang. Zwei Reihen staubiger Särge zogen sich so an den Seitenwänden hin, daß in der Mitte ein schmaler Gang frei blieb.

Wie um sich und ihre Begleiter mit der Umgebung vertraut zu machen und die Augen an den unheimlichen Anblick zu gewöhnen, leuchtete Marianne im Kreise. Ängstliche Spannung hatte alle drei ergriffen. Keiner von ihnen hörte, wie oben die Kirchentür behutsam nach außen gezogen wurde, noch weniger, wie zwei Männer, die sich der Fußbekleidung entledigt hatten, nach der Gruft hinschlichen, deren Lage ihnen durch den nunmehr ungehemmten Schein der Laterne bezeichnet wurde. Sobald sie nahe genug waren, um einen Blick hinabzuwerfen, blieben sie stehen, sorgfältig

darauf achtend, daß sie nicht von einem zufällig nach oben dringenden Lichtstrahl getroffen wurden.

„Das ist der letzte," brach Marianne endlich das erwartungsvolle Schweigen, und sie wies auf einen wohlerhaltenen Sarg, auf dem Spuren verwester Kränze sichtbar waren, „hier schläft die Mutter. Es war ein tröstlicher Gedanke für sie, neben ihrem Erstgeborenen zu ruhen. Und hier —," sie beleuchtete einen kleinen Sarg, „hier befindet sich das, was wir suchen."

„Tue, was ich dir sagte," fuhr sie zu ihrem Sohne fort, „aber sei vorsichtig, damit die alte Ordnung nicht gestört werde."

Volper zog den kleinen Sarg in den Gang hinein. Ein Weilchen prüfte er die Schrauben, dann faßte er die nächste mit einer Zange, worauf er mit mäßiger Gewalt zu drehen begann. Der ersten folgten die andern bald nach, und als die letzte entfernt war, blickte Volper fragend zu seiner Mutter empor.

„Schlage den Deckel zurück, mein Kind," sagte diese, und mitleidig betrachtete sie Wenzel, der, wie um einem Entsetzen erregenden Anblick auszuweichen, mit der linken Hand seine Augen beschattete.

Volper gehorchte, und zögernd ließ Wenzel die Hand sinken. Tief auf seufzte er. Was ihm bisher immer unglaublich erschien, er erkannte es jetzt als Wahrheit. Trockner Sand bedeckte handhoch den Boden des kleinen Behälters. Obenauf aber lag eine Rolle Wachspapier, auf beiden Enden sorgfältig umgekniffen und stark mit Harz überzogen, um es gegen Verwesung zu schützen.

Obwohl alle auf den Anblick vorbereitet waren, folgte doch tiefes Schweigen. Regungslos stand Wenzel, regungslos standen Marianne und Volper. So verrannen Minuten. Das Licht der Laterne sandte einen Strahl aus dem Gewölbe in die Kirche hinauf. Er streifte das verwitterte Gesicht des Strandwenzels und die erregten Züge Kargs, die beide mit atemloser Spannung in die Gruft hinabspähten und einen Blick in den geöffneten Sarg zu

gewinnen suchten. Auch sie waren gekommen, um sich von dessen Inhalt zu überzeugen. Wenn aber Verdruß sich ihrer bemächtigte, als sie die Kapelle belebt fanden, so hätte der weiterdenkende Notar laut aufjubeln mögen, sobald er Marianne erkannte und aus deren Bewegungen erriet, daß ihm eine Arbeit abgenommen werden sollte, zu der er selbst sich nur unter dem Druck einer eisernen Notwendigkeit bequemte.

Endlich bückte sich Marianne nach der Rolle und legte sie in Wenzels Hand. Mechanisch nahm Wenzel das Papier entgegen. Dann trat er vor den Sarg hin, in dem die letzte Frau von Schroda der Ewigkeit entgegenschlummerte. Ehrerbietig entblößte er sein Haupt und seine Blicke hingen regungslos an den vermoderten Kranzresten. Marianne erteilte ihrem Sohne flüsternd wieder Anweisungen und sah ihm zu.

In diesem Augenblick entfernten sich oben die beiden Lauscher. Wie sie gekommen waren, schlichen sie hinaus, die Tür nur so weit zuschiebend, wie es ohne Geräusch geschehen konnte. Dann begaben sie sich in die Nähe des Torweges, wo sie sich im schwarzen Schatten einer bis zu ihren Wurzeln belaubten Linde verbargen.

Lange betrachtete Wenzel den Sarg. Aufmerksam beobachtete ihn Marianne. Deutlich sah sie, wie der Atem sich in tiefen Zügen seiner Brust entwand, Tränen über seine gebräunten Wangen rollten und die gefalteten Hände fester ineinander griffen, wie um die zwischen ihnen befindliche Rolle zu vernichten. Endlich ermannte er sich wieder. Wie erschreckt kehrte er sich um. Der kleine Sarg stand geschlossen auf seiner alten Stelle. Nichts schien sich in dem düsteren Raume geändert zu haben.

„Wer auch immer die Meinigen mir raubte," sprach er tief bewegt, indem er Marianne die Hand reichte, „Sie haben sie mir zurückgegeben. Und hätte ich nichts gewonnen, als diesen einzigen Blick auf den Sarg meiner Mutter, so wäre das Unrecht gesühnt, das ein — rätselhafter Charakter an mir beging."

„Das ist nicht genug zur Sühne," antwortete Marianne eintönig, „von den Toten führt unser Weg zu den Lebenden; und eine leichte Aufgabe ist es nicht, die noch vor uns liegt, keine leichte Aufgabe, das zermorschte Vaterherz sprechen zu machen, der Schwester die Zweifel zu rauben und die Feinde ihres Namens und ihrer Familie in den Staub zu werfen."

„Mein Vater, mein armer Vater," sprach Wenzel vor sich hin; hastig öffnete er die Rolle. „Sollen wir da erfahren, was er vor der Welt verheimlichte?" sagte er stockend.

Marianne trat vor ihn hin und hob die Laterne empor.

„Ob ich die Kraft besitze, das Bewußtsein einer, wenn auch mit den reinsten Absichten begangenen Täuschung lange durchs Leben zu tragen, ich weiß es nicht," las Wenzel die mit unsicherer Hand, aber deutlich geschriebenen Worte. „Mein Trost bleibt, daß ich das Beste bezweckte, meiner armen, auf der Grenze des Todes stehenden Frau eine Last von der Seele zu nehmen wünschte, unter der ich selbst mich wohl schwerlich jemals wieder aufzurichten vermag. — Mein einziger Sohn Hans ertrank in dem den Park umschließenden tiefen Sumpfgraben. Ich frage die Vorsehung nicht, weshalb sie mir und der armen Mutter die einzige Lebensfreude raubte. Ich habe meinen Sohn auf entsetzliche Art verloren; das umfaßt alles. Trotz des sorgfältigsten Suchens konnte die Leiche nicht gefunden werden. Statt der schützenden Bretter umgibt es feuchter Sumpfmoder. Der Gedanke ist grausig. Die Mutter meines Sohnes, die engelgleiche

Frau, ist durch die erste Kunde von dem furchtbaren Ereignis in Bewußtlosigkeit versenkt worden. Soll ich ihr wünschen, daß sie zu neuem Leben erwache? Und wenn sie erwacht, soll sie dahinsiechen unter dem Bewußtsein, daß ihr Knabe eine Beute eklen Sumpfgetiers geworden? Nein, ich will ihr wenigstens den einzigen noch möglichen Trost gönnen, an seinem Grabe zu weinen, es mit Blumen zu bekränzen. Einen Sarg habe ich kommen lassen, um unseren Knaben hinein zu legen, sobald er gefunden sein würde. Am vierten Abend nach dem gräßlichen Ereignis begab ich mich in Begleitung nur eines zuverlässigen Dieners wieder auf den Weg nach dem Graben. Wir hatten ein Stangennetz mitgenommen. Nach einigen elenden Versuchen, den Verlorenen aufzufinden, eilten wir, zwischen uns eine mit Sand angefüllte Decke tragend, ins Schloß zurück. Unentdeckt gelang es uns, den Sarg mit dem Sande zu beschweren und ihn zuzuschrauben. Nur Sprenkel, mein erprobter Diener, war Zeuge. Es kostete uns keine Mühe, den Glauben zu erwecken, ich habe die Leiche ihrer Entstellung wegen niemand sehen lassen wollen. Als weiteren Beweis für die Wahrheit meiner Angaben betrachtete man die Schlammspuren, die ich bedachtsam überall zurückgelassen hatte, und das auf dem Grabenufer liegende feuchte Stangennetz. In meiner Verzweiflung bin ich erfinderisch gewesen. Meinen ganzen Scharfsinn habe ich aufgeboten, dem Argwohn keine Tür zu öffnen; und wer könnte überhaupt Verdacht fassen? Wer könnte das Unglaubliche ahnen, das Opfer für möglich halten, zu dem ich mich für mein geliebtes Weib entschloß! Möge die Teure noch einmal gesunden und erstarken; möge der Anblick des Sarges, in dem sie ihr Kind wähnt — und sie soll ihn sehen, bevor ich ihn in der Gruft beisetzen lasse — ihr zum Troste, zur Beruhigung gereichen; ich selbst will mich dann gern mit dem Bewußtsein, einen schrecklichen Betrug ausgeführt zu haben, bis an mein Lebensende herumschleppen. Entsetzlicher Gedanke! Entsetzliches Bild, mein armes Weib vor einem leeren Sarge weinen zu sehen. Noch entsetzlicher, vielleicht nach Jahren aus der Tiefe — fort,

hinweg mit solchen Vorstellungen — möge es mir erspart bleiben, möge das Geschick zufrieden sein, mir so viel aufgebürdet zu haben. Wenn man dieses Blatt findet und liest, mag ein Jahrhundert vergangen sein. Ich selbst habe dann Ruhe gefunden — ach, meine arme Frau, mein engelgleiches Weib!" — — —

Damit schloß die Schrift. Wenzel sah auf und in die Augen Mariannens, die mit tiefer Wehmut auf ihm ruhten.

„Es wurde in der festen Überzeugung geschrieben, daß jener Knabe einen schrecklichen Tod gefunden habe," sprach er dumpf, „o, mein Gott, welche Kraft erforderte es, einen solchen Schritt auszuführen!"

„Kraft gehört zu dem Entschluß," erwiderte Marianne, „und dennoch, ihn zu fassen, ohne die Tragweite zu kennen, ein Kind wäre dazu stark genug. Was er tat, es geschah blindlings und ohne Rücksicht auf die ferne Zukunft, nur aus treuer Fürsorge für die Frau. Sie hatte bald ausgelitten. Nicht zu lange ist es ihr vergönnt gewesen, Trost aus den Augen eines zweiten lieben Kindes, einer Tochter, herauszulesen. Aber er, aber er! Wo er ging und stand, wo er heute noch geht und steht, da schwebt ihm ein kleines, im Schlamm vergrabenes Gerippe vor, und doch darf er nicht wagen, jemand zum Mitwisser seines Grames zu machen. Ich sah ihn zusammensinken innerhalb weniger Jahre zu einem Schatten, zu schwach, zu elend, auch nur den Wuchs eines Pflänzleins zu überwachen, geschweige denn auf den ausgedehnten Feldmarken nach dem rechten zu sehen. Es sah aus wie Unnatur, wenn seine Frau hinwandelte, um einen Kranz auf den Grabstein zu legen und mit heißen Tränen zu benetzen, und er sie nie begleitete, unter dem Vorwande, den Anblick nicht ertragen zu können. Statt dessen begab er sich dahin, wo man das Hütchen des vermeintlich ertrunkenen Knaben gefunden hatte, um nach seiner Überzeugung an dem wirklichen Grabe zu trauern. Dort errichtete er auch ein Denkmal, und wär's nicht wegen dieser Stätte, so möchte er wohl dem Drängen des tückischen Advokaten nachgegeben und das Herrenhaus samt Park und

Sandheide längst an ihn abgetreten haben. Sie sahen ihn, den armen alten Mann; er verdient um so aufrichtiger geachtet und geehrt zu werden, weil die Anhänglichkeit an die Seinigen ihm mehr galt, als seine Forsten und Felder, als das Besitztum seiner Vorfahren."

Ehrerbietig betrachtete Wenzel die alte Frau. Dreißig lange Jahre hindurch hatte sie die Zeit erhofft und herbeigesehnt, in der es in ihre Gewalt gelegt sein würde, das vom eigenen treulosen Gatten begangene Verbrechen zu sühnen, hatte sie den unheilbaren Gram seines Opfers beobachtet. Sie brauchte nur ein Wort zu sprechen, um seiner Trauer einen anderen Charakter zu verleihen, wohl gar Hoffnungen wachzurufen; und doch meinte sie, solche nicht anregen zu dürfen, so lange sie selbst deren Erfüllung noch bezweifelte. Das einzige, was sie glaubte tun zu dürfen, um einen letzten Hoffnungsfunken in den tiefgebeugten Gemütern glimmend zu erhalten, das war geschehen. Unbekümmert um den Namen, den man ihr darum beilegte, hatte sie nach Sitte ihrer mütterlichen Vorfahren zu dem Mittel geheimnisvoller Verkündigungen gegriffen und so lange gewahrsagt, bis sie selbst von der Unfehlbarkeit ihrer Prophezeiungen durchdrungen war und in diesem wirren Traumleben eine Art Entschädigung für das abgeschiedene, freudelose Leben fand, das sie mit ihrem geistesbeschränkten Sohne in der Sandheide führte.

Er drückte ihr wortlos die Hand.

Marianne sah ihn dankbar an und stieg dann hastig die Stufen hinauf, gefolgt von den beiden Männern. Vorsichtig, wie Volper die Platte aufgerichtet hatte, ließ er sie in ihre Lage zurücksinken. Keiner beachtete, daß die Tür der Kirche halb offen stand. Schweigend schlossen sie sie hinter sich; ebenso verließen sie den Friedhof, und nach kurzer Wanderung umfingen sie die Schatten des Waldes. —

Ihre Schritte waren kaum verhallt, als es nahe dem Torwege sich wieder zu regen begann. Karg und der Strandwenzel hatten sich in ihrem Versteck erhoben.

„Wünschen der Herr Notar, die Gruft nunmehr zu besichtigen?“ fragte letzterer aufmunternd, um Karg in eine Handlung zu verwickeln, wegen deren er sein Schweigen dann erkaufen mußte; „kamen wir eine Stunde früher, so traf man uns in bester Arbeit, wogegen wir jetzt keine Störung mehr zu befürchten brauchen.“

„Es ist nicht nötig,“ antwortete Karg grübelnd und schritt mit seinem Führer vom Friedhofe hinunter, „was ich zu wissen wünschte, habe ich erfahren.“

„Der Sarg ist leer, und der Herr Notar sind nicht länger im Zweifel über den Herrn Wenzel?“

„Der Sarg ist leer,“ gab Karg vorsichtig zu, „ob dieser Wenzel aber derjenige ist, für den das kleine Bett einst bestimmt gewesen, dürfte schwer zu beweisen sein. Jedenfalls haben wir es mit einem Menschen zu tun, der es mit der Wahl seiner Mittel nicht sonderlich genau nimmt. Kein ehrlicher Mensch bedient sich der Hilfe einer verrufenen Zigeunerin und deren vagabundierenden Sohnes. Und wo liegt die Erklärung dafür, daß er so plötzlich verschwand und sein Koffer auf geheimnisvolle Art abgeholt wurde? Sie erkannten in ihm den Menschen wieder, der bei Ihnen übernachtete?“

„Meinen Namensvetter erkannte ich ebenso genau, wie die Zigeuner-Marianne und ihren blödsinnigen Sohn.“

„Sie können es als Zeuge vor Gericht bekräftigen?“

„Mit so viel Eiden, wie verlangt werden.“

„Gut. Was wir selber ursprünglich hier bezweckten, kümmert niemand. Wäre der Mann ein wirklicher Schroda, so brauchte er nicht bei Nacht und Nebel sich mit verrufenem Gesindel umherzutreiben. Aber die Sache liegt klar. Man hat Wind von der Lage und den Verhältnissen der Familie erhalten und versucht einen schamlosen Betrug auszuführen; ohne unser Dazwischentreten wäre es ihnen vielleicht wirklich geglückt.“

„Im Schloß weiß man nichts von ihm?“ fragte der Strandwenzel anscheinend beiläufig.

„Nichts; ich hatte freilich auch keine Veranlassung, nach

ihm zu forschen und dadurch seinen versteckten Plänen vielleicht Vorschub zu leisten. Auch Sie werden aus solchen Gründen die ganze Angelegenheit als ein unverbrüchliches Geheimnis betrachten."

„Ich bin stumm wie 'ne Heringsseele," antwortete der Strandwenzel; „und dabei zeigte ich ihm selber den Weg nach dem Schloß."

„Daß er dort nicht eintraf, ist ein neuer Verdachtsgrund und rechtfertigt um so mehr, wenn man strenger gegen ihn vorgeht."

„Und dennoch möchte ich meine Seligkeit darauf verschwören, daß er derselbe Knabe ist, den ich vor dreißig Jahren an Bord des Schmugglers brachte," suchte der Strandwenzel listig den Notar in ein neues Gespräch über die Familie Schroda zu verwickeln.

„Es kann sein," gab Karg verdrossen zu, „stürzt er sich aber durch auffälliges Wesen und durch Handlungen, wie die eben beobachteten, in Schwierigkeiten, so hat er's sich selbst zuzuschreiben."

Von der Lichtung waren sie in den Wald eingetreten. Die im Schatten der Bäume herrschende Finsternis und die Unebenheit des Bodens zwangen sie, mehr auf ihre Schritte zu achten, und ihre Unterhaltung verstummte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Vermittlerinnen. Letzte Absage.

Es versprach wieder ein heißer Tag zu werden. Stephanie und Agathe benutzten daher die frühen Morgenstunden zu einem Spaziergange. Ihr heutiger Ausflug galt dem Herrenhause. Eichwerder, der sich ungern von dem Gedanken trennte, die Herrschaft Schroda anzukaufen, gab seinen Töchtern eine Strecke das Geleite.

„Ihr werdet ja nun sehen und hören," sagte er, „empfängt Herr von Schroda selber euch nicht, so genügt viel-

leicht euer Verkehr mit seiner Tochter, und sie hat ja euren Besuch nicht zurückgewiesen."

„Sie schrieb sogar freundlich, wir seien ihr willkommen," versetzte Stephanie, „und bestimmte die Stunde, in der sie uns erwarten würde."

Eichwerder nickte. „Ich kehre ins Schloß zurück," sagte er ernst; „was ich wünschen und hoffen soll, weiß ich nicht; von eurem Bescheid aber wird mein Entschluß abhängen."

So sprechend schlug er den Heimweg ein, während Stephanie und Agathe langsam die Richtung nach dem Herrenhause verfolgten.

„Von Wenzel immer noch keine Nachricht?" flüsterte Stephanie, sobald sie sich außerhalb der Hörweite ihres Vaters befanden.

„Keine," antwortete Agathe mit einem Ausdruck der Besorgnis. „Versuchtest du, Randal auf sein Erscheinen vorzubereiten?" fragte sie ängstlich."

„Ich versuchte es nur," antwortete Stephanie, „denn kaum nannte ich Wenzels Namen — vielleicht verriet ich etwas mehr Teilnahme, wie Randal gefiel — als die Zornesröte ihm bis zu den Schläfen hinaufstieg. Es seien zwischen Männern zuweilen Ausgleichungen unabweisbar, zischelte er, von denen das schwächere Geschlecht nichts zu wissen brauche und noch weniger etwas verstehe oder begreife. Ja, das sagte er, und der Zwist war fertig."

„Ich zittere bei dem Gedanken, daß der Zufall sie zusammenführen kann," bemerkte Agathe besorgnisvoll.

„Für welchen von beiden zitterst du?" fragte Stephanie, und obgleich ihre Stimme gleichmütig, sogar neckisch klang, ruhte in dem langen Blick, den sie in der Schwester Augen senkte, ein Ausdruck heimlicher Spannung.

Erst nach einigem Zögern erklärte Agathe unsicher:

„Ich wüßte nicht, wen ich bevorzugen sollte. Zittere ich, so geschieht es nicht für diese oder jene Person, sondern um der möglichen Folgen willen, die uns alle gleich furchtbar träfen."

„Eine wahrhaft diplomatische Wendung," meinte Ste-

phanie heiter, „aber es ist schon bemerkenswert, daß du unsern Verwandten dem Fremden nicht vorziehst."

„Ich bevorzuge keinen," bekräftigte Agathe lebhafter, „du hingegen hast nicht dein Äußerstes getan, Ranndal von dem Unsinnigen eines feindlichen Zusammenstoßes mit Wenzel zu überzeugen."

„Hätte ich es getan," erklärte Stephanie, „so wäre unfehlbar in ihm der Verdacht angeregt worden, daß ich Näheres über Wenzel wisse. Und mein Einfluß auf ihn reicht doch nicht weiter als der deinige."

„Nein, Stephanie, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben," wendete Agathe ein, „mich betrachtet er immer noch als ein Kind, während er von dir, trotz deiner oft harten Weise, sich leicht lenken läßt."

Stephanie lachte.

„Ja, er läßt sich von mir lenken, sogar mißhandeln, um immer und immer wieder das Kind Agathe als ein nachahmungswürdiges Beispiel vor mich hinzustellen."

„Er möchte Gleiches mit Gleichem vergelten," lachte Agathe nunmehr ihrerseits, „denn wie du Wenzels Partei ergreifst, tritt er auf meine Seite. Es mag unbesonnen klingen, allein zuweilen erscheint es, als riefest du absichtlich seine Eifersucht wach, die sich dann wieder in seinen Angriffen gegen Wenzel abzukühlen sucht."

„Wer gibt ihm ein Recht zur Eifersucht?" fragte Stephanie leidenschaftlich; „und wer legt mir die Verpflichtung auf, mich in seine Launen zu fügen? Ob ich ihn bevorzuge oder Wenzel, kümmert ihn nicht. Ich habe meinen freien Willen, und fiele es mir ein, den Herrn Wenzel — nebenbei ein abscheulicher Name — zu heiraten, vorausgesetzt er machte mir den Vorschlag, so hätte ich Ranndal am wenigsten Rechenschaft darüber abzulegen."

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Das eben geführte Gespräch schien Betrachtungen in ihnen angeregt zu haben, denen lauten Ausdruck zu verleihen, trotz des innigen schwesterlichen Vertrauens, heimliche Scheu sie hinderte. Etwas überrascht hemmten sie ihre Schritte, als

sie plötzlich den Sumpfgraben vor sich sahen und zwischen den schattigen Bäumen hindurch graues Mauerwerk entdeckten.

„Wir müssen hinüber," sprach Agathe, und Stephanie gleichsam den Weg zeigend, betrat sie den alten Steg. Auf der anderen Seite des Grabens blieb sie stehen, und die Schwester beobachtend, die vorsichtig ihre Schritte abmaß, bemerkten beide nicht, daß jemand sich ihnen näherte. Dem Herrenhause sich wieder zukehrend, sahen sie in geringer Entfernung Ottilie von Schroda, die, einen freundlichen Gruß auf den Lippen, vor sie hintrat.

„Seien Sie herzlich willkommen," milderte sie die Förmlichkeit, mit der sie sonst gewohnheitsgemäß jedem Fremden begegnete. „Ich bin gern bereit, Ihnen über alles, was Sie zu wissen wünschen, ausführlich Auskunft zu erteilen."

„Wir handelten vielleicht voreilig, als wir uns anmeldeten," nahm Stephanie höflich das Wort, und gleich ihrer Schwester legte sie ihre Hand in eine der ihnen gebotenen, „allein sicher finden wir nachsichtige Beurteilung, sobald der Zweck unseres frühen Besuches Ihnen nicht mehr fremd ist."

Ottilie wies auf eine dicht am Hause unterhalb eines offenen Fensters des Erdgeschosses stehende Gartenbank und entgegnete: „Ich würde Sie bitten, ins Haus einzutreten; aber in dem dumpfen Gebäude fänden wir schwerlich eine freundlichere Stätte, als hier draußen in freier Luft und im Schatten."

„Über einen von Ihnen ins Auge gefaßten Zweck habe ich in der Tat nicht ernstlich nachgedacht," fuhr Ottilie in ihrer gewinnenden Weise fort. Ich konnte nur voraussetzen, daß Sie Ihre zukünftigen Nachbarn kennen zu lernen wünschten" —

„Noch sind wir nicht Nachbarn," fiel Stephanie lebhaft ein, als hätte es sie gedrängt, ihr ganzes Herz auf einmal auszuschütten, „und wer weiß, ob wir jemals die Freude haben werden, auf solche Bezeichnung Anspruch zu erheben.

Heute scheint diese Möglichkeit wenigstens in weitere Ferne gerückt zu sein, denn je zuvor."

Sie waren vor der Bank eingetroffen. Die beiden Schwestern nahmen auf Ottiliens einladendes Zeichen Platz; diese dagegen folgte erst dann ihrem Beispiel, nachdem sie einen flüchtigen Blick durch das offene Fenster in das dahinter liegende Gemach geworfen hatte, in dem, von außen wenig bemerkbar, ihr Vater so nahe dem Fenster saß, daß er dem draußen geführten Gespräch ohne Mühe zu folgen vermochte. Persönlich mit den brieflich angemeldeten Fremden in Verkehr zu treten, hatte er sich standhaft geweigert; jedoch gespannt, die künftigen Bewohner des Schlosses Schroda kennen zu lernen, wählte er ein Mittel, zu dem Ottilie schwerlich ihre Einwilligung gegeben hätte, wäre sie nicht von der Hoffnung erfüllt gewesen, ihn um seiner selbst willen den voraussichtlich sehr günstigen Bedingungen Eichwerders zugänglicher zu machen.

„Ich begreife," nahm Ottilie das Gespräch wieder auf, „daß jemand, der den ernsten Willen hegt, die Liegenschaften von Schroda käuflich zu erwerben, die Perle der Herrschaft, den Park, nicht entbehren möchte und von dessen Vereinigung mit dem Ganzen den endgültigen Entschluß abhängig macht."

„Die Vereinigung ist in der Tat eine Hauptbedingung," bestätigte Stephanie mit leichter Verwirrung, „verstanden wir beide uns aber dazu, in diesem einzigen Falle mit einzugreifen, so trieb uns nicht etwa Ungeduld, einen lang gehegten Traum, ich meine den des Landlebens, verwirklicht zu sehen. Es ist vielmehr unsere Aufgabe, da, wo die Leidenschaften und Neigungen der Männer bestehende Schranken mit rauher Entschiedenheit zu überschreiten trachten, vermittelnd zu wirken."

„Herr Eichwerder hätte keine geeigneteren Vertreter abordnen können, um seinen Wünschen Beachtung zu verschaffen," versetzte Ottilie etwas lauter, um im Zimmer verstanden zu werden, „und mein Vater und ich erkennen

dankbar an, daß er schonend die mildeste Form der Verhandlung wählte. Hätte er Sie mit den entsprechenden Vollmachten ausgerüstet" —

„Vollmachten besitzen wir nicht," fiel Stephanie höflich ein, „wenn unserem Besuch dennoch ein gewisser geschäftlicher Charakter beigelegt werden soll, so möchte ich ihn als den einer Art Vorarbeit bezeichnen. Wir sollen den Weg erkunden, auf dem spätere Entschlüsse leichter ins Werk zu setzen wären."

„Unsere Ansichten stimmen aber mit denen unseres Vaters vollkommen überein," beteiligte sich Agathe an dem Gespräch. „Es würde uns beglücken, die Herrschaft Schroda als ein ungeteiltes Ganzes unser eigen zu nennen."

„Wir sind vollkommen einig," ergänzte Stephanie ihrer Schwester Erklärung mit Wärme, „nur dann die von Herrn Karg vorgeschlagenen Bedingungen zu den unsrigen zu machen, wenn wir von dem Bewußtsein getragen werden, daß Herr von Schroda und Sie selbst mit unbeeinflußtem freiem Willen Ihre Zustimmung erteilen, und daß bei dem darauf folgenden Scheiden bei keinem von Ihnen ein bitteres Andenken zurückbleibt."

Nach diesen Erklärungen sahen beide auf Ottilie, eine Rückäußerung erwartend. Dieser aber schienen die Worte zu fehlen. Sie konnte nicht fassen, was sie gehört. Sie hatte erwartet, Bundesgenossen in ihnen zu finden, und nun mußte sie gerade das Gegenteil erleben. Wehmut erfüllte sie, indem ihre Gäste nur Saiten anschlugen, die einen tiefen Widerhall in ihrer Seele weckten; und doch mußte sie es als ein Glück preisen, wenn sich unter annehmbaren Bedingungen ein Käufer zu den Reservaten fand. Gern hätte sie den beiden Schwestern offenes, rückhaltloses Vertrauen entgegengetragen, allein wie sollte sie es beginnen, ohne die Röte der Scham in ihre Wangen emporsteigen zu fühlen, ohne die Wunde im Herzen ihres lauschenden Vaters aufs neue und schmerzlicher bluten zu machen? Stephanie und Agathe beobachteten sie gespannt.

Ihr fortgesetztes Schweigen wirkte bereits peinlich, als Ottilie sich ihnen endlich wieder zuwandte und mit einem schwermütigen Lächeln erklärte:

„Ich erwartete anderes von Ihnen zu hören, lebte der Überzeugung, daß der Park mit seinen alten Buchen und Eichen einen solchen Eindruck auf Sie ausgeübt habe, daß Sie ihn um jeden Preis zu erstehen wünschten."

„Die alten Buchen und Eichen," versetzte Agathe schwärmend, „würden vielleicht traurig auf uns niederschauen, klagend um ihren früheren Herrn, wenn wir ihn, ob auch ohne die Absicht, ihm wehe zu tun, verdrängten."

Ottilie war ratlos. Nachdem sie bisher von dem Verkauf der Reservate Rettung aus schrecklicher Bedrängnis erwartet hatte, sah sie sich plötzlich wieder in den Abgrund drohender Not hinabgestoßen. Diese abermalige Wendung umfing ihren Geist in einem so hohen Grade, daß sie nicht hörte, wie hinter ihr in dem Zimmer eine Tür leise geöffnet wurde, vorsichtige Schritte auf dem Flurgange ertönten und endlich in der nahen Haustür verstummten. Doch auch Stephanie und Agathe hörten nicht, was hinter ihnen vorging, so ängstlich beobachteten sie Ottilie. Sie wurden erst aufmerksam, als der alte Herr von Schroda dicht vor ihnen stand.

Einige Sekunden zögerte er. Hatte schon vorher das jäh wachgerüttelte Blut seinen Weg in das hagere Antlitz hinauf gefunden, es mit einer hektischen Röte bedeckend, so erhielten auch seine Augen erhöhten Glanz, sobald er das liebliche Schwesternpaar vor sich stehen sah. Milde bewegt, wie Ottilie es kaum jemals von ihm vernommen hatte, klang seine Stimme, indem er, den beiden Mädchen die Hände bietend, begann:

„Gibt es denn noch fühlende Herzen in der Welt? Ja, ja, ich täusche mich nicht. Seien Sie mir willkommen, meine lieben, jungen Damen, herzlich willkommen auf dem Boden, auf dem der letzte Schroda sich, als auf seinem unveräußerlichen Erbsitz, schlafen legen wird. Dann, Ottilie,

meine Tochter, magst du handeln, wie es dir angemessen erscheint. Mein Segen soll dich begleiten, wenn du, die letzte deines Stammes, ein Übereinkommen mit anderen Menschen trifft, infolgedessen diese beiden lieben Kinder deine Nachbarn oder Nachfolgerinnen werden."

„Wir wagten nicht, um die Vergünstigung zu bitten, Ihnen vorgestellt zu werden," hob Stephanie ehrerbietig an, und teilnahmsvoll betrachtete sie die gebeugte Greisengestalt mit dem unauslöschlichen Gepräge eines unbeugsamen

Stolzes, „nein, und wir hegten auch nicht die Absicht, eine Störung zu verursachen. Was uns hierher führte —"

„Ich hörte es," fiel Herr von Schroda ein, und er richtete sich etwas höher auf, „und für jedes Wort, das Sie und Ihre freundliche Schwester sprachen, segnet Sie ein alter, vereinsamter Mann. Sie sind liebe, vortreffliche Kinder, und wohl möchte ich Sie als Freundinnen meiner eigenen großherzigen und schwer geprüften Tochter wissen; allein um den Preis dieses Parkes kann ich es nicht ins Werk setzen — wir müßten dann ja ohnehin von Ihnen scheiden. Nein, nein, von meinem alten Hause und dem Park trenne ich mich nur mit meinem Leben. Sie verstehen mich; die Worte, die ich erlauschte, bürgen mir dafür. Und nun gehen Sie, meine Damen, gehen Sie und sagen Sie jedem, der nach dem Besitze des Parkes strebt, er würde erst nach meinem Tode verfügbar. Erzählen Sie, was Sie sahen, und ich denke, man wird davon abstehen, ferner in mich zu dringen."

„Es wird kein Versuch mehr unternommen werden," erklärte Stephanie zuversichtlich, „wenigstens nicht von seiten meines Vaters, nicht von denjenigen, die er zu beeinflussen vermag."

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," versetzte der alte Herr, und er lächelte verbindlich, zugleich stützte er sich mit der linken Hand auf die Lehne der Bank, die rechte wieder den beiden Mädchen darbietend. „Ich — ich — — ja, mein Körper ist nicht mehr der stärkste, — ich bedarf einer kurzen Ruhe — leben Sie wohl — bevor Sie diese Gegend verlassen, besuchen Sie mich aber wohl noch einmal."

„Wir kommen," antwortete Stephanie bewegt, denn es schnitt ihr durch die Seele, zu beobachten, wie der hinfällige Greis seine letzten Kräfte aufbot, um nicht zusammenzubrechen. Dann nahm sie Agathens Arm, die ähnlichen Empfindungen in noch erhöhtem Grade unterworfen war, und sich zwischen den Tannen hindurchdrängend, gelangten sie wieder in den Pfad. Zurückzuschauen wagten sie nicht; sie fürchteten, dem alten Herrn länger einen nur mühsam er-

tragenen Zwang aufzuerlegen. Dieser dagegen war, nachdem die Tannenzweige sich kaum hinter den Scheidenden geschlossen hatten, auf die Bank gesunken. Das Haupt tief geneigt, schien das Leben fast von ihm gewichen zu sein.

Achtzehntes Kapitel.

Die alten Rivalen. Zwei Verlobte.

Nachdem Eichwerder sich von seinen Töchtern getrennt hatte, war die Umgebung der Einsiedelei nicht lange vereinsamt geblieben. Fast genau auf derselben Stelle, auf der Marianne ihn einige Tage vorher nach seiner Zusammenkunft mit Agathe ins Dickicht hineinzog, trat Wenzel in den Pfad. Einen träumerischen Blick sandte er um sich, dann näherte er sich dem wurmstichigen Holzgebäude. Seit seiner Übersiedelung nach der Sandheide war er auffallend bleich geworden. Wie Ermüdung sprach es aus seinen Zügen, melancholisch schauten seine Augen, als hätte Trauer um jüngst verstorbene Angehörige ihn erfüllt. Den Ratschlägen der bewährten Freundin des Hauses Schroda gegenüber hatte er bis zu einem gewissen Grade seine Selbständigkeit aufgegeben. Gleichsam gebannt an die elende Erdhütte, verstrichen ihm die Stunden wie Ewigkeiten. Bleierne Schwere lagerte auf seinem Gemüt, nur unterbrochen durch sich vielfach wiederholende Seelenkämpfe, in denen er nicht wußte, ob er mit dem Geschick hadern, oder es für seine wundersamen Fügungen preisen sollte.

Seine Blicke bald über die öde Fläche hinsendend, bald in die Wipfel der Bäume gerichtet, überraschte es ihn, sich plötzlich vor dem über den Sumpfgraben führenden Stege zu befinden, auf dem er jüngst den Park verlassen hatte. Sinnend blieb er stehen. Wohl hatte Marianne ihn gewarnt und gebeten, noch kurze Zeit den Verkehr mit anderen Menschen zu meiden; indem er aber nach dem jenseitigen Ufer hinübersah, war ihm, als hätte der Park ihn

mit Zaubergewalt angezogen, als hätte der Schatten der hundertjährigen Bäume beruhigend auf ihn einwirken, ihn stählen müssen zu den kommenden Ereignissen.

Träumerisch schritt er über den morschen Brückenbalken in den stillen Park hinein. Sinnend betrachtete er die zerfallene Eremitage. Unwillkürlich suchte er sich deren Bild zu vergegenwärtigen, als sie noch eine Heimstätte des Frohsinns und der Sorglosigkeit war, als glückliche Menschen sie belebten, der Wald ringsum widerhallte von jubelnden Stimmen und herzlichem Lachen. Unter dem Einfluß der ringsum herrschenden tiefen Stille seinen Träumereien nachhängend, entschwand die Zeit ihm unmerklich. Er schien die Empfindung für äußere Eindrücke verloren zu haben, hörte nicht, daß in der Richtung vom Schlosse her sich Schritte näherten und unterschied nicht, daß sie ihm fast gegenüber in dem Wege verstummten.

„Heda, guter Freund! sind hier vielleicht zwei Damen vorübergekommen?" ertönte Ranndals Stimme.

Wie von einem vergifteten Pfeil getroffen, fuhr Wenzel empor. Einen erstaunten Blick warf er auf seinen nicht minder erschreckten Gegner, dann aber vollkommen Herr seiner selbst, schritt er gemessen auf Ranndal zu und sprach noch während des Gehens:

„Ich vermute fast, Ihre Anrede gilt mir, möchte sie indessen wiederholt hören, bevor ich eine Antwort erteile."

Ranndal stand wie gelähmt. Das Blut, das beim ersten Erkennen des verhaßten Feindes eine tiefe Glut über sein Antlitz ausgebreitet hatte, wich jäh zurück. Bleich, wie seinen Sinnen nicht trauend, starrte er auf ihn, den er als die Quelle aller erfahrenen Demütigungen betrachtete und bisher auf der anderen Seite des Ozeans wähnte. Doch das Erstaunen über das unvermutete Zusammentreffen wurde schnell durch ein Heer einander widersprechender Gedanken überflutet. Vor seinen Augen flimmerte der auf Glas geschnittene Name Stephaniens; in seinen Ohren klangen deren spöttische Bemerkungen, daß man einem fernen Freunde den Weg zu zeigen beabsichtige. Er konnte

nicht länger glauben, daß diesem Verfahren nur unschuldige Lust an Neckereien zugrunde gelegen habe; es mußte ein verabredetes gewesen sein. Namenlose Wut ergriff ihn bei dem Verdacht, daß, während er noch immer die Geliebte zu gewinnen hoffte, diese sich bereits einem anderen zugesagt habe. Und wem? Einem Abenteurer, der vielleicht gar seinen wahren Namen verheimlichte! Seine letzten Zweifel wichen angesichts des fast untrüglichen Beweises, daß Wenzel schon länger in der Nachbarschaft weilte und im Schlosse nicht vorsprach, nur um ungestört mit Stephanie zu verkehren, sie unbemerkt zu sehen. Denn zu welchem anderen Zweck, als um mit ihm zusammenzutreffen, hatten die beiden Schwestern sich ohne seine Begleitung schon in aller Frühe nach dem Park begeben? Und wie klar wurde ihm plötzlich, weshalb Stephanie vor einigen Tagen, anscheinend sorglos, das Gespräch auf den vermeintlich Abwesenden lenkte und so kurz abbrach, als er nicht leugnete, daß zwischen ihm und jenem eine Ausgleichung vielleicht nur mit der Waffe in der Faust herbeigeführt werden könne.

„Hätte ich Sie erkannt," sprach er, die funkelnden Blicke fest auf Wenzel gerichtet, „so würde ich vielleicht eine andere Form der Frage gewählt haben. Doch es ist immer noch nicht zu spät. Wie soll ich es also deuten, und als Verwandter des Herrn Eichwerder bin ich zu der Frage berechtigt, daß Sie in der Nachbarschaft weilen, ohne im Schloß wenigstens Kunde von Ihrer Nähe gegeben zu haben?"

Auf Wenzels Züge trat ein eigentümliches Lächeln der Überlegenheit. Es prägte sich darin aus, daß er seine Anwesenheit in dem Park für berechtigter hielt, als die seines Gegners. Der gleiche für Randal verletzende Ausdruck lag im Ton seiner Stimme, indem er, jedes einzelne Wort bedachtsam abwägend, langsam sprach:

„Ich räume ein, mein Aufenthalt hier ist rätselhaft, allein ich wüßte nicht, wem ich dafür Rechenschaft schuldig wäre."

„Sie geben aber zu, seit längerer Zeit in der Nachbarschaft zu weilen?"

„Ich habe keine Veranlassung, es abzuleugnen, und es mögen noch viele Tage vergehen, bevor ich für gut befinde, aus meiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Sie sehen, ich bin offenherzig, vielleicht offenherziger, als ich es jedem anderen gegenüber wäre."

„So gestatten Sie mir auch, meine Schlüsse über Ihr geheimnisvolles Treiben zu ziehen?"

„Warum sollte ich nicht?"

„Sie entsinnen sich der Worte, die wir in den Scott-Bluffs im Augenblick des Scheidens miteinander wechselten?"

„Sie gipfelten darin, daß die Erde zu wenig Raum für uns beide habe," antwortete Wenzel lächelnd, denn eingedenk seiner Zusammenkunft mit Agathe, befestigte sich sein Vorsatz, jedem feindlichen Zusammenstoß auszuweichen.

„Es waltet also kein Mißverständnis," versetzte Rannal, äußerlich ebenfalls ruhig, während heimlicher Grimm ihn förmlich verzehrte, „Sie scheinen indessen kein so hohes Gewicht auf jene Verabredung gelegt zu haben, wie es im allgemeinen unter Ehrenmännern Sitte ist."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Befand ich mich an Ihrer Stelle," bemerkte Rannal spöttisch, „so wäre es mein erstes gewesen, mich auf dem Schlosse vorzustellen, um auch den leisesten Schein eines bösen Verdachtes von mir abzuwälzen."

Wenzel, obwohl durch die neuen Angriffe erregt, zuckte die Achseln.

„Sie meinen den Verdacht der Besorgnis um mein Leben?" bemerkte er darauf gleichmütig; „nun, in meinen Jahren, zumal mit einer Vergangenheit, wie die meinige, ist man ziemlich erhaben über derartige Urteile."

„So sind Sie geneigt, jene Verabredung als einen Scherz zu betrachten, wie er unter Schulbuben üblich?"

„Etwas Knabenhaftes mag solche Angelegenheiten charakterisieren," antwortete Wenzel, „das hindert indessen nicht, daß ich mich unter Umständen der bestehenden Sitte

oder Unsitte unterwerfe. Wann ich dagegen mich Ihnen zu Diensten stelle, ist eine Frage, die ich in dieser Stunde nicht zu beantworten vermag. Ich habe meine Verpflichtungen. —"

Randal lachte so höhnisch, daß Wenzel das Blut ins Antlitz stieg.

„Ich errate die Verpflichtungen!" rief er aus, „sie bestehen darin, daß man sich einer Dame zu erhalten wünscht, die es unternahm, in die Rolle einer Vermittlerin zwischen uns einzutreten — o, jetzt ist alles mir klar! Jedes Wort hatte seine Bedeutung."

„Und wer war es, der eine Angelegenheit, die man sonst zu verheimlichen pflegt, zum Gegenstande seiner Unterhaltung mit anderen wählte?" fragte Wenzel kurz und scharf.

„Ei, wie alles bis ins kleinste hinein zwischen Ihnen erörtert worden ist," höhnte Randal, „gut, ich will nicht störend einschreiten, ich will sogar zurücktreten; um den beiderseitigen Kummer zu ersparen, will ich mich gleich entfernen — abreisen, um die verabredete Zusammenkunft —"

„Sie werden bleiben," fiel Wenzel nunmehr heftig ein, und er erhob die Hand, wie um Randal an der Schulter zu ergreifen, ließ sie aber sogleich wieder sinken. „Sie werden bleiben, bis ich Sie überzeugt habe, daß die den Töchtern des Herrn Eichwerder zugeschleuderten Beleidigungen die Ausgeburt einer augenblicklich unzurechnungsfähigen Phantasie sind. Wie Sie über mich urteilen, kümmert mich wenig; wagen Sie dagegen nicht, meine mit Rücksicht auf die beiden Schwestern abgelegten Erklärungen zu bezweifeln!" und drohend klang seine Stimme und leidenschaftlich glühten seine Augen, indem er sich Randal noch um einen halben Schritt näherte und ihn fest ansah.

„Leugnen Sie noch, daß es besser wäre, ständen uns jetzt andere, schärfere, durchschlagendere Mittel zum Ausgleich zu Gebote, als die Sprache sie gewährt?" fragte Randal totenbleich und seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Wir werden diese Mittel zu seiner Zeit zu finden

wissen, wenn es einmal nicht anders sein kann," antwortete Wenzel ruhiger, „bis dahin aber halte ich für ratsam, weitere Erörterungen zu sparen, zumal Sie kein Verständnis für Vernunftgründe zu besitzen scheinen."

„Zurzeit fehlt mir auch die Neigung, in irgendwelchen Verkehr mit jemand zu treten, von dessen Vergangenheit man nicht mehr weiß, als er selbst beiläufig mitzuteilen für gut hielt," erklärte Randal in seinem zügellosen Bestreben, den nach seiner Überzeugung glücklicheren Rivalen bis auf den Tod zu beleidigen.

Er machte Miene, sich abzukehren und nachlässig davonzuschreiten, als es plötzlich wie ein wilder Triumph über sein erregtes Antlitz glitt. Sich augenscheinlich weidend an Wenzels Unentschiedenheit, der sich wieder des mit Agathe geführten Gespräches entsann, bemerkte er mit spöttischem Nachdruck:

„Eine seltsame Kunde ist mir von jemand zugetragen worden, der in ernsten Dingen nicht leicht Täuschungen unterliegt. Ein Unbekannter soll sich in der Nachbarschaft umhertreiben, sogar sich erkühnt haben, nächtlicherweile mit einigen Genossen in ein Grabgewölbe einzudringen, Särge zu öffnen und längst vermoderte Leichen zu berauben."

Wie von einem Blitz getroffen, prallte Wenzel bei diesen Worten zurück. Sein Antlitz erbleichte, seine Haltung erschlaffte, und auf Sekunden fehlte ihm die Fassung zu einer Erwiderung. Randal triumphierte, und bei dem augenscheinlichen Beweise, daß die Anklage den richtigen Mann gefunden habe, seine Überlegung zurückgewinnend, fuhr er mit demselben spöttischen Nachdruck fort:

„Es sind bereits Anstalten getroffen worden, jenen Fremden zu ermitteln und unschädlich zu machen. Ich bin daher wohl zu entschuldigen, wenn ich jeden weiteren Verkehr mit Ihnen ablehne, bis ich die Überzeugung hegen darf, daß Sie in keiner Beziehung zu dem mit großer Bestimmtheit auftretenden, wenn auch vorläufig noch geheim gehaltenen Gerücht stehen."

Er kehrte sich hochmütig ab, aber zwei Schritte hatte

er erst zurückgelegt, als eine eiserne Faust seine Schulter packte und er mit unwiderstehlicher Gewalt herumgerissen wurde, worauf die Hand von seiner Schulter zurücksank.

Dieser tätliche Angriff, zu dem Wenzel sich in seiner wildentflammten Leidenschaftlichkeit hatte hinreißen lassen, wirkte förmlich lähmend auf Randal ein. Hätte sich eine Waffe im Bereich seiner Hände befunden, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, sie gegen seinen Gegner zu gebrauchen. Jetzt aber war er so verwirrt, so gänzlich kopflos, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, sondern nur auf Wenzel hinstarrte, wie eine günstige Gelegenheit erspähend, ihm an die Kehle zu springen und ihn zu erwürgen. Aber auch Wenzel, wie der Übereilung sich schämend, hatte seine Selbstbeherrschung vollständig verloren.

„Herr von Randal," sprach er, und es war, als zwängen die Worte sich mit Widerstreben zwischen seinen Zähnen hindurch, „es wäre mir ein Leichtes, die elenden Anklagen auf der Stelle an Ihnen zu rächen, und einem Auftreten, wie dem Ihrigen gegenüber ist es verzeihlich, wenn man die Rücksichten vergißt, die man sich selbst schuldet, allein Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Empfindungen, die zu tadeln ich weit entfernt bin, haben Sie blind gemacht. Ich könnte Sie mit zwei Worten aufklären, aber ich

will nicht. Nur so viel: Der Tag ist nicht fern, an dem Sie bereuen werden — —"

Er kam nicht weiter. Ausrufe des Erschreckens ertönten hinter ihm, und als er von Rannbal abließ, standen zu beiden Seiten von ihm Stephanie und Agathe. Schon in größerer Entfernung hatten die beiden Schwestern die leidenschaftlich erregten Stimmen vernommen und, das schlimmste befürchtend, ihre Schritte beschleunigt. Als sie aber deutlich Drohworte unterschieden und endlich bei einer Biegung des Weges die Gegner in feindlicher Haltung einander gegenüberstehen sahen, flogen sie förmlich herbei, um ein größeres, nicht mehr rückgängig zu machendes Unglück zu verhüten. Allein dadurch, daß die beiden Männer in ihrer Erregung jeder nur noch Blicke und Sinn für seinen Gegner hatte, war es erklärlich, daß sie die Schwestern kaum eher bemerkten, als bis diese sich bei ihnen befanden. Doch was auch immer auf den Lippen des einen oder des anderen geschwebt haben mochte, sobald die beiden Mädchen eingetroffen waren, erfolgte ein Schweigen, wie wohl geschehen mag, wenn nach Beobachtung eines furchtbaren Ereignisses sich Erstarrung um die Gemüter legt. Bleich standen die Männer. Bleich, atemlos nach dem heftigen Laufe standen die Schwestern, ringend nach Fassung, unentschieden, unentschlossen, wie sie ihren Einfluß auf die erbitterten Gegner geltend machen sollten.

Wie gewöhnlich in ernsten Lagen fand auch hier Stephanie zuerst die Sprache wieder. Als Vorbote ihrer Worte eilte brennende Glut über ihr schönes Antlitz. Ein Blick der Teilnahme streifte den düster dareinschauenden Wenzel; dann funkelten ihre tiefblauen Augen auf Rannbal, und wie einer ihr innewohnenden, alles bewältigenden Kraft sich bewußt, richtete sie sich stolz empor.

„Ist das die freundschaftliche, verwandtschaftliche und noch tiefere Anhänglichkeit, die Sie immer auf der Zunge führen, Vetter?" fragte sie streng; „ist das die Art der Gastfreundschaft, wie mein Vater selbst sie ausübt und von allen, die zu ihm gehören, sie ausgeübt wissen will?"

Randal öffnete die Lippen, wie zu einer Erwiderung, allein der Blick, den Stephanie in seine Augen senkte, wirkte fast vernichtend auf ihn ein. In dem Bewußtsein, durch blinden Zorn zu den wildesten Schmähungen seiner jungen Verwandten hingerissen worden zu sein, und bis ins Herz hinein getroffen von dem herben Vorwurf, verlor er die letzte Spur seines stolzen Selbstgefühls. Angesichts der geliebten Erscheinung, die wie eine Rachegöttin vor ihm stand, beschlichen ihn Empfindungen, als ob er nunmehr unrettbar in einen Abgrund des Verderbens hinabgestoßen worden wäre. Er sah nicht, daß Stephanie sich Wenzel zukehrte, fühlte nicht, daß Agathe, bebend vor Entsetzen, seine Hand ergriff und ihn sanft zurückzog, als hätte sie befürchtet, ein Wort könne den Zorn der einander gegenüberstehenden Feinde aufs neue entflammen lassen und zu einer verderblichen Katastrophe führen.

„Herr Wenzel," redete Stephanie diesen an, und sie reichte ihm unbefangen die Hand, „ich hoffte auf ein Wiedersehen, suchte sogar nach besten Kräften ein solches zu ermöglichen, konnte aber nicht ahnen, daß statt einer herzlichen Begrüßung, statt eines aufrichtigen Willkommens eine derartige Szene die Stunde des Wiedersehens verbittern würde."

„Meiner Freude ist kein Abbruch geschehen," antwortete Wenzel aufatmend und mit Gewalt den Eindruck des eben Erlebten von sich abstreifend, „trug indessen meine Begegnung mit Herrn von Randal nicht einen Charakter, wie ich es wohl gewünscht hätte, so darf nicht übersehen werden, daß er unvorbereitet war, daher unter dem Eindruck des Augenblicks handelte, überhaupt alle Umstände sich verschworen hatten, meine zufällige Anwesenheit hier in einem ungünstigen Licht erscheinen zu lassen."

Indem Randal hörte, wie Wenzel ihn zu entschuldigen suchte, bäumte sein Hochmut sich noch einmal auf. Heftig entriß er Agathe seine Hand, und sich in die Brust werfend, stand er im Begriff, in das zwischen Wenzel und Stephanie

geführte Gespräch einzugreifen, als Agathe ihn wiederum zurückhielt.

„Moritz," bat sie leise, und Tränen drangen in ihre Augen, und daß sie ihn beim Vornamen nannte, offenbarte am verständlichsten ihre tiefe Erregung, „Moritz, wenn Ihnen nur im geringsten an unserem Frieden gelegen ist, so mäßigen Sie sich. Überlegen Sie, bevor Sie irgendeinen Entschluß, sei es zum Guten, sei es zum Bösen, fassen."

Und Randal, als hätte die sanfte Stimme einen unwiderstehlichen Zauber in sich geborgen, verlor seine herausfordernde Haltung. Er duldete, daß Agathe seine Hand wieder ergriff und noch weiter mit sich fortzog. Sogar sein Haß gegen Wenzel schien in dem Bewußtsein zu ersticken, die letzte Hoffnung auf den Besitz der Geliebten verloren zu haben. Stephanie dagegen führte ihr Gespräch mit Wenzel lebhaft weiter, als hätte sie sich mit ihm allein in dem Park befunden.

„Es ist wahr," ging sie auf seine Erklärung ein, „Randal konnte Ihre Nähe nicht ahnen; trotzdem fällt ihm allein die Schuld an dem peinlichen Auftritt zu. Er mußte wissen, was er meinem Vater, was er einem bei uns gern gesehenen Gast schuldig war. Und nun eine Frage; ich richte sie an einen — ich wiederhole ausdrücklich: an einen gern gesehenen Freund," und noch immer hielt sie seine Hand, „sagen Sie mir, ist Ihre beiderseitige Abneigung so weit gediehen, daß ein friedlicher Ausgleich nicht mehr möglich erscheint?"

Wenzel meinte zu träumen. Er fühlte den warmen Druck von Stephaniens Hand, entdeckte in ihren Augen eine größere Besorgnis, als zu offenbaren sie vielleicht beabsichtigte, und in den Hintergrund trat die jüngste Vergangenheit vor der sinnverwirrenden Gegenwart.

„Ihr Schweigen erscheint Unheil verkündend," hob Stephanie wiederum und dringender an, als er noch zögerte, „erwägen Sie alles, erwägen Sie, daß, wenn ein Opfer von Ihnen gefordert wird, Sie es meiner Schwester

bringen. Sprechen Sie, sprechen Sie nur ein Wort; lassen Sie mich nicht länger im Zweifel: gehört eine Versöhnung in der Tat zu den Unmöglichkeiten?"

Wenzel war ihren Blicken ausgewichen. Indem er an ihr vorbeisah, gewahrte er, daß Agathens Augen, von Tränen umflort, an seinen Lippen hingen, dann aber sich schnell wieder auf Randal richteten. Er hörte ihre sanfte, schmeichelnde Stimme, sah, wie sie Randals beide Hände hielt und mit unverkennbarer Angst nach Gründen suchte, ihn zu beruhigen. Blitzgleich leuchtete es plötzlich in seiner Seele auf. Die vertrauliche Annäherung Agathes an ihren Verwandten, wie eine solche bisher nie stattgefunden hatte, betrachtete er als eine durch Bangigkeit bewirkte unbewußte Offenbarung ihrer geheimsten Herzensregungen, und innige Teilnahme und tiefe Trauer zogen zugleich in seine Brust ein. Ein unendliches Gefühl des Alleinseins, des Entsagens bemächtigte sich seiner. Wie Eiseskälte durchrieselte es ihn. Ihm war, als hätte er die alten Vorfahren in dem kürzlich besuchten Grabgewölbe um ihre ungestörte Ruhe beneiden müssen, und weich, versöhnlich klang seine Stimme, indem er sich Stephanie wieder zuwandte.

„Ist denn überhaupt etwas vorgefallen, was tödliche Feindschaft zwischen Herrn von Randal und mir bedingte?" fragte er, „ich glaube kaum. Fern liegt es mir, einen Schatten auf den Charakter Ihres Verwandten zu werfen, im Gegenteil, ich kann ihm meine Achtung nicht versagen. Nein, nein, bis jetzt ereignete sich nichts, was eine — nun, eine friedliche Annäherung ausschlösse. Stellte er meine Geduld auf die Probe und zwang er mich zu heftigen Erwiderungen, so vergesse ich gern alle Beleidigungen, die er, von verzeihlicher Selbsttäuschung befangen, mir zufügte. Ja, ich verzeihe sie von Herzen —" und er lächelte bitter, indem seine Augen wieder Agathens bebende Gestalt suchten, „und jetzt und unter solch holder Einwirkung, die zugleich mit so viel gütiger Nachsicht verbunden, nehme ich gern jedes herbe Wort zurück, das er von mir hörte. Und ist erst eine offene Erklärung erfolgt, dann wird auch er nicht zögern, die

bisher zwischen uns schwebende Wolke als beseitigt zu betrachten."

Aufmerksam war Stephanie seinen Worten gefolgt, aufmerksam und mit sichtbarer Befriedigung. Nur als er wiederholte, daß er jetzt gern zur Versöhnung geneigt sei, sprach es wie Befremden aus ihren Augen, und sie errötete und entzog ihm sogar ihre Hand, als er ihren Einfluß auf seine Stimmung hervorhob.

„Ich konnte nichts anderes erwarten," entgegnete sie befangen, sobald Wenzel schwieg, „nichts anderes, als daß Sie bei Beurteilung des an Lebenserfahrungen weit hinter Ihnen zurückstehenden Randal allen Verhältnissen Rechnung tragen würden. Und es gibt ja so manches, was sein leidenschaftliches Auftreten, wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens erklärt." Ihre Blicke ruhten einige Sekunden mit Herzlichkeit auf Randal, dann fuhr sie bewegter fort: „Eine freundschaftliche Annäherung muß stattfinden, aber ich begreife, die Gemüter bedürfen der Zeit, um sich vorher zu beruhigen; verständige Überlegung muß an Stelle des Starrsinns treten — doch nicht hier ist der Ort zu Erklärungen, nicht hier; begleiten Sie uns. Das Willkommen meines Vaters wird Sie für die bitteren Erfahrungen entschädigen, seine ungeheuchelte Freude, Sie wiederzusehen, die peinliche Erinnerung an diese Stunde verwischen. Die beiden da mögen vorausgehen. Agathe mit ihrer sanften Weise wird Randal in ein Kind verwandeln — — kommen Sie, kommen Sie —"

„In das Schloß?" fragte Wenzel, wie aus einer Betäubung erwachend, und vor seine Seele traten alle Erlebnisse der jüngsten Tage, trat Randals Anklage, die bewies, daß sein nächtlicher Besuch in dem Totengewölbe nicht geheim geblieben, „in das Schloß Schroda?" wiederholte er, und als er Stephaniens schmerzliches Befremden gewahrte, fügte er beinahe flehentlich hinzu: „Nein, dorthin nicht, es ist unmöglich. Aber bei allem, was Ihnen heilig, beschwöre ich Sie: beurteilen Sie meine Weigerung nicht nachteilig. Es gibt Umstände, die sich wie eiserne Banden um den

Willen eines Menschen legen — nein, heute nicht — vielleicht in wenigen Tagen — und dann soll Ihnen eine Erklärung meines rätselhaften Verfahrens nicht vorenthalten bleiben.

Stephanie sah vor sich nieder. Die Lippen preßte sie wie im Unmut zusammen. Es war ihr peinlich, eine vergebliche Bitte getan zu haben, Widerstand zu finden, wo sie glaubte, auf bereitwilliges Entgegenkommen rechnen zu dürfen.

„Einer solchen Weigerung gegenüber muß ich es wohl aufgeben, meine Einladung zu wiederholen," sprach sie gedämpft, und wiederum betrachtete sie Randal, als hätte sie es seinetwegen doppelt bitter empfunden, von jemand, den sie bisher hoch bevorzugte, gewissermaßen zurückgewiesen worden zu sein, als hätte sie befürchtet, den Ausdruck der Schadenfreude auf seinem Antlitz zu entdecken. „Mein Vater wird es aber beklagen, und ich bin überzeugt, bevor wir dieser Gegend auf ewig Lebewohl sagen, würden wir einige glückliche Tage verlebt, den letzten Mißton zwischen den beiden alten Gegnern verscheucht, neuen Stoff zu heiteren Rückerinnerungen aufgespeichert haben."

„Der Ankauf der Herrschaft ist nicht fest beschlossen?" fragte Wenzel mit einer Teilnahme, die Stephanie sichtlich überraschte; denn sie sah forschend in seine Augen, und indem sie sich stolz aufrichtete, trat ein herbes Lächeln auf ihre Lippen. Sie konnte nur glauben, daß er dem Gespräch einen gleichgültigeren Charakter zu verleihen wünschte.

„Nein," antwortete sie darauf, „nicht beschlossen, sondern meine Schwester und ich haben sogar die dringendste Ursache, zu befürworten, daß unser Aufenthalt hier abgekürzt werde. Ihnen sind die hiesigen Verhältnisse, bis auf das, was Sie mit Agathe gemeinschaftlich im Herrenhause beobachteten, fremd; sicher stimmten Sie sonst mit uns darin überein, daß durch den Ankauf des letzten Besitztums eines tiefgebeugten alten Mannes eine Art Verbrechen begangen würde. Nein, wir würden unter solchen Umständen unseres Lebens hier nie froh werden."

Sie wandte sich an Ranndal, der noch immer wie geistesabwesend Agathens Worten lauschte.

„Herr Wenzel lehnt meine Einladung ab," sprach sie erzwungen gleichmütig, „und wir müssen seinen unbekannten Gründen Achtung zollen. Nur darum möchte ich bitten, bevor wir uns trennen, daß die beiden Herren ihr Wort verpfänden, sich gegenseitig zu meiden, und sollte der Zufall Sie zusammenführen, die Formen der Höflichkeit zu achten."

Ranndals Antlitz erhielt seine Farbe zurück. Fest sah er in Wenzels Augen, der seinen Blick ebenso ruhig erwiderte.

„Meiner Verwandten Wünsche gelten mir als Befehle," sprach er mit Nachdruck.

„Gut," versetzte Stephanie ernst, „Herrn Wenzels Zustimmung bin ich gewiß; mir und Agathen bleibt nach diesem ersten Schritt die Aufgabe, dahin zu wirken, daß bei der nächsten Zusammenkunft versöhnlichere Gesinnungen Sie beherrschen."

„Blindlings füge ich mich Ihrem Wunsche," erklärte nunmehr auch Wenzel, „an Sie aber, Herr von Ranndal, richte ich noch eine besondere Bitte: Was Sie auch immerhin an mir befremdet haben mag, Ihnen rätselhaft erscheinen muß; säumen Sie bis zum nächsten Wiedersehen, bevor Sie sich ein Urteil über mich bilden."

Ranndal verneigte sich zustimmend.

Er schritt zu Agathe hinüber.

„Also auf Wiedersehen," sagte er, erwiderte Ranndals Verbeugung und bot Agathe stumm die Hand.

Grüßend zog er den Hut. Seine Blicke fielen wieder auf Stephanie. Ein eigentümlicher Ausdruck reiner Herzensfreude war auf ihrem Antlitz ausgeprägt. Ihm war, als hätte er auf eine Erklärung warten, sogar um eine solche bitten müssen, in so hohem Grade befremdete ihn deren sichtbar verändertes Wesen. Noch zweifelnd zögerte er, als die Aufmerksamkeit aller durch Schritte in Anspruch genommen wurde, die sich von der Schloßseite her näherten. Gleich darauf wurden über dem Buschwerk der nächsten Biegung

„Wir befinden uns im Dienst und sind beauftragt, nach jemand zu forschen, der die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich lenkte." (S. 306.)

des Weges ein schwarzer Hut und eine militärische Kopfbedeckung sichtbar, und als die beiden Fremden ganz um die Biegung herumtraten, erkannten Randal und die Schwestern in dem Zivilisten den Polizeikommissar des Städtchens, den ein Gendarm begleitete. Ahnungslos wollte man sie vorüberlassen; in demselben Augenblick aber blieben sie höflich grüßend stehen, und nachdem sie einen forschenden Blick auf Wenzel geworfen hatten, kehrte der Kommissar sich Randal zu.

„Unser Erscheinen überrascht die Herrschaften," hob er sich entschuldigend an, und immer wieder suchten seine Blicke Wenzel, dessen Antlitz von Sekunde zu Sekunde einen verschärften Ausdruck peinlicher Spannung erhielt, „allein wir befinden uns im Dienst und sind beauftragt, nach jemand zu forschen, der die Aufmerksamkeit der Obrigkeit in ungünstiger Weise auf sich lenkte."

Wenn Stephanie und Agathe diese Erklärung völlig unbefangen vernahmen, so verrieten Randals Züge, daß er die Wahrheit ahnte. Ein Weilchen zögerte er, mit sich zu Rate gehend, wie er selbst sich bei der augenscheinlich unabwendbaren Katastrophe zu benehmen habe. Flüchtig sah er zu Wenzel hinüber, in dessen Seele er zu lesen meinte, flüchtig auf Stephanie, die bisherige warme Vertreterin seines Gegners, und sein Entschluß war gefaßt. Noch bevor das allgemeine Schweigen den Charakter des Drückenden gewann, wandte er sich dem Kommissar wieder zu, und eine stolze männliche Kraft beherrschte sein Antlitz, indem er dem Kommissar antwortete:

„Wir befinden uns hier auf einem Boden, auf dem schwerlich irgend etwas Sie an Ihrer Entfernung hindert."

In seiner Erwartung, auf den hochmütigen Bescheid die beiden Beamten ihren Weg fortsetzen zu sehen, fand er sich indessen getäuscht; denn der Kommissar hob alsbald wieder höflich, dagegen in mehr dienstlichem Tone an:

„Wir sind auf dem Wege nach der sogenannten Sandheide, wo eine übel berufene Person, namens Marianne, hausen soll —"

„Ich bedauere, Ihnen die Richtung dahin nicht genauer bezeichnen zu können," fiel Ranndal in der besten Absicht ein, denn ihm war nicht entgangen, daß die beiden Schwestern bei Nennung des Namens erschraken und über Wenzels Antlitz sich eine Blässe ausbreitete.

„Mit dieser Marianne haben wir heute nichts zu tun," versetzte der Kommissar unbeirrt, „ein Fremder soll bei ihr hausen —"

„So werden Sie das Nähere bei der Marianne selber am sichersten erfahren," versuchte Ranndal von neuem die Pläne des Kommissars zu durchkreuzen.

„Es wird nicht nötig sein," erklärte dieser verbindlich, „denn ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Herr dort" — — und er kehrte sich Wenzel mit einem bezeichnenden Lächeln zu; fast gleichzeitig trat Wenzel, augenscheinlich heftig erregt, vor ihn hin, und ihn fest fixierend, sprach er mit kaum merklich vibrierender Stimme:

„Suchen Sie jemand, so müssen Sie vor allen Dingen seinen Namen kennen."

„Gewiß kenne ich den," hieß es zuversichtlich zurück, „wenigstens den Namen, unter dem er in hiesiger Gegend aufgetreten ist. Wenzel —"

„Wohlan, der Wenzel bin ich," fiel dieser ein; „nach diesem Zugeständnis aber, dessen ich mich nicht zu schämen brauche, dürfte ich wohl zu der Frage berechtigt sein, was Sie von mir wünschen."

„Herr Wenzel, so bin ich leider gezwungen, Sie zu bitten, mich zur Stadt zu begleiten," antwortete der Kommissar; zu Ranndal und den beiden Schwestern gewendet, fügte er hinzu: „ich bedauere unendlich —"

„Sie haben nichts zu bedauern," unterbrach Ranndal ihn schnell, und seine Leidenschaftlichkeit wuchs, als er den niederschmetternden Eindruck der beabsichtigten Verhaftung auf Agathe und Stephanie gewahrte. „Sie befinden sich in Ausübung Ihrer Pflicht, und es fragt sich nur, ob Sie nicht in schonenderer Weise hätten zu Werke gehen können, zumal der ganzen Angelegenheit ein Mißverständnis

zugrunde zu liegen scheint. Wir kennen Herrn Wenzel — nicht erst seit gestern."

„Ich bin durchaus nicht willens, den Landesgesetzen meine Achtung zu versagen," fiel Wenzel ein, „allein Sie werden begreifen, daß man, zumal als Ausländer, nicht geneigt ist, einem durch Mißverständnisse und falsche, sogar böswillig entstellte Gerüchte hervorgerufenen Verhaftungsbefehl blindlings Folge zu leisten."

„Liegen Mißverständnisse zugrunde," erwiderte der Kommissar höflich, denn Wenzels zuversichtliche Ruhe verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht, „so müssen sie sich bald genug aufklären, und Ihrem weiteren Aufenthalt stehen dann Hindernisse nicht mehr entgegen."

„Und ich habe nur einige mir unersetzliche Tage verloren," bemerkte Wenzel etwas spöttisch lächelnd, und absichtlich vermied er, den Blicken Ranndals und der beiden Schwestern zu begegnen; „nein," fuhr er fort, „ich kann nicht fort von hier, ich darf nicht; dagegen gebe ich Ihnen die heilige Zusicherung, nicht aus dieser Gegend zu weichen, jedes an mich ergehenden Rufes gewärtig zu sein."

„Alle Achtung vor Ihrem Wort," erklärte der Kommissar, „allein ich darf Ihre Versicherung nicht annehmen. Auf meinen Diensteid bin ich verpflichtet, und das Gesetz will seinen freien Lauf haben."

„Nein, ich begleite Sie nicht," wiederholte Wenzel fest; „zu hohes steht auf dem Spiel; ich muß bleiben."

„So versetzen Sie mich in die unangenehme Lage, von der mir zustehenden Gewalt Gebrauch zu machen," erwiderte der Kommissar, eingedenk der Ratschläge Kargs, der alles aufbot, Wenzel, wenn auch nur auf einige Tage, zu beseitigen, und um dies weniger auffällig tun zu können, davon abstand, Marianne als Mitbeteiligte an dem Besuch des Grabgewölbes zu bezeichnen.

Die Drohung des Kommissars schien auf Wenzel betäubend einzuwirken. Einen ratlosen Blick warf er auf Agathe und Stephanie, die ihren Sinnen nicht zu trauen schienen. Sie sahen auf ihn hin, als hätten sie ihn anflehen

mögen, das traumartige Ereignis durch ein entscheidendes Wort zu verscheuchen. Allein noch war die Stunde, die seine Zunge löste, ja nicht gekommen. Noch mußte er warten, bis die letzten, von ihm selbst nicht abhängigen Vorbereitungen getroffen waren. Plötzlich dem Verkehr mit Mariannen entrückt zu werden, erschien ihm verhängnisvoller, als das zweifelhafte Licht, in das er durch seine Verhaftung in den Augen der Schwestern gestellt wurde. Diese vermochte er späterhin mit leichter Mühe aufzuklären, allein die verlorene Zeit konnte durch nichts mehr eingebracht werden.

Indem solche Gedanken seinen Geist wild durchkreuzten, sah er mit gewaltsam bekämpfter Ratlosigkeit auf Raundal. Statt der erwarteten Befriedigung in dessen Zügen glaubte er ernste Teilnahme zu entdecken, die nur nach einer Form suchte, um sich so geltend zu machen, daß sie nicht zurückgewiesen wurde.

„Mit meinem Leben bürge ich dafür," wiederholte Wenzel, „in den nächsten Wochen meinen augenblicklichen Aufenthaltsort nicht zu verlassen, und ebenso auch, daß es nur der Aufforderung bedarf, um mich zum Zweck meiner Rechtfertigung dahin zu begeben, wohin man mich ruft."

„Ich kann nur mein Bedauern aussprechen," sagte der Kommissar wieder, als Raundal schnell vor ihn hintrat. Seine Augen erhielten dabei einen helleren Glanz, und um seine Lippen zuckte es wie vor verhaltenem Zorn. Seine Bewegung schien aber auch die beiden Schwestern neu zu beleben. Als sei von seinem Verfahren ihr eigenes Wohl und Wehe abhängig, sahen sie mit ängstlicher Spannung auf ihn hin. Stephanie neigte sich sogar ihm zu, wie um seinen Worten auf halbem Wege entgegenzukommen.

„Sie kennen Herrn Eichwerder, Sie kennen mich," sprach Raundal, und er schien zu wachsen unter dem Ernst, den er in Haltung und Miene zur Schau trug, „wie wollen Sie es vertreten, einem unserer Freunde in einer Weise zu nahen, die allein durch eine begangene Missetat gerechtfertigt werden könnte?"

„Wissen Sie denn, um was es sich handelt?“ fragte der Kommissar.

„Ich brauche nichts zu wissen, nichts zu erfahren,“ fuhr Randal mit ruhiger Würde fort, „ich bin hier Zeuge, daß man auf leere, böswillige Gerüchte hin einen Freund unseres Hauses belästigt, sogar ehrenrührig —“

„Das Gesetz darf keine Rücksichten kennen,“ versuchte der Kommissar sein Verfahren zu rechtfertigen, als Randal ihn abermals unterbrach. Nicht achtend auf Stephanie, deren Antlitz aufleuchtete, nicht auf Agathe, die bleich und mit gefalteten Händen auf Wenzel starrte, nicht auf Wenzel, dessen Züge sich mehr und mehr glätteten, bis sie endlich den Abglanz aufrichtiger Achtung spiegelten, sprach er mit einer festen, vornehmen Entschiedenheit: „Ich wiederhole: belästigt; denn kennt das Gesetz erwiesenen Tatsachen gegenüber keine Rücksichten, so müssen diese unüberführten Personen gegenüber nicht nur gestattet, sondern geboten sein. Sie verweigern Herrn Wenzel das, was zu verlangen er ein Recht hat. Ich erhebe damit keinen Vorwurf gegen Sie, denn er ist Ihnen fremd. Mich dagegen kennen Sie, wie die Familie, zu der ich gehöre; und so erlaube ich mir die Frage: würden Sie auch dann noch auf Ihrer Forderung bestehen, wenn ich die Bürgschaft für Herrn Wenzel übernehme?“

„Wollen Sie das?“ fragte der Kommissar ernst.

„Mit dem Höchsten, was ich besitze, mit meiner Ehre,“ antwortete Randal.

„Aber Sie wissen nicht, welcher Verdacht auf ihm ruht.“

„Und ich will es nicht wissen. Ich wiederhole nur, ich leiste Bürgschaft für ihn und dafür, daß er die Gegend nicht verläßt, sich persönlich stellt, sobald seine Gegenwart gewünscht werden sollte — vorausgesetzt, Herr Wenzel ist damit einverstanden.“

„Einverstanden und zwar mit den Empfindungen des aufrichtigsten Dankes,“ antwortete Wenzel frei. „Das Vertrauen, das ein Ehrenmann dem anderen entgegenträgt,

kann nicht getäuscht werden; es ehrt den Geber wie den Empfänger."

„Sind Sie somit zufrieden?" fragte Ranndal den Kommissar.

„Unter solchen Umständen glaube ich verantworten zu können, wenn ich von meiner Vorschrift abweiche," erwiderte dieser.

„Hier die Hand des Bürgen," schloß Ranndal.

Der Kommissar entschuldigte sich abermals mit seiner Dienstpflicht, und in dem Bewußtsein, überflüssig geworden zu sein, entfernte er sich mit seinem Begleiter.

Er war längst hinter der nächsten Pfadbiegung verschwunden, da standen die vier jungen Leute noch immer da, als scheue sich jeder einzelne, das eben stattgefundene Ereignis zu berühren.

Ranndals aufrechte Haltung war erschlafft, die brennende Glut der Erregung aus seinem Antlitz zurückgetreten. Wie wehmütige Befriedigung lagerte es um seine Lippen, indem er erzwungen gleichmütig den aus seiner Hörweite tretenden Beamten nachlauschte. Auf ihm ruhten die Blicke Stephaniens. Tiefe Rührung, gepaart mit reiner Herzensfreude, sprach aus ihnen.

„Herr von Ranndal," brach Wenzel endlich das Schweigen, „Sie ahnen nicht, welchen Dienst Sie mir leisteten. Sie haben mehr getan, als mich einer peinlichen Lage entrissen. Die Bürgschaft, die Sie übernahmen, sie betrifft nicht allein meine Person, sondern sie kommt auch anderen und besseren Menschen zustatten, die es Ihnen zu seiner Zeit gleichfalls danken werden" — und er trat ein paar Schritte vor, um Ranndal die Hand zu reichen, als Stephanie an ihm vorbeiglitt und ihm zuvorkam.

„Moritz," so sprach sie, und ihr Organ erhielt einen tieferen, innigeren Klang, während helle Tränen über ihre mit brennender Glut geschmückten Wangen rollten; „Moritz — warum erst heute — warum zeigst du dich erst heute so, wie du im Grunde bist. Ja — Moritz, du blickst erstaunt, daß ich dich so anrede, wie vor Jahren, als du im kindlichen

Spiel mich deine Frau nanntest — aber es ist mein Ernst. Warum hast du mich und dich selber so lange gequält? Warum hast du in mir den Glauben zu erwecken gesucht, deine guten Regungen seien von deinem Hochmut so gänzlich überwuchert worden — still, still, laß mich aussprechen. O doch, du hast dich selber und mich gequält, und andere, Unschuldige mußten mit uns leiden. Und wie du mich, so suchte ich dich zu martern; aber ich wollte dich wieder zu dem machen, der du als Knabe gewesen. Und wie lange, wie sehr lange hat es gedauert, bis du endlich heute aus dir heraustratest, dich so zeigtest, wie ich dich zu sehen wünschte. Doch das ist nun alles vorbei, Moritz; du weißt jetzt, weshalb ich dich quälte, während mir das Herz blutete; du weißt aber auch, was du hinfort an mir haben wirst; und nun, Moritz — lege ich meine Herrschaft über dich nieder; ich will dir folgen, deine Herrschaft, die Herrschaft eines selbstbewußten, starken Mannes anerkennen, und zwar etwas williger, als du so lange die meinige," schloß sie mit einem unbeschreiblich weichen Lächeln.

So lange Stephanie sprach, stand Rannbal wie ein Träumender da.

„Stephanie," flüsterte er endlich mit stockenden Lippen, „ist es — denn wahr? Ist es nicht eine Täuschung?" Wie seinem Ohr mißtrauend, sah er an Stephaniens Haupt vorbei und gerade in die Augen des einige Schritte weiter zurückstehenden Wenzel. Aber der letzte Zweifel in ihm mußte schwinden, als er in dem Antlitz des Mannes, den er so lange als seinen erbittertsten Feind betrachtete, den Ausdruck freudigen Erstaunens entdeckte, einer Überraschung, wie sie nur möglich, wenn das Herz spricht, wenn Hoffnungen erwachen, die man längst begraben zu haben meint. Was diesen Ausdruck erzeugte, ob freundliche Teilnahme für Stephanie und ihn selbst, ob ein Auflodern inniger Herzensfreude in Agathens holdselig erglühendem Antlitz, das suchte er nicht zu ergründen. Er kannte nur das Entzücken, die sein eigen zu nennen, die er eben noch als seinen Hoffnungen entrückt betrachtete. „Nein, Stephanie, kann ich es

glauben?" wiederholte er zögernd unter der Wucht der ihn bestürmenden Empfindungen, „ich verdiene nicht so viel Glück; ich habe mich vergangen, schwer vergangen an dir und —"

„Nicht weiter, Moritz," fiel Stephanie mit bezauberndem Lächeln ein, und ihren Arm auf den seinigen legend, kehrte sie sich dem Schlosse zu, Wenzels und Agathens nicht achtend, „nein, nicht weiter, Moritz. Das Geschehene liegt hinter uns, und setzest du noch Zweifel in meine Worte, so laß uns den Vater aufsuchen — einen seiner und meiner armen toten Mutter Lieblingswünsche erfüllt zu sehen, wird ihn für manche Täuschung entschädigen, die ihn hier erwartete."

Weiter schritten sie auf dem gewundenen Wege, als hätten sie sich allein in dem Park befunden. Ob Sonnenschein, ob Schatten: die beiden innig Verbundenen beachteten es nicht. Sie kannten nur den warmen Sonnenschein, der in ihren eigenen Herzen wohnte, den erquickenden Schatten, durchwoben mit heiteren Lichtreflexen, die verheißend ihre Zukunft schmückten.

Als Stephanie und Randal hinter dem dichten Buschwerk verschwanden, erwachte Agathe aus ihrem freudigen Sinnen.

„Ich ahnte es längst," sprach sie mit einer sie unbeschreiblich lieblich kleidenden Verwirrung, „o, ich glaubte nur nicht, daß alles so schnell kommen würde. Mag mancher Vorwurf Randal treffen," fuhr sie lebhafter fort, wie um Wenzel, dessen Blicke sie mit stiller Bewunderung umfingen, nicht zu Worte kommen zu lassen, „im Grunde des Herzens ist er gut, sogar sehr gut — aber wir wollen ihnen folgen — sie scheinen uns ganz vergessen zu haben."

„Nie zweifelte ich an Randals Wert," pflichtete Wenzel aus Überzeugung bei. „Was auch immer zwischen uns geschwebt haben mag, fast gerechtfertigt möchte ich die Empfindungen nennen, die ihn meist in seinem Urteil bestimmten."

Eine längere Strecke legten sie schweigend zurück. Erst als sie den niedergebrochenen Zaun des Schloßgartens vor

sich liegen sahen, blieb Wenzel wieder stehen. Mit doppelter Schwere schien es sich auf seine Seele zu wälzen, daß er dem ihm bewiesenen Vertrauen nicht mit dem gleichen offenen Vertrauen begegnen durfte.

„Wir müssen scheiden," sprach er bewegt, indem er in die zu ihm erhobenen lieben Augen schaute, in denen er Enttäuschung zu entdecken meinte, „wann wir uns wiedersehen werden, ich weiß es nicht, ich hoffe indessen, in nicht zu langer Frist. Dann aber wird der Schleier fallen, der heute noch mein Tun umhüllt. Bis dahin leben Sie wohl. Und darf ich scheidend noch eine Bitte an Sie richten. Was auch immer dazu beitragen könnte, meine Person zu verdächtigen: lassen Sie Ihr Vertrauen nicht wankend werden; bezweifeln Sie nie, daß ich nur vor einer eisernen Notwendigkeit mich beuge, einer so herben und zugleich gebieterischen Notwendigkeit, daß ihr gegenüber sogar meine herzliche, innige Anhänglichkeit an Ihre teure Familie ohnmächtig wird."

Er hob plötzlich ihre Hand an seine Lippen; einen heißen Kuß preßte er auf sie, und sich hastig umkehrend, schritt er in den Park zurück. Agathe eilte wie ein gescheuchtes Reh in den Garten. Ihr Herz hämmerte stürmisch, und sie sehnte sich nach ungestörter Einsamkeit, — sie fühlte, daß sie ihre Gedanken sammeln mußte, bevor sie wieder mit anderen zusammentraf.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Gast im Herrenhause. Eine feine Schlinge.

Das alte Herrenhaus schien zu träumen, wie das verwunschene Schloß im Zaubermärchen. Auf die Erregungen des Vormittags, die der Besuch der beiden Schwestern mit sich führte, war ein um so stillerer Nachmittag gefolgt. Die belaubten Äste neigten sich, es neigten sich die Blüten und

Blätter der wildwuchernden Pflanzen, als sei es ihnen schwer geworden, den vielen Sonnenschein zu tragen. Wie zum Schutz gegen die Hitze schien die alte Burgruine sich noch tiefer in ihren kühlen Mantel von dichtem Efeugerank eingenestelt zu haben. Nur die Bienen, Falter, Libellen und Käfer schwelgten, badeten sich wollüstig im Blütenstaub, und ununterbrochenes Schwirren und Summen erfüllte die Atmosphäre. Es war ein einziger, endloser, geheimnisvoller Ton; einschläfernd schien er auf alle Menschen einzuwirken; einschläfernd auf den alten Sprenkel, der auf der Giebelseite des Hauses ein Stück verwitterten Mauerwerks zu seinem Sitz gewählt und, das Haupt auf Arme und Knie gestützt, der Ermüdung nach dem anstrengenden Morgen nachgegeben hatte. Wie er im Freien, so hatte Herr von Schroda in seinem Zimmer die Mittagsruhe gesucht. Er schlief, überwacht von seiner Tochter, die, in den Händen eine Strickarbeit, die Blicke auf ein geöffnetes Buch gesenkt hielt.

Sprenkel, schon der Vertraute des Herrn von Schroda, als dieser noch seine tollen Knabenstreiche ausführte, war zuerst von Ottilie und dann von deren Vater selber über den Zweck des Besuches der beiden jungen Damen unterrichtet worden. Die seinen Wünschen und Anschauungen in so hohem Grade entsprechenden Mitteilungen wirkten beruhigend auf ihn ein. Seit lange hatte er nicht mit so viel Behagen sich ein Stündchen Rast gegönnt, als heute, da er glauben durfte, daß der beabsichtigte Verkauf der Reservate sich zerschlagen würde. Er schlief so fest, daß er nicht hörte, wie von dem Vorhofe her sich eilige Schritte näherten und dicht vor ihm verstummten. Erst als er eine Hand mit kräftigem Druck auf seiner Schulter fühlte, richtete er sich empor, und seine erstaunten Blicke trafen in das heftig erregte Antlitz Mariannens.

„Endlich sieht man Sie einmal wieder," antwortete er auf das grüßende Nicken der von ihm mit großer Achtung behandelten alten Frau. „Sogar der Herr fragte schon mehrfach nach Ihnen, ebenso Fräulein Ottilie, die davon sprach, Sie in der Sandheide zu besuchen."

„Das darf jetzt nicht geschehen," versetzte Marianne mit Entschiedenheit, „nein, Sprenkel, das dulden Sie nicht, wenn Ihnen an der Wohlfahrt Ihrer Herrschaft gelegen ist."

„Aber das gnädige Fräulein glaubt, Sie grollten ihr seit der letzten Zusammenkunft, und da wir beide ihre einzigen zuverlässigen Freunde sind, fürchtet sie sehr, einen von uns zu verlieren."

„Mag sie's glauben, Sprenkel; Sie sind verantwortlich dafür, daß sie die Sandheide nicht eher betritt, als bis ich sie rufe. Blicken Sie mich nicht so erstaunt an; es ist mein Wille, und Sie wissen, daß ich nichts ohne wohl überlegte Absicht spreche. Sie selbst aber bereiten sich auf Überraschendes vor. Ja Sprenkel, die Stunde naht, in der trotz der Nachstellungen unserer Feinde das Schloß sich wieder seinem rechtmäßigen Besitzer erschließt, Scheunen und Ställe sich füllen, die Felder sich beleben; und mehr noch, Sprenkel" — und fest sah Marianne in des alten Mannes Augen, „es naht die Stunde, in der ein kleiner Sarg sich öffnet" — sie brach ab, sich mit überlegenem Ausdruck daran weidend, wie der Greis plötzlich zusammenzuckte und, wie um sich vor dem Umsinken zu bewahren, mit beiden Händen nach dem ihm als Sitz dienenden Gemäuer griff.

„Nein, Marianne, das — das — ist unmöglich," lispelte der alte Mann entsetzt. „Tote werden nicht lebendig; was einmal verweste und den Würmern zur Nahrung diente, kann nimmermehr neuen Odem erhalten. Nein, Marianne, mein alter Kopf faßt's nicht."

„Sie werden's sehen," erklärte Marianne so zuversichtlich, daß Sprenkel, wie ihre geheimnisvolle Macht anerkennend, sein Haupt neigte. „Was in dem alten Buche geschrieben steht — und Sie hörten's mit eigenen Ohren —, es muß zur Wahrheit werden, und ständen Himmel und Hölle gemeinschaftlich dagegen auf. Aber noch haben wir Hindernisse zu besiegen, Feinde zu bekämpfen, und dazu müssen Sie mir die Hand reichen. Ich muß alles wissen, oder man verhandelt heimlich mit dem Herrn und entwindet ihm das Letzte, bevor ich's zu hindern vermag."

„Es hat keine Not mehr," versetzte Sprenkel erleichtert, „sie sind hier gewesen —"

„Wer?" fragte Marianne heftig.

„Zwei junge Damen vom Schloß —"

„Was wollten sie? Haben sie versucht, durch ihre glatten Gesichter den alten Mann zu bestechen? Doch nein, die eine kenne ich; in ihrem Herzen wohnt kein Arg; sie ist ein liebes, unschuldiges Kind."

„Beim gnädigen Fräulein mögen sie keinen guten Eindruck hinterlassen haben," entgegnete Sprenkel, „denn sie waren ihren Wünschen entgegen; aber dem Herrn erwärmten beide das Blut. Sie gingen von dannen mit dem Versprechen, daß ihr Vater von dem Kauf abstehen würde."

„So mögen sie gesegnet sein für ihren guten Willen. Aber was ist der gute Wille zweier schwachen Mädchen gegenüber den Ränken eines Mannes, der gewohnt ist, von dem Mark anderer Menschen zu zehren? Nein, Sprenkel, sie können's nicht hindern, wenn die Männer sich zu irgendeinem bestimmten Zweck einigen. O, ich weiß viel und erfahre noch mehr, weil's mich nicht ruhen läßt und ich Tag und Nacht forsche und grüble. Ich komme von der Stadt, von dem Professor. Ich liebe den wunderlichen Herrn schon allein um seines jungen Verwandten willen, der wohl ein Mann für's gnädige Fräulein gewesen wäre — und wer weiß, wie's noch kommt. Auf dem Rückwege sprach ich im Schloß vor. Karg war dort eingetroffen. Sein Wagen hielt

auf dem Hofe, wie um ihn zur Stadt zurückzubringen. Das hatte seinen Grund, und indem ich's bedachte, ging ich an dem Wagen vorbei, und den Kutscher fragte ich, warum er nicht ausspanne. Darauf meinte er, daß er nach dem Herrenhause hinüber wolle zum Besuch beim alten Edelmann. Was will er bei ihm? Ha, Sprenkel, das zu erraten, braucht's nicht großer Klugheit. Karg hat irgendein neues Mittel ersonnen, den Herrn zu schrauben und zu zwingen, und was die beiden Mädchen im Schloß gut gemacht haben, soll schamlos wieder zerstört werden. Ich dagegen muß wissen, was er hier bezweckt, muß die Mittel kennen lernen, deren er sich bedient, um den armen Mann mürbe zu machen. Denn wer bürgt dafür, daß er nicht auf der Stelle alles mit ihm besiegelt und heute abend schon das Herrenhaus samt Park und Sandheide den fremden Leuten verschrieben ist? Geschähe das aber, dann möchten die letzten Schrodas sich nur gleich zu ihren Vorfahren in dem Gewölbe schlafen legen. Denn was sollten sie in der Welt als Bettler? Nein, es darf nicht sein; jemand muß zur Hand sein, der im entscheidenden Augenblick Halt gebietet, gleichviel, ob's auch des alten Herrn Zorn entflammt. Es muß Zeit gewonnen werden, und gelingt das, so ist alles gerettet; nur wenige Tage Zeit, und an dem Herrn von Schroda ist's, seine Bedingungen vorzuschreiben, und nicht mehr an dem hinterlistigen Karg."

Sie säumte, um Sprenkel Muße zu gönnen, sich von seinem Erstaunen über ihr Ungestüm zu erholen und das erforderliche Verständnis für ihre Ratschläge zu gewinnen. Dann fuhr sie bedächtiger fort:

„Weder Ottilie noch Herr von Schroda dürfen erfahren, daß ich hier gewesen bin. Begegne ich ihnen zufällig, so weiß ich 'ne Ausrede. In jedem Augenblick kann der verräterische Notar hier eintreffen, ich will daher auf meinen Posten eilen. Und noch einmal, Sprenkel, Fräulein Ottilie darf die Sandheide nicht betreten, auch Sie dürfen nicht wagen, mich in meiner Hütte aufzusuchen, oder Sie sind verantwortlich für alles Unheil, das daraus entsteht.

Den Helmut werde ich täglich schicken; er mag Erdbeeren bringen, zum Beweise, daß ich niemandem gram bin. Gibt's 'ne Botschaft für mich, so ist der Helmut klug genug, sie auszurichten."

Bei den letzten Worten trat sie von Sprenkel fort. Einen mißtrauischen Blick sandte sie nach den in ihrem Gesichtskreise befindlichen Fenstern hinauf; dann ging sie nach der Hinterseite des Hauses herum. Dicht an dem Gemäuer hinschleichend, erreichte sie eine unscheinbare Tür, die auf ihren Druck knarrend nachgab. Auf einer dunkeln, seit Jahren nicht mehr benutzten, schmalen Treppe gelangte sie in die oberen Stockwerke, wo sie sich alsbald in den düstern Gängen verlor.

Sprenkel saß noch immer auf seiner alten Stelle. Die Mitteilungen Mariannens, namentlich die Erwähnung des kleinen Sarges, hatten ihn tief erschüttert.

Eine Stunde war verronnen, nachdem Marianne sich von ihm getrennt hatte, und der alte Mann war wieder in seine grübelnde Stellung zurückgesunken, als das dumpfe Rollen eines Wagens auf einem unebenen Wege zu ihm herüber drang. Sprenkel horchte hoch auf; dann erhob er sich, fortgesetzt aufmerksam lauschend. Er unterschied, daß der Wagen, dort ein seltenes Vorkommnis, anstatt vorüber zu fahren, sich dem Herrenhause näherte. Er war im Begriff, dem an ihn ergangenen Befehl gemäß, entgegenzugehen und das Fuhrwerk zurückzuweisen, als das Klappern plötzlich verstummte. Sprenkel nickte verdrossen. Es galt ihm als Anmeldung des Notars, der dem Willen des Herrn von Schroda Rechnung tragend und vertraut mit dessen Launen, in bestimmter Entfernung abgestiegen war, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Einige Minuten später wurde Karg auf dem wüsten Vorplatz zwischen Herrenhaus und Ruine sichtbar. Sprenkel hatte unterdessen eine gewisse dienstliche Stellung neben der Haustür angenommen. Mit der Regungslosigkeit des zwischen wild wucherndem Gebüsch auftauchenden Gemäuers sah er dem Ankommenden entgegen.

Sogar sein ehrwürdiges Antlitz und die großen grauen Augen zeigten diese Starrheit.

„Sind das gnädige Fräulein zu sprechen?“ fragte der Notar nach einem vertraulich herablassenden Gruß, der von Sprenkel mit einer dienstlichen Verneigung beantwortet wurde.

„Wenn der Herr Notar einige Augenblicke verziehen, werde ich mich beeilen, Bescheid zu bringen,“ erwiderte Sprenkel, sich sofort der Haustür zukehrend.

Spöttisch lächelnd blickte Karg dem greisen Diener nach, der seine schäbige Livree mit derselben Würde trug, wie ein Minister seine goldgestickte Uniform.

Sobald er aber im Hause verschwunden war, trat ein sorgenvoller Ausdruck auf seine Züge. Daß sein Plan, Wenzel durch die hinterlistig ins Werk gesetzte Verhaftung auf einige Tage aus dem Wege zu räumen, gescheitert war, wußte er noch nicht. Dagegen war er im Schloß bei den Erörterungen über den Verkauf der Besitzung auf viele Einwendungen und Widersprüche gestoßen.

In Gedanken wiederholte er sich noch die einzelnen Punkte seines Übereinkommens mit Eichwerder, als Ottilie, gefolgt von Sprenkel, in der Haustür erschien, seinen ehrerbietigen Gruß mit einer ernsten Zurückhaltung erwidernd.

„Ihren Brief habe ich empfangen,“ sagte sie in ihrer ruhigen, frauenhaft überlegenden Weise, „und ich säumte nicht, meinem Vater Ihre Bitte um eine Zusammenkunft vorzutragen. Sie kennen ihn und seine gewiß natürliche Anhänglichkeit an diese kleine Scholle. Es kann Sie daher nicht überraschen, wenn er jeden Verkehr, der auf Abtretung der Reservate hinzielt, — ich wiederhole seine eigenen Worte — energisch ablehnt. Die beiden lieben Töchter des Herrn Eichwerder haben durch ihre von Pietät getragenen Anschauungen keinen Ihnen günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Starrer denn je zuvor, und daher um so rührender, hängt er an seinem Vorsatz, hier im Herrenhause seine Tage zu beschließen. Sie werden einen schweren Stand bei ihm haben; ich bitte Sie aber dringend, etwa in seine

Erklärungen sich einschleichende Härten nachsichtig zu beurteilen."

„Bauen Sie auf meine aufrichtige Ergebenheit," antwortete Karg anscheinend bewegt, „und auf meine achtungsvollste Teilnahme für Ihren Herrn Vater. Mag sein Stand ihm gegenüber kein leichter sein, mag der erste Empfang nur wenig Ermutigung bieten, so verliere ich doch nicht die Hoffnung auf ein günstiges Endresultat. Bei meinem vorsichtig gelenkten Vortrage wird er sich allmählich beruhigen, das Für und Wider erwägen und endlich nicht seinen Stolz — ich bemerke ausdrücklich: seinen gerechtfertigten, Ehrfurcht gebietenden Stolz, sondern sein Herz, die tiefe Anhänglichkeit an seine Tochter entscheiden lassen und auf die ihm von Herrn Eichwerder gestellten Bedingungen eingehen. Und ein Glück wäre es; denn wo fände sich zum zweitenmal eine ähnliche Gelegenheit, wie die jetzt gebotene, zum zweitenmal bei ausreichenden Mitteln ein edelmütiger Charakter, der in liberalster Weise allen Verhältnissen Rechnung trüge?"

In Ottiliens Antlitz wallte es auf.

„Ich möchte doch bitten, Herr Karg, das, was Ihr Käufer vielleicht zu tun beabsichtigt, nicht als ein uns gebotenes Almosen hinzustellen," sprach sie mit bebenden Lippen, „Herr Eichwerder muß wissen, was ihm der Besitz der Reservate wert ist."

„Nicht im entferntesten konnte ich daran denken, Ihre Gefühle zu verletzen," fiel Karg beschwörend ein, „ich hegte allein die Absicht, Eichwerder in Ihren Augen als einen Mann nicht nur von Bildung, sondern auch von wahrer Herzensgüte hinzustellen."

Um Ottiliens Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln, dem indessen ein Zug von Sarkasmus nicht fehlte.

„Soll ich von seinen Töchtern auf ihn schließen," sprach sie ernst, „so können die ihm beigelegten Eigenschaften nicht anders sein. Doch ich fürchte, alle Ihre Bemühungen sind vergeblich — versuchen Sie es aber; mein Vater ist bereit,

Sie zu empfangen," und mit einer leichten Verneigung schritt sie ihm voran ins Haus.

Wie Karg kurz zuvor dem alten Diener, so blickte dieser jetzt dem Notar so lange nach, wie er ihm sichtbar blieb. Dabei schwand mehr und mehr das starre aus seinen verwitterten Zügen, um einem scharf ausgeprägten Widerwillen seine Stelle einzuräumen. Sobald die Schritte der sich Entfernenden in dem geräumigen Flurgange verhallten, schüttelte er zweifelnd sein greises Haupt. Ein geisterhaftes Lächeln trat auf sein Antlitz. Dann strich er den weißen Schnurrbart, und langsam, als sei ihm das Gehen schwer geworden, schlich er nach seinem Steinsitz hinüber. — —

Wenn auch nicht aller und jeder Bequemlichkeit entbehrend, rief das Wohnzimmer des Herrn von Schroda mit seinem verblichenen Glanze doch einen fröstelnden Eindruck hervor.

Herr von Schroda saß vor einem mit mehreren zusammengeschnürten Aktenheften und Briefbündeln bedeckten altertümlichen Schreibtisch. Zwischen den Papieren lag auf der einen Seite die langschirmige Mütze, die er auch im Hause nur selten ablegte, auf der anderen das ihm durch Marianne übermittelte Buch. Er schien die von seiner Ahnfrau eingetragene Weissagung eben wieder gelesen zu haben und sich den dadurch hervorgerufenen schwermütigen Betrachtungen rückhaltlos hingegeben zu haben. Ein zweiter Armstuhl mit seltsam geschweiften Füßen und entsprechender Lehne, die noch schwache Spuren früherer Vergoldung trugen, stand vor einem mit uralten, vergilbten Büchern bedeckten Sofatisch. Eine auf diesem liegende Handarbeit und ein aufgeschlagenes Buch bekundeten, daß Ottilie dort gesessen hatte. Sprenkels Erscheinen und Anmelden Kargs hatte eine kurze, von seiten des alten Herrn wenig freundlich geführte Erörterung zwischen Vater und Tochter hervorgerufen, und als Ottilie dann ging, da schien seine letzte Widerstandskraft, die eben noch hoch aufloderte, gänzlich erlahmt zu sein.

Tiefe Stille herrschte um ihn her. Der Atem entwand

sich leise seiner eingesunkenen Brust. Nur das Summen einer großen Fliege war vernehmbar. Endlich ertönten auf der Treppe die Schritte Kargs.

Herr von Schroda richtete sich matt empor. Ein bitteres, feindseliges Lächeln trat auf seine bleichen Züge.

Die Schritte näherten sich der Tür, und höher richtete die hinfällige Greisengestalt sich empor. Als die Tür sich aber öffnete, da stand er aufrecht neben dem Schreibtisch,

mit der linken Hand sich auf diesen stützend, die rechte auf der Brust unter seinen Rock geschoben. In dieser Stellung bot er das Bild eines von unerschütterlichem Stolze getragenen Edelmannes. Er war aufgestanden, um der Notwendigkeit dieser Form der Höflichkeit bei des Notars Eintritt überhoben zu sein. Stehend wollte er den verhaßten und verachteten Störer seiner Ruhe abfertigen, stehend ihn in einer Weise entlassen, die nicht geeignet erschien, zu einer Wiederholung des Besuches zu ermuntern.

„Herr Karg wünscht dir seine Aufwartung zu machen," redete Ottilie ihren Vater erzwungen ruhig an, als wäre sie sich eines begangenen Fehls bewußt. Nach einer leichten Verbeugung gegen den ihr auf dem Fuße Folgenden, schritt sie nach dem Sofatisch hinüber, und ihre Handarbeit ergreifend, entfernte sie sich sogleich wieder.

Während der ausgesucht höflichen begrüßenden Worte des Notars hatte Herr von Schroda diesen prüfend vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Dann neigte er sein Haupt kaum merklich.

„Es geschieht nur in besonderen Ausnahmefällen, daß ich Fremde bei mir sehe," sprach er mit der frostigen Tonlosigkeit einer gesprungenen Schelle, „gestatte ich Ihnen aber den Zutritt zu mir, so bezweckte ich lediglich, Ihnen persönlich mitzuteilen, daß alle Bemühungen, mich zum Verkauf der Reservate zu bewegen, fruchtlos sind. Ich befinde mich hier auf meinem Grund und Boden, in meinem Hause, und betrachte es als eine Beleidigung, wenn fernerhin jemand mit Vorschlägen vor mich hintreten sollte, die ich nur mit Verachtung zurückweisen kann."

Obwohl auf einen solchen Empfang vorbereitet, vermochte Karg doch nicht ein häßliches Lächeln ganz zu unterdrücken, als er den alten Herrn, der bei einer strengen Abrechnung in der Tat nicht einmal mehr das Lager, auf dem er die Nächte verbrachte, sein Eigentum nannte, sich gleichsam ohnmächtig in die Brust werfen sah. Herrn von Schrodas Lebensgeister waren indessen durch den Anblick des verhaßten Besitzers seiner Herrschaft wachgerüttelt worden. Er bemerkte das Lächeln und deutete es richtig, hielt es aber für unter seiner Würde, es zu beachten, oder gar seine Entdeckung im Gespräch zu verwerten. Nur die Brauen runzelte er tiefer, während leichte Röte in die eingefallenen Wangen emporstieg, und etwas weiter zog er die Schultern zurück, als Karg sich zu einer Erwiderung anschickte.

„Nachdem ich Ihren Willen bereits früher kennen lernte," erklärte dieser gleißnerisch, „würde mich ein schwerer Vorwurf treffen, wollte ich einen neuen Versuch wagen, Sie

meinen Vorschlägen geneigter zu stimmen. Ich sehe davon ab, daß mir, der ich nach und nach mein ganzes Vermögen in die Herrschaft Schroda steckte, durch deren Verkauf ein großer Dienst erwiesen würde; und ich muß diese Last schließlich von meinen Schultern wälzen, um mich wieder ganz meiner Berufstätigkeit hingeben zu können. Noch weniger denke ich daran, den Weg des Prozesses zu beschreiten" —

„O, genieren Sie sich nicht," fiel Herr von Schroda schroff ein, „versuchen Sie doch, ob es Ihnen gelingt, mich von hier zu vertreiben. Es soll mir sogar willkommen sein. Vielleicht bietet sich dann die Gelegenheit, die Mittel, die Sie anwendeten, um auf Grund meiner zeitweisen Geldverlegenheiten eine Hufe Landes nach der andern auf Ihren Namen zu übertragen, eingehender zu prüfen."

„Eine Prüfung brauche ich nicht zu scheuen," antwortete Karg, wie im Innern tief verletzt, „ich würde jetzt sogar auf Ihren Verdacht hin eine solche beantragen, fühlte ich mich weniger verpflichtet, den Gesetzen der Pietät die ihnen gebührenden Rücksichten zu zollen."

„Was wollen Sie also hier?" fragte Herr von Schroda scharf.

„Am wenigsten die Kraft der Gründe erproben, die es für alle Teile gleich vorteilhaft erscheinen lassen, wenn Herr von Schroda sich zu einer Abtretung der Reservate entschlösse," versetzte Karg, seine Worte vorsichtig abwägend; „auch kann es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht in meiner Absicht liegen, darauf hinzuweisen, daß ein Käufer, wie Herr Eichwerder, sich schwerlich zum zweiten Male finden dürfte, ich meine, ein Mann, der, um die Herrschaft wieder abzurunden, einen Preis für die Reservate bewilligt, der jedem andern exorbitant erscheinen muß."

„Und böte er Millionen, und eröffnete sich mir auf der anderen Seite die Aussicht, hier Hungers zu sterben, so würde ich sein Gebot trotzdem zurückweisen," rief Herr von Schroda leidenschaftlich aus, „ich bin der letzte meines Stammes, und als solcher will ich die Augen auf dem Fleckchen Erde schließen, das meinen Namen trägt. Ich hoffe,

Herr Karg, Sie haben mich verstanden; und nun gehen Sie hin, übermitteln Sie Ihren Freunden meine Ansichten — aber es wird kaum nötig sein," fügte er in der Erinnerung an sein Zusammentreffen mit Stephanie und Agathe hinzu, „denn ich müßte mich sehr täuschen, wirkten bei Ihren Freunden nicht Einflüsse, denen gegenüber die Ihrigen machtlos sind."

„Ich erlaube mir, zu wiederholen, daß ich nicht die Ehre einer persönlichen Besprechung erbat, um jetzt noch meine Wünsche und die allerdings sehr erschütterten des Herrn Eichwerder in den Vordergrund zu stellen," versetzte der Notar höflich, während seine Augen in den tief gefurchten Zügen des Greises zu lesen suchten, „doch sehen wir ab von ferneren Geschäften und erlauben Sie mir, den eigentlichen Zweck zu berühren, der mich hierher führte."

Er zögerte einige Sekunden, wie sich weidend an der Spannung in des alten Herrn Zügen, und an der Erschlaffung, die sich nach der Anstrengung, seine äußere Würde zu bewahren, mehr und mehr kundgab. Dann fuhr er in bedauerndem Tone fort:

„Es wird mir unendlich schwer, einen Umstand zu berühren, der Sie notgedrungen tief erschüttern muß, und so gern ich es Ihnen verschwiege, ist es doch meine heilige Pflicht, Sie nicht in Unkenntnis zu lassen."

„Sprechen Sie," versetzte Herr von Schroda, noch einmal seine Kräfte zu einer herausfordernden Haltung zusammenraffend, weil gerade durch das in seinem Wesen sich ausdrückende Mitleid Karg dem Stolz des alten Herrn einen neuen Geißelhieb versetzt hatte; „sprechen Sie, aber vergessen Sie nicht, daß jede Minute der Einsamkeit in diesem Hause von unschätzbarem Werte für mich ist."

„Herr von Schroda, wappnen Sie sich mit Mut," hob der Notar an, „es sind Gerüchte im Umlauf, die zu töten ich mich vergeblich bestrebte. Wo sie ihren Ursprung haben, ahne ich nicht; welchen Ursachen es zu verdanken ist, daß in dreißigjähriger Vergangenheit liegende Ereignisse heute noch zu den böswilligsten Verdächtigungen Veranlassung

geben — es übersteigt mein Begriffsvermögen, zumal doch als feststehend betrachtet werden kann, daß es in hiesiger Gegend keinen Menschen gibt, der Ihnen feindlich gesinnt wäre," und wiederum ließ er eine für den alten Herrn martervolle Pause eintreten.

„Fahren Sie fort," lispelten die schmalen Lippen, „machen Sie ein Ende mit Ihrer Hiobspost — mein Körper ist nicht mehr das, was er einmal gewesen."

„Herr von Schroda," nahm Karg seine Mitteilungen wieder auf, „die Gerüchte sind so sehr im Wachsen begriffen, daß ich fürchte, man wird, um sie auf alle Zeiten verstummen zu machen, zur Beweisführung schreiten müssen. Lauter und lauter raunt man sich gegenseitig zu: Nicht grundlos verlor der Herr von Schroda seinen frischen Lebensmut, wurde er menschenscheu, ließ er seine Herrschaft zerfallen, die Felder und Forsten sich in Wildnisse verwandeln. Der vorletzte Sarg, der in der Familiengruft beigesetzt wurde, ist leer; nur der Vater allein weiß, was aus seinem vermeintlich ertrunkenen Sohn geworden ist —"

Er hielt in seinen Mitteilungen inne, denn Herr von Schroda, nachdem er mehrfach die Lippen geöffnet hatte, wie um ihn zu unterbrechen, schwankte, sich mit beiden Händen auf den Tisch stützend, vor diesen hin, worauf er in seinen Lehnstuhl sank und mit dem geneigten Haupt und den kraftlos niederhängenden Armen kaum noch einem Lebenden glich. —

Stille war eingetreten. Der hinterlistige Notar blickte auf sein Opfer, wie ein Spieler, der bedachtsam den Wert seiner Karten berechnet. Mehrere Minuten zögerte er, bevor er aufs neue an sein nichtswürdiges Werk ging. Minuten, bis er meinte, daß Herr von Schroda sich hinlänglich mit dem Gehörten vertraut gemacht habe, um für weitere Erörterungen zugänglich zu sein.

„Ich begreife," hob er darauf wieder an, „daß einen Mann von Ihrer Stellung und Ihrem Ruf derartige schamlos erfundene Gerüchte bis ins Mark hinein erschüttern; daß es ihm die Fassung raubt, seinen hochgeachteten Namen

mit dem Schmutz verbrecherischer Verdächtigungen, die nur in der Phantasie eines Teufels ihren Ursprung haben können, besudelt zu sehen. Aber noch ist nichts verloren; noch liegt es in Ihrer Gewalt, den sinnlosen Phantasien durch einen einzigen Blick zuverlässiger Personen in den Sarg den Boden zu entziehen —"

Wie von einem elektrischen Schlag durchströmt, richtete Herr von Schroda sich empor. Sein Antlitz glich dem eines Toten; seine Hände umklammerten krampfhaft die Seitenlehnen des Sessels, und in seinen Augen regte es sich, wie das Auflodern einer Flamme vor ihrem Erlöschen. Einige Sekunden starrte er auf den Notar, nach Klarheit des Geistes ringend. Weder er noch Karg bemerkten daher, wie rückwärts von ihnen unterhalb der rußigen Decke neben einem Tragebalken ein entstelltes bleiches Antlitz sich in die Rauchöffnung drängte, zwei schwarze Augen mit dem Ausdruck unversöhnlichen Hasses auf den Notar niederfunkelten.

Marianne hatte Wenzel seit dem frühen Morgen nicht gesehen, ahnte also nicht, daß ihr Besuch des Grabgewölbes kein Geheimnis geblieben war. Maßloses Erstaunen erfüllte sie daher, daß der Notar Kunde von der Beisetzung eines leeren Sarges erhalten hatte. Sie konnte nur vermuten, daß auch er die Gruft heimlich geöffnet habe, und zwar auf Anraten jemandes, der, wenn auch nur mittelbar, an dem Raube des jungen Erben von Schroda beteiligt gewesen.

„Der Strandwenzel, der Strandwenzel," zischelte es förmlich zwischen ihren fest aufeinander gepreßten Zähnen hervor, und tiefer zwang sie ihr Antlitz in die enge Maueröffnung, wilder funkelten ihre Augen und gespannter lauschten ihre Ohren, indem sie den hinfälligen Greis sich ohnmächtig in der Gewalt des verräterischen Notars winden sah.

„Das ist entsetzlich, was die Leute von mir sprechen," lispelte Herr von Schroda, wie befürchtend, sein Geheimnis könne über die Grenzen des Zimmers hinausgetragen werden; „was habe ich ihnen getan, daß Sie mich zum Gegen-

stande ihrer Verdächtigungen wählen?" Verzweiflungsvoll sann er unter den lauernden Blicken Kargs. Dann sah er plötzlich wieder empor. Wie Wahnsinn glimmte es in seinen sonst so ruhigen, schwermütigen Augen.

„Und Sie," hob er an, „Sie schlagen mir vor, die Toten in ihrem Schlaf zu stören, auf das elende Geschwätz verrückter Menschen Särge zu öffnen und die ihres Fleisches entkleideten Gebeine eines — meines eigenen Kindes zum Gegenstande verächtlicher Schaustellung herabzuwürdigen? Dergleichen wagen Sie, der Sie mir mit gutem Rat zur Seite stehen sollten? Haben Sie denn kein Verständnis für die Gefühle eines Vaters? Herr Notar!" und fester klammerten sich seine Hände um die Seitenlehnen des Stuhls, „was Sie mir vorschlagen, unterbleibt! Lassen Sie die Menschen mit ihren Tollheiten. Wenn sie lange genug geredet haben, verstummen sie von selbst! Ich halte es für unter meiner Würde, mich um solche Gerüchte zu kümmern, noch weniger aber gebe ich jemals meine Einwilligung zu dem von Ihnen in Betracht gezogenen Verfahren! Nein, niemals! Sie hingegen, mag Teilnahme Sie bestimmen, oder jeder andere beliebige Grund: wagen Sie keinen Angriff auf die Ruhestätte meiner Vorfahren! Mit meinem Sprenkel will ich abwechselnd die geweihte Stätte Tag und Nacht überwachen; unbarmherzig will ich jeden niederschießen, der sich unterfängt, die Kapelle zu betreten —"

Die Schwäche schien ihn zu übermannen. Wenn aber bisher ein gewisser Trotz aus seinem Wesen sprach, so erhielten seine Augen jetzt, indem sie an den ruhigen, anscheinend teilnahmvollen Zügen des Notars hingen, einen flehentlichen Ausdruck. Karg dagegen wurde noch unterwürfiger, während er immer neue Schläge für den hilflosen alten Mann vorbereitete.

„Wollte Gott, ich dürfte Sie in solchem Glauben bestärken," sprach er nach einer kurzen Pause wie zweifelnd, „allein Sie kennen nicht die Menschheit, die sich gerade darin gefällt, den nichtswürdigsten Verleumdungen die größte Verbreitung zu verschaffen, bis sie endlich von den Behörden nicht

länger unbeachtet gelassen werden können und durch gerichtliche Untersuchung ihnen ein für allemal ein Ende gemacht wird. Es wäre erschrecklich, und doch kann es nicht verhindert werden, wenn wir keinen anderen Ausweg entdecken. Mit blutendem Herzen gedenke ich Ihrer edlen Tochter. Was muß sie empfinden, wenn die Kunde davon sie erreicht —"

„Meine Tochter, meine arme Ottilie," flüsterte Herr von Schroda von neuer Angst ergriffen, „und gerade sie, die so manches liebe Mal den Grabstein bekränzte, unter dem ihre Mutter und — und — ihr Bruder schlummern."

„Verlieren Sie nicht die letzte Hoffnung, sondern lassen Sie ruhige Überlegung walten," versetzte Karg heuchlerisch und wären die in dem Rauchfang glühenden Augen Wetterwolken gewesen, so hätten die ihnen entzuckenden Blitze ihn tausendfach zermalmt. „Es schwebt mir der Gedanke vor, wenn Sie vielleicht diese Gegend auf kurze Zeit verließen — ich meine, auf so lange, bis die gehässigen Reden verstummten. Und es fiele dann wohl kaum ins Gewicht, benutzte die Behörde Ihre Abwesenheit dazu, jedes Aufsehen vermeidend, sich von dem Tatbestande zu überzeugen —"

„Nein, das darf nicht geschehen, ich will es nicht," flüsterte Herr von Schroda wiederum, und der Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn, „schon allein um meiner Tochter willen darf es nicht geschehen. Alles andere, nur keine Entweihung von Gräbern — raten Sie mir — Sie sind erfinderisch — raten Sie, wie ich dieser Schmach entgehe, und bis zu meinem letzten Atemzuge will ich es Ihnen danken."

„Sie verzeihen, wenn ich kein rechtes Verständnis für das Furchtbare des Öffnens eines Grabgewölbes besitze," nahm Karg wieder das Wort, „namentlich in einem Falle, in dem dadurch Gutes erzielt werden soll. Doch ich übersehe, Sie haben den Gemütszustand Fräulein Ottiliens zu berücksichtigen — Frauen sind so viel zarter besaitet, als wir Männer — und so wäre ihretwegen doppelt dringend anzu-

raten, auf unbestimmte Zeit ein anderweitiges Unterkommen zu suchen —"

„Aber wohin, wohin?" entwand es sich kaum verständlich der gequälten Brust des alten Mannes unter der Wucht des ihn seit drei Jahrzehnten marternden Geheimnisses.

Karg schien nachzusinnen.

„Ja, das Wohin," brach er nach einer längeren Pause das Schweigen; „so manche Stadt böte Ihnen ein sicheres Asyl; allein andere Bedenken erwachen in mir, doch wage ich nicht, ihnen Ausdruck zu geben —"

„Sprechen Sie es immerhin aus," nahm Herr von Schroda mit krankhaftem Lachen das Wort, „es fehlen mir die Mittel, anderweitig mein Leben zu fristen. Mein Kredit ist dahin; schwerlich ist noch jemand einfältig genug, auf die tief verschuldeten Reservate mir hundert Taler vorzuschießen."

Karg schwieg, die vernommene Erklärung dadurch bestätigend.

Herr von Schroda starrte auf einen Punkt des Tisches, während seine Finger auf den Armlehnen des Stuhles eilfertig trommelten. Auf seiner gebeugten Gestalt ruhten die berechnenden Blicke seines Peinigers.

„Fürchtete ich nicht, eine nachteilige Beurteilung zu erfahren," hob der Notar endlich wieder an, „so möchte ich mir wohl erlauben, die vorläufigen Mittel zu Ihrer Verfügung zu stellen. Aber leider ist mit einer Abwesenheit von bloß einigen Wochen nicht viel erreicht. Wir müssen mindestens auf ein Jahr rechnen —"

„Und kehre ich zurück, so gewinnen die alten Geschichten neues Leben," sprach Herr von Schroda einfallend, und ein Schauder durchrieselte den hinfälligen Körper; „mit den Fingern wird man auf mich weisen, als auf einen Menschen, der die Welt, sein Weib und Kind schamlos hinterging, der einem leeren Sarge die einem Toten bestimmten letzten Ehren erweisen ließ."

„Ich würde alles aufbieten, den Gerüchten den Boden gänzlich zu entziehen," meinte der Notar, „und was in

einigen Tagen nicht erreicht werden kann, der Zeitraum eines Jahres läßt noch Böseres in Vergessenheit sinken, namentlich, wenn ich ermächtigt bin, meinen vollen Einfluß gegen jede Verdächtigung in die Schranken zu stellen, solche sogar gerichtlich zu verfolgen."

„Sie wollen die Ruhe der Toten stören," versetzte Herr von Schroda, von neuer Angst ergriffen, „ich kann es nicht dulden — nach meinem Tode mag man tun, was man will — nein, auch dann nicht — so lange meine Tochter lebt, darf nicht an das Gewölbe gerührt werden — die Ärmste soll nie erfahren, was man ihrem Vater zur Last legte. Können Sie die Bürgschaft nicht übernehmen, daß die Familiengruft verschlossen bleibt, so ist meine Abwesenheit von gar keinem Nutzen."

„Wohl möchte ich die Garantie auf mich nehmen," faßte Karg sein Ziel nunmehr gerade ins Auge, „allein ich fürchte, es ist zu spät; der Eindruck, den die beiden jungen Damen hier empfingen, ist ein solcher, daß an eine Erneuerung des geschäftlichen Verkehrs mit Eichwerder schwerlich zu denken ist."

Herr von Schroda neigte sein Haupt tiefer. Geisterhaft blickten seine Augen.

„Wenn ich die Reservate verkaufte, würden Sie dann die Bürgschaft für die Unantastbarkeit des Gewölbes übernehmen?" fragte er halb erstickt.

„Zuverlässig," antwortete Karg zögernd, „allein ich möchte nicht den Verdacht heraufbeschwören, als benutzte ich einen Sie tief ergreifenden Umstand als Mittel, Sie zu einem Schritt zu bewegen, den Sie bisher als unausführbar ablehnten."

„Und Ihr Mann — der Vater der beiden freundlichen Mädchen — Sie glauben, daß er die von Ihnen übernommenen Verpflichtungen auch als die seinigen anerkennen würde?"

„Ohne Zweifel. Wäre er im Besitz der Reservate, so duldete er sicher nie eine Entweihung der Kapelle. Doch ich wiederhole meine Befürchtung: Auf die Schilderungen

seiner Töchter erklärte er mit großer Entschiedenheit, von dem Kauf abzustehen, es sei denn, Sie selbst offenbarten den Wunsch, sich des Parkes und der Sandheide zu entäußern, was freilich durch ein kurzes Handschreiben bewerkstelligt werden könnte. Zeit dürfte indessen nicht verloren werden; denn Eichwerder erklärte ausdrücklich, schon in den nächsten Tagen diese Gegend verlassen zu wollen."

Noch einmal bäumte sich des alten Herrn Stolz, wenn auch nur matt empor.

„Ich soll einem fremden Manne als Bittsteller kommen?" fragte er; „haben Sie überlegt, was Sie mir da raten? Aber gibt es einen anderen Weg? Daß meines Bleibens hier nicht länger ist, sehe ich wohl ein, — aber dann lieber heute, als morgen — ja, heute noch, wenn es möglich ist — geben Sie den Kontrakt her, ich will ihn unterzeichnen, ungelesen will ich den Akt vollziehen, der mich heimatlos in die Welt hinausstößt."

Ein polterndes Geräusch im Hintergrunde des Zimmers machte ihn verstummen. Beide kehrten sich scheu um. Sie sahen noch ein faustgroßes Stück Ziegelstein von dem Sofa auf die Erde rollen, wohin es von Marianne, in ihrer

Todesangst, den Kontrakt vollzogen zu sehen, aus der Maueröffnung hinabgestoßen worden war. Ihr persönliches und dann allerdings entscheidendes, wenn auch verfrühtes Einschreiten sich für den äußersten Notfall und den letzten Augenblick vorbehaltend, hatte sie zu diesem seltsamen Mittel gegriffen, um den alten Herrn vor einer nicht mehr rückgängig zu machenden Handlung zu warnen.

„Woher kam das?" fragte Karg erbleichend, denn er fürchtete, belauscht worden zu sein. Gleiche Befürchtungen hegte Herr von Schroda, mochte indessen früher ähnliche Störungen erlebt haben, denn er antwortete mit einem vergeistigten Lächeln:

„Das Gemäuer wird morsch; bald hier, bald dort bröckelt ein Stein los, als wollte es mich begraben — das beste wär's — aber ich soll ja fort von hier" — und das Haupt sank ihm nieder auf die Brust.

Nach einer Pause, während der Karg noch immer scheu herumspähte, schien Herr von Schroda gefaßter, überlegender.

„Ich kenne einen Ausweg," sprach er, „ein Mittel, durch das Ihr Mann meinen Willen kennen lernt, ohne daß ich meiner Stellung dadurch etwas vergebe. Park, Sandheide, Herrenhaus und Ruine will ich unter den Hammer bringen und zu diesem Zweck einen Termin ansetzen. Eichwerder hat es dann in seiner Gewalt, ohne Besorgnis um mich und meine Empfindungen die Herrschaft wieder zu einem Ganzen zu vereinigen."

Über Kargs lauerndes Antlitz flog eine Wolke des Mißmuts.

„Gewiß ein glücklicher Gedanke," bemerkte er höflich, „allein es darf nicht übersehen werden, daß ein solches Verfahren zeitraubend ist, und jeder neue Tag kann die bedauerlichen Gerüchte zu Fräulein Ottiliens Ohren tragen."

„Kein Zeitverlust," erwiderte der alte Herr mit wiedererwachendem Starrsinn; „nein, innerhalb dreier Tage mag alles geordnet sein. Ist es doch eine bloße Form, die ich beobachtet wissen will, um jeden unmittelbaren Verkehr mit

Eichwerder zu vermeiden. Machen Sie heute und morgen bekannt, daß ich die Reservate auf dem Wege des Meistgebotes zu verkaufen beabsichtige, und ist Eichwerder einziger Bieter, so darf dem Vater von Töchtern, wie den seinigen, wohl zugetraut werden, daß er diesen Umstand nicht unredlich ausbeutet."

„Und mir ist es nicht versagt, ebenfalls zu bieten," bemerkte Karg mit heimlicher Freude.

„Handeln Sie nach Belieben. Nur die eine Bedingung wünsche ich als unumstößlich festgestellt, daß der Käufer sich feierlich verpflichtet, die Familiengruft der Schrodas sofort zu vermauern. Wo ich mein Haupt zur ewigen Ruhe niederlege, soll mich jetzt nicht länger kümmern; versenkte man mich in den alten Sumpfgraben, wär's mir am liebsten. Doch nun verlassen Sie mich. Ich muß meine Gedanken sammeln, muß mich ernst mit der Zukunft beschäftigen. Meinen Willen kennen Sie, und Sie wissen, daß das Wort eines Schroda alle Eide der Welt aufwiegt."

„Ich weiß es, ich weiß es," versetzte Karg, „nur über den Zeitpunkt möchte ich mir näheres erbitten."

„Übermorgen," antwortete Herr von Schroda dumpf, „sagen wir übermorgen vormittag um elf Uhr. Um zwölf kann alles so weit gediehen sein, daß meinem Abzuge von hier nichts mehr im Wege steht. Adieu — es ist der letzte Dienst, den ich von Ihnen verlange. Adieu —"

Mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete sich Karg. Einige Sekunden lauschte der alte Herr auf die sich entfernenden Schritte; dann neigte er sich dem Tische zu, und das Haupt auf beide Hände stützend, schien er Vergessen im Schlafe suchen zu wollen.

Als Karg das Haus verließ, traf er mit Ottilie zusammen. Diese hatte ihn erwartet, um den Erfolg seiner Verhandlungen mit ihrem Vater zu erfahren.

„Alles ist geordnet, alles," redete er sie sofort an, „er ging nicht nur allmählich auf meine Vorstellungen ein, sondern bestimmte sogar die Form, unter der er sich der Reservate zu entäußern wünscht."

„Gott sei Dank," sprach Ottilie leise, aber sie legte die Hand aufs Herz, wie um einen Schmerz zu beschwichtigen. Weder sie noch Karg achteten auf den nur wenige Schritte abseits stehenden Sprenkel, dessen Knie sich bogen, als vermöchten sie die Last des Körpers nicht mehr zu tragen, und der dann gesenkten Hauptes davonschlich.

Karg weihte die junge Dame in die Einzelheiten ein.

„Es wird ein schwerer Tag für uns sein," versetzte Ottilie träumerisch, „allein ich bin ruhig; weiß ich doch längst, daß diese herbste aller Erfahrungen uns nicht erspart bleiben konnte."

Sie schwieg und sah schmerzlich bewegt vor sich nieder. Erst als sie das Rollen des Wagens vernahm, der Karg nach dem Schloß zurückführte, erwachte sie aus ihrem Sinnen. Einen traurigen Blick sandte sie nach der Ruine hinüber, dann begab sie sich ins Haus. Dem Vater sich sogleich zuzugesellen, wagte sie nicht. Sie fürchtete seine Stimmung und wollte ihm Zeit gönnen, in ungestörter Einsamkeit sich mit dem Gedanken an das Scheiden von der geliebten Stätte vertraut zu machen.

Zehn Minuten waren seitdem verronnen. Sprenkel saß wieder trübselig auf dem Mauerrest, als Marianne plötzlich vor ihn hintrat.

„Noch ist nichts verloren," sprach sie gedämpft, „noch steht das Haus Schroda; noch gibt es Freunde, die es stützen, daß es nicht dahinsinkt."

Sprenkel sah ungläubig zu ihr empor.

„Also niemand darf ahnen, daß ich hier gewesen bin," fuhr Marianne warnend fort, „niemand darf die Sandheide betreten, bevor ich gesprochen habe," und sich abkehrend, schritt sie in den Park hinein. Gleich darauf war sie im dichten Buschwerk verschwunden.

Zwanzigstes Kapitel.

Mit Extrapost. Der gestellte Zeuge.

Die in der Stadt zum allgemeinen Erstaunen veröffentlichte Bekanntmachung der folgenden Tages stattfindenden Versteigerung schien Wunder bewirkt zu haben. Schon nachmittags trafen Fremde dort ein, von denen man annehmen zu dürfen glaubte, daß sie auf die unter den Hammer zu bringenden Reservate zu bieten beabsichtigten. Drei Herren waren es, deren einer, ein etwa dreißigjähriger Mann mit schönem Gesicht, aus dem zwei braune Augen mit ernster Würde um sich schauten, mit schwarzem, lockigem Haar und starkem, schwarzem Vollbart, sich sogleich nach der Wohnung des Professors begab. Die beiden anderen, bereits älteren Leute blieben unterdessen im Wartezimmer der Post zurück. Manche wollten in dem schwarzbärtigen Herrn den Neffen des Professors wiedererkennen. Ihre Vermutung wurde aber erst zur Gewißheit, als sie darauf beide durch die Straßen der Post zuschreiten sahen.

Bald darauf sah man eine Extrapost die Stadt verlassen. In dem Wagen saßen die drei Herren und der Professor. Wohin die Gesellschaft fuhr, glaubte man zu erraten, denn der Wagen hatte die in der Richtung nach Schroda laufende Landstraße eingeschlagen. — —

Als Karg gegen Abend von Schloß Schroda heimkehrte, wo er mit Eichwerder die zum folgenden Tage notwendigen Verabredungen getroffen hatte, schien er von der Nachricht über die Fremden wenig erbaut zu sein. Namentlich erfüllte es ihn mit bösen Ahnungen, daß der Professor, dieser anerkannte Freund der Zigeuner-Marianne, von ihnen in die Mitte genommen war. Auch die Nähe des Neffen des alten Gelehrten, des Assessors Thurow, gefiel ihm wenig. Er verheimlichte indessen seine Besorgnisse, beklagte aber um so tiefer, daß sein Plan, Wenzel auf einige Tage fern zu halten, an Ranndals Auftreten gescheitert war. Nur

noch zwölf bis vierzehn Stunden brauchte das Glück ihm günstig zu bleiben. Aber in diesen leidigen vierzehn Stunden lief noch viel Wasser talwärts, konnte mancher unvorhergesehene Umstand einen längeren Aufschub der Versteigerung bewirken, und ein jeder Aufschub bedeutete für ihn zweifellos das Zerschellen seiner seit Jahren gehegten und gepflegten Pläne.

Der Postwagen war längst nach der Stadt zurückgekehrt.

Die drei Fremden aber hatten die Landstraße verlassen und waren, geführt von dem Professor, quer durch die Forsten gewandert, mit Bedacht die Nachbarschaft des Schlosses und des Herrenhauses meidend, bis sie endlich weit abwärts die Grenze der Sandheide erreichten. Dort schlugen sie die Richtung nach Mariannens Behausung ein, wo sie bereits ängstlich erwartet wurden.

Der Abend war hereingebrochen. Wohltätig milderte die prachtvolle Sternennacht, was am Tage auf der Sandheide das Auge unfreundlich berührte. Vor Mariannens Hütte stand deren Tisch. Beim Schein einer Lampe neigten sich Wenzel, der Professor und die in seiner Begleitung eingetroffenen drei Herren über eine mit unregelmäßigen farbigen Feldern, Zahlen und Buchstaben bedeckte Karte hin. Einige Schritte von ihnen brannte ein fast rauchloses Feuer, dem sie ebenfalls zuweilen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Blaue Flämmchen tanzten über dem Gluthaufen, überwacht von Marianne, die dem Gespräch der Männer mit sichtbarer Spannung folgte.

Es mochte elf Uhr sein, als Marianne an den Tisch trat und die Männer in ihrer lebhaften Unterhaltung störte.

„Es ist Zeit," sprach sie eintönig, „eine dringendere Arbeit, als diese hier," und sie wies auf die Karte, „muß erfüllt werden, bevor der Tag graut."

Wenzel richtete sich empor. Eine fast krankhafte Erregung spielte auf seinen Zügen. Er schien sich in einem Traum zu befinden, nicht für Wirklichkeit halten zu können, was seit seinem Verkehr mit dem Professor und dessen Begleitern zu seiner Kenntnis gelangt war.

„Es ist Zeit," wiederholte Marianne eindringlicher, als niemand ihr antwortete, „die Sonne bringt pünktlich den neuen Tag, aber Menschen mit belastetem Gewissen sind nicht an die Zeit gebunden."

„Ich bin bereit," antwortete Wenzel nunmehr, indem er von dem Tisch forttrat. Thurow gesellte sich ihm zu. Der Professor und die beiden älteren Herren dagegen, die für nichts weiter, als die Karte und ihre Berechnungen Sinne zu haben schienen, vertieften sich nach flüchtigem Aufschauen sogleich wieder in ihre bisherige Beschäftigung.

„Auf Wiedersehen!" riefen Wenzel und Thurow nach dem Tisch hinüber, dann folgten sie Mariannen nach, die bereits um die Hütte herumgetreten war und sich dauernd einige Schritte vor ihnen hielt. Wohin Marianne sie führte, schien sie wenig zu kümmern.

Wohl anderthalb Stunden waren sie gegangen, als die Dünen wie ein schwarzer Wall aus der Dunkelheit emportauchten. Vor ihnen dehnte sich ein Wiesenstreifen aus, den Wenzel wiederzuerkennen glaubte.

Marianne blieb stehen. Scharf spähte sie nach der Richtung hinüber, in der nach Wenzels Berechnung im Schatten der Dünenwand des Strandwenzels Hütte lag.

„Wir kommen zu spät," bemerkte sie nach einer Pause, „der Vogel ist ausgeflogen. Doch ich denke, Volper ist ihm auf den Fersen geblieben."

Bevor einer ihrer Begleiter antwortete, setzte sie sich auf die Hütte zu in Bewegung. Ungefähr die Hälfte der Wiese hatten sie überschritten, als vor ihnen der Schatten eines Mannes sich von dem dunklen Hintergrunde trennte.

Es war Helmut. „Wir kommen zu spät," redete sie ihren eintreffenden Sohn an, „ich hab's befürchtet; gelingt es ihm, zu entkommen —"

„Er wird nicht entkommen, und noch ist's nicht zu spät," fiel Volper beruhigend ein, „aber ein anderes Nachtlager suchte er auf."

„So hat ihm jemand unsere Gedanken zugetragen,"

versetzte Marianne mißmutig, „und das kann nur der hinterlistige Karg gewesen sein, bei dem mehr auf dem Spiel steht, als bei dem Strandwenzel."

„Ja, der Karg trug's ihm zu," bestätigte Volper, indem alle der Hütte zuschritten, „ich sah ihn mit meinen eigenen Augen; die Nacht war noch nicht lange hereingebrochen, als er den Strandwenzel zu sich herausrief. Dann gingen beide ins Haus. Eine halbe Stunde blieben sie beisammen, worauf der Karg sich wieder entfernte."

„Du hörtest, was sie sprachen?" forschte Marianne gespannt.

„Nicht alles," antwortete Volper, wie beschämt und sich entschuldigend, „auf Händen und Füßen bin ich neben die offene Tür hingekrochen, und dazu gebrauchte ich Zeit."

„Nun, Helmut, mein gutes Kind," fiel Marianne eigentümlich milde ein, „ich weiß, für deine Mutter tust du stets dein Bestes; was du erlauschtest, magst du später berichten. Zunächst sage, wo der Strandwenzel sich verbirgt, und ob es möglich ist, seiner noch in dieser Nacht habhaft zu werden. Denn morgen ist's zu spät. Ist er erst im Laufen, so rastet er nicht, bis er die Verfolgung eingestellt wähnt."

„Beim Einsamen Stein in der Wachhütte weilt er," entgegnete Volper.

„Beim Einsamen Stein?" wiederholte Marianne zufrieden, „nun, um so besser. In einer halben Stunde sind wir dort, nebenbei brauchen wir nicht zu befürchten, Zeugen herbeizulocken. Es gibt manches, was nicht in die Mäuler der Leute gehört. Also vorwärts."

Sie waren am Fuße der Düne angekommen, die Marianne und Volper sofort zu ersteigen begannen. Wenzel und Thurow folgten ihnen auf dem Fuße nach. Als Volper vor ihnen den Kamm der sandigen Anhöhe erreichte, wo die Beleuchtung eine günstigere, entdeckten sie, daß er in der einen Hand einen schweren, keulenartigen Stock, in der anderen einen lose aufgerollten Strick trug, er sich also vorbereitet

hatte, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Gleich darauf betraten sie den feuchten Sand am Wasser, der ihnen einen ebenen und festen Weg bot.

„Nun erzähle, mein Kind," sprach Marianne mit einer Zärtlichkeit, die seltsam zu der kraftvollen Gestalt Volpers kontrastierte. „Was sprachen sie miteinander?"

„Der Karg meinte, daß er nicht um Kleinigkeiten den Abendspaziergang gemacht habe, und der Strandwenzel möge auf Böses gefaßt sein. Dann sagte er dem Strandwenzel, er müsse auf einige Wochen verschwinden und er selbst wolle die Kosten tragen. Wenn er wieder heimkehre, sei alles in Ordnung, und er wolle dafür sorgen, daß niemand ihm schade; aber fort müsse er, denn es seien Leute von weit her gekommen, die allem, was vor dreißig Jahren geschehen sei, auf den Grund gehen würden. Dazu lachte der Strandwenzel, aber er meinte, es verschlüge ihm nichts, dem Notar den Gefallen zu tun, und dann flüsterten sie, als hätten sie um meine Nähe gewußt. So verging eine Zeit, als plötzlich beide aus der Tür traten. Sie hatten wohl Wichtigeres zu bedenken, oder sie hätten mich sehen müssen. Sie nahmen Abschied voneinander. Der Karg begab sich auf den Weg zur Stadt, wogegen der Strandwenzel ins Haus zurücktrat und zu packen begann. In die Haustüre hineinzusehen wagte ich nicht. Um nicht entdeckt zu werden, kroch ich wieder hinter den Holzhaufen. Dort lag ich, bis der Strandwenzel das Licht auslöschte, die Hütte verließ und die Tür hinter sich abschloß. Eine oder zwei Minuten blieb er stehen. Dann fluchte er ungebührlich, und irgend etwas auf seine Schulter schwingend, schritt er davon. Ich folgte ihm bis zum Einsamen Stein nach; und erst nachdem er in dem Wachhause Feuer angezündet hatte, kehrte ich um. Das ist alles, was ich weiß."

„Und es ist genug, Kind," lobte ihn Marianne, „hätten wir durch dich weiter nichts erfahren, als daß der Karg den Strandwenzel von dannen schickte, so wäre es dankenswert gewesen." Dann zu Wenzel und Thurow: „Sie haben es gehört; behalten Sie jedes Wort im Gedächt-

nis, denn ob mein armes Kind sie morgen noch einmal wiederholen kann, ist zweifelhaft."

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, beschleunigte sie ihre Schritte. Es lag eine düstere Entschlossenheit in ihrem Wesen. Unversöhnlicher Haß auf der einen Seite, tiefe Anhänglichkeit auf der anderen hatten sie schon immer bei allem ihrem Denken, Trachten und Handeln beeinflußt; heute offenbarte die Wirkung solcher Regungen sich fast unheimlich. Wohl eine Viertelstunde verfolgten die vier Gefährten ihren Weg, ohne ein Wort zu wechseln.

Endlich blieb Marianne wieder stehen. Sie wechselte leise einige Worte mit Volper, dann kehrte sie sich Wenzel und Thurow zu.

„Nur noch eine kurze Strecke und wir sind zur Stelle," sprach sie gedämpft, „'s ist besser, wir sagen hier, was gesagt werden muß, denn der Strandwenzel hat scharfe Ohren. Achten Sie auf Ihre Bewegungen, damit er Ihre Nähe nicht merkt. Oder besser noch, Volper, du läßt mir einen Vorsprung, und während ich mit dem Strandwenzel verhandle, führst du die Herren heran, damit sie hören und im entscheidenden Augenblick zur Hand sind." Und wieder zu Wenzel und Thurow: „Mag ein gutes Glück geben, daß er alles gutwillig eingesteht. Tut er's nicht, so seien Sie auf ernsten Widerstand gefaßt. Denn er ist eine desperate Natur, und es geschähe nicht zum erstenmal, daß er nach dem Blute eines Nebenmenschen trachtet."

Sie kehrte sich den Dünen zu; gleich darauf begann sie den nächsten sandigen Abhang zu ersteigen. Die Männer folgten ihr langsamer. Auf der anderen Seite der Düne setzten sie ihren Weg noch eine Weile an deren Fuße fort, dann bogen sie landeinwärts, wo eine sich weithin erstreckende Weidenpflanzung zuerst Marianne und einige Minuten später die ihr folgenden Gefährten aufnahm.

Ein gewaltiger erratischer Felsblock, an dem seit undenklichen Zeiten die oft wilderregten Wogen der See sich brachen, war es, der den Namen des „Einsamen Steins"

trug. Dicht hinter diesem erhob sich eine von unbehauenen Feldsteinen aufgeführte Hütte, die gegen sechzehn Fuß im Geviert halten mochte. Sie bot nur wenig Bequemlichkeit. Die kleinen Fenster hatte man notdürftig zugemauert und begnügte sich mit der seewärts liegenden Türöffnung.

In der Mitte des Raumes war mittelst in den Fußboden gerammter Pfähle und einiger Plankenstücke ein Tisch hergestellt worden, den vier ähnlich gezimmerte Bänke umgaben. An den Wänden herum lagen Zweige, Heu und dürres Laub, so daß die dort anlaufenden Fischer oder Wächter nach Belieben sich dem Schlaf hingeben oder über den Tisch hin ihre Garne abspinnen, auch wohl ein Spiel altgedienter Karten handhaben konnten.

Dem Strandwenzel war die Wachhütte ein vertrauter Raum. Manche Nacht hatte er in ihr verbracht, während sein Boot unten auf dem Strande gesichert lag, um sich zum Zweck des Schmuggelns unbemerkt mit den Küstenfahrern in Verbindung zu setzen. Obwohl er die Besorgnis Kargs für übertrieben hielt, gedachte er doch seine Wanderung bei Anbruch des Tages fortzusetzen. Anstatt indessen den Schlaf zu suchen, hatte er sich auf die der Tür am nächsten befindliche Bank gesetzt, den Rücken an den festen Tisch anlehnend und die Füße weit von sich gestreckt. Vor ihm brannte ein kleines Feuer, dessen Rauch seinen Weg durch die Türöffnung ins Freie fand. Hinter ihm auf dem Tisch lagen sein Reisebündel, ein schwerer Wanderstab und die alte Feuerschloßpistole. Seine Pfeife brannte und dampfte, während er vor sich in die flackernden Flammen stierte. Er schien die Zeit zu berechnen, nach deren Ablauf er sich wieder unbesorgt in der Gegend sehen lassen dürfe. Plötzlich richtete er sich empor. Er meinte Schritte vernommen zu haben, die sich der Hütte näherten. Mißtrauisch erhob er sich, und um das Feuer herumschreitend, war er im Begriff, ins Freie hinauszutreten, als Marianne vor ihm stand. Erschrocken prallte er zurück; dann aber bemächtigte sich seiner eine wilde Wut.

„Was in der Hölle Namen führt dich hierher?" schnaubte

er sie grimmig an, „ist die Sandheide für deinen Teufelsspuk nicht groß genug, daß du mir auf meinen Wegen nachspürst?"

„Nein, Strandwenzel," antwortete Marianne ruhig, und sie trat so vor das Feuer hin, daß dessen Schein ihr vernarbtes Antlitz traf, „nein, die Sandheide ist mir nicht groß genug, und deshalb suchte ich Sie in Ihrem Hause auf, und als ich dort vergeblich anklopfte, folgte ich Ihren Spuren nach. Und einen Teufelsspuk will ich in der Tat heraufbeschwören, wenn Sie sich weigern, mir über alles Auskunft zu erteilen, was ich zu wissen wünsche."

„Ich soll der Zigeuner-Marianne Auskunft erteilen?" rief er trotzig; „wer in des Teufels Namen gibt der alten Hexe überhaupt den Auftrag, mich auszuholen?"

„Jemand, der ein Recht dazu besitzt," antwortete Marianne mit unbeweglicher, geisterhafter Ruhe, „der ein Recht dazu besitzt, aber auch die Gewalt, Sie auf Lebenszeit hinter eiserne Gitter zu bringen."

Der Strandwenzel entfärbte sich.

„Die niederträchtigste Lüge, die je den Mund einer Zigeunerhexe verließ," sprach er zähneknirschend, „ich hab's dir gesagt, und ich wiederhol's: Hüte dich, daß ich nicht eines Nachts dich samt deiner Brut für ein Wild ansehe, und hat euch der Teufel geholt, kräht kein Hahn darnach!"

„Sparen Sie Ihre Drohungen für Menschen, die sie fürchten," versetzte Marianne kalt, und ihre Blicke ruhten so eisig auf dem Strandwenzel, daß dieser sie bis in seine Brust hinein zu fühlen meinte; „soll ich Ihnen aber raten, so wählen Sie von zwei Übeln das kleinere. In der Waldkapelle steht ein leerer Sarg, der um Rache zum Himmel schreit, und Sie haben Ihren Anteil daran, daß ein armes Menschenherz sich dreißig Jahre lang in Gram verzehrte, während Sie es hätten verhindern können. Sprechen Sie jetzt; das Kind, für das der kleine Sarg gezimmert wurde, lebt heute noch. Sie selbst haben es unter Ihrem Dache beherbergt. Sprechen Sie, und es soll Ihnen nicht zum

Schaden gereichen. Sagen Sie, wie alles geschah, als vor dreißig Jahren ein Mann mit einem Kinde bei Ihnen einkehrte und Sie ihm behilflich waren, seinen Raub in Sicherheit zu bringen! Vergessen Sie nicht, es können Zeugen auftauchen, die Ihre Aussagen überflüssig machen; dann aber mögen Sie sehen, wohin es mit Ihnen kommt —"

„Bist du noch nicht fertig Teufelshexe?" fiel der Strandwenzel grimmig ein, und aus seinen tückischen Augen sprühten Wut und Hohn, „wenn du's aber erfahren willst, so höre: und bötest du mir 'ne Schiffsladung Goldes, und ich wüßte um den Burschen, wie ich jetzt nicht 'ne Silbe über ihn weiß, so brächtest du's nicht aus mir heraus. Was kümmern mich anderer Leute Kinder? Und vor so viel Jahren meinst du? Ich hätte viel zu tun gehabt, alles in meinem Kopf zu behalten, was ich in den letzten Jahrzehnten erlebte! Vielleicht morgen," und er lachte höhnisch, „komm morgen und frage wieder an; vielleicht bin ich dann in der Laune, dir Rede zu stehen."

„Morgen?" fragte Marianne, indem sie auf das Reisebündel wies, durch das der Strandwenzel seinen Stock ge-

schoben hatte, „wer weiß, wie weit Sie morgen sind, und es gehört nicht viel Klugheit dazu, zu erraten, wer Ihnen das Reisegeld gab. Ich sag's Ihnen zum letztenmal, fordern Sie das Geschick nicht heraus. Nicht Gold wird Ihnen, dem Kinderräuber geboten, sondern eiserne Vergitterung, wenn Sie im Starrsinn verharren."

Der Strandwenzel erhob sich. Sein gebräuntes Gesicht erhielt eine tiefere Farbe von der in ihm gärenden Wut, und die Fäuste ballte er, als wäre er im Begriff, jemand zu würgen.

„Du meinst also, morgen sei ich weit von hier?" fragte er mit röchelnder Stimme, „gut, wenn ich gehen will, sollst du mich am wenigsten halten."

„Ich halte Sie," fiel Marianne lebhafter ein, und sie trat um den Wütenden herum, wodurch sie ihn zwang, der Tür den Rücken zuzukehren.

„Weib!" schrie der Strandwenzel auf dem Gipfel seiner Wut, „fort, oder dein Fuchsbau in der Sandheide wartet vergeblich auf seine Bewohnerin! Soll ich dir einen Ring um deine Kehle ziehen" — und er hielt ihr die gespreizten Hände vors Gesicht — „'nen Ring, der sich nicht eher öffnet, als bis deine Augen so weit aus dem Kopf stehen, daß sie ihren Weg nicht mehr zurückfinden?"

Marianne spähte flüchtig im Kreise. Auch die Türöffnung streifte ihr Blick über des Strandwenzels Schulter hinweg, und sie erkannte ihren Sohn und hinter diesem Wenzel und Thurow, bereit, auf einen Wink von ihr auf den alten Strandräuber einzuspringen.

„Sehen Sie zu, daß nicht ein noch festerer Ring sich um Ihren eigenen Hals legt," sprach sie darauf drohend, „trotz meines Hasses hab ich's noch gut mit Ihnen im Sinne gehabt, jetzt aber nehmen Sie hin, was Sie selbst sich bereitet haben."

„Von dir?" brüllte der Strandwenzel auf; dann kehrte er sich der Tür zu, von woher ein knisterndes Geräusch zu ihm drang. Sein Blick begegnete Volper, der den beiden Gefährten voraus auf ihn eindrang. Mit jugendlicher Ge-

wandtheit sprang er gegen den Tisch hin, und die auf diesem liegende Pistole ergreifend und zugleich deren Hahn spannend, fuhr er wie rasend auf: „Also verraten hast du mich!"

In demselben Augenblick packte Wenzel, der auf der anderen Seite des Tisches herumgeeilt war, ihn an der Schulter, und ihm einen heftigen Stoß versetzend, riß er ihn rückwärts zu Boden, während Volper sich auf ihn warf und ihn niederhielt, Thurow dagegen den linken Arm des Rasenden ergriff, um dadurch seinen Widerstand zu brechen. Doch sie hatten es, trotz seines hohen Alters, mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun. Jede Muskel seines Körpers spannte er an, um sich zu befreien, und da ihm dies nicht gelang, beseelten ihn nur noch Gedanken der Rache. Unter den festen Griffen der drei Gefährten schien seine Kraft zu erlahmen, so daß diese meinten, ihn überwunden zu haben. Bevor sie aber die Absicht des schlauen Räubers ahnten, hatte er unter dem Schutze der ihn umringenden Schatten die mit der Pistole bewaffnete Hand erhoben, und fast gleichzeitig krachte der Schuß. Die erste Verwirrung suchte er zu benutzen, die Gegner von sich abzuschütteln. Es gelang ihm sogar, seinen Arm Thurows Händen zu entreißen und sich in eine sitzende Stellung emporzurichten, zugleich hob er die abgeschossene Waffe, um sie auf Volpers Haupt niederzuschmettern.

„Satanshexe!" brüllte er, und seine Stimme schien keinem menschlichen Wesen mehr anzugehören, „hast du mich verraten, sollst du wenigstens vor mir zur Hölle fahren —"

Und wiederum stockte seine Sprache unter den eisernen Griffen Volpers und Wenzels, welcher letztere ihm die Waffe entwunden hatte und nunmehr auf seinem Arme kniete. Niemand achtete unterdessen auf Marianne, die nach dem Schuß wie unverletzt stehen geblieben war, dann aber, während die Männer noch miteinander rangen, nach der anderen Seite des Tisches herumschlich und sich dort still auf die Bank niedersetzte. Erst nachdem man den Strandwenzel an Händen und Füßen mittelst des von Volper mitgeführten Strickes

gefesselt hatte, daß er, hilflos und unfähig, ein Glied zu rühren, dalag, kehrten die drei Gefährten sich Mariannen zu.

Ein spöttisches Lächeln glitt über ihr farbloses, vernarbtes Antlitz.

„Ich hab's geahnt," brach sie selbst zuerst das angstvolle Schweigen, und ihre Stimme klang noch immer kräftig. Blut mußte zur Sühne fließen, und ich bin zufrieden, daß ich selbst das meinige hingebe. Die Kugel hätte mich ins Herz treffen können, dann war alles vorbei; das sollte nicht sein. Noch kann ich sprechen, und ich fühl's, ist mein Ende mir beschieden, so werde ich nicht eher von dannen gehen, als bis alles geordnet ist. Dann mag's kommen, wie's will," und einen durchdringenden, fast flehenden Blick warf sie auf Wenzel, „um die Zukunft meines armen Sohnes brauche ich nicht zu bangen."

Über Volpers Wangen rollten heiße Tränen. Plötzlich hob er seine Keule, augenscheinlich in der Absicht, dem Strandwenzel den Schädel zu zerschmettern, als Mariannens Stimme ihn daran hinderte und ihre Warnung ihn wieder in ein Kind verwandelte. Bitterlich weinend leistete er Wenzel und Thurow Beistand, als dieselben seine Mutter auf das Heulager betteten. Die Kugel war anscheinend durch die Brust geschlagen. Beide Wunden bluteten mäßig; nur dadurch wurde es Wenzel möglich, eine Art Notverband anzulegen, der Mariannen Erleichterung zu verschaffen schien. Den gefesselten Strandwenzel legten sie so hin, daß er die Verwundete beständig im Auge hatte, Wenzel ihn also, ohne Marianne seine Aufmerksamkeit zu entziehen, zu bewachen vermochte. Dann erst begaben Thurow und Volper sich auf den Weg, um einen Wagen und vor allen Dingen einen Arzt herbeizuschaffen.

Tief erschüttert beobachtete Wenzel die alte Frau, die als Schutzgeist des Hauses Schroda ihm während seines kurzen Verkehrs mit ihr so viele unzweideutige Beweise treuer Anhänglichkeit gegeben hatte. Er zitterte bei dem Gedanken, daß der Tod sie überraschen könne, bevor sie das mit so viel Aufopferung und Willenskraft begonnene Werk zu

Ende geführt habe. Erleichtert atmete er auf, als Marianne, nachdem sie den Strandwenzel längere Zeit sinnend betrachtet hatte, zuerst das Schweigen brach und diesen mit wenig veränderter Stimme anredete.

„Strandwenzel," sprach sie mit einem Anfluge von Spott, „was gäben Sie jetzt darum, hätte die Mordwaffe sich nicht in dem Bereich Ihrer Hände befunden?"

„Viel gäbe ich drum, hätte sie dir den Mund auf ewig gestopft," antwortete der ergraute Bösewicht, doch lag in seinem Wesen nicht mehr der frühere zuversichtliche Trotz.

„Ich glaube es gern," versetzte Marianne wiederum spöttisch, „aber jetzt, da ich noch zu sprechen vermag, wird's doppelt schlimm für Sie. Ohne diesen Mordversuch hätte alles ausgeglichen werden können. Nun aber ist's zu spät."

„Ich beging keinen Mord, ich handelte aus Notwehr," erwiderte der Strandwenzel merklich kleinlauter, „und denjenigen möcht' ich sehen, der sich würgen und knebeln läßt, ohne sein Bestes zu tun."

„'s ist nicht der erste Mord," fuhr Marianne fort, und aufmerksam lauschte und beobachtete Wenzel, um sich keine Miene des Gefangenen entgehen zu lassen; „in dem Grabgewölbe der Waldkapelle verweste eine junge, schöne Mut-

ter; sie lebte heute noch, hätten Sie nicht die Hand zu dem Kinderraub geboten. Und grausamer noch, als die junge Mutter, mordeten Sie den Vater. Seit dreißig Jahren verging kein Tag, an dem er nicht immer wieder die gräßlichsten Todesqualen erduldete. Strandwenzel, hätte ich nicht gehofft, Sie noch zu anderen Dingen zu gebrauchen, so war's schon vor Jahren mit Ihnen vorbei. Das bedachte ich, und meine Zeugenaussage hätte den Toten nicht ins Leben zurückrufen. Und ich gebrauche Sie noch ferner. Der Karg, der mit Ihnen das Grabgewölbe der Schrodas besuchte, er soll über seine eigenen Taten zittern. Er soll dafür büßen, daß er einen armen alten Mann peinigte und marterte, um dessen schwachen Händen das letzte Stückchen Eigentum zu entreißen. Ahnte er meine Nähe, so hätt' er sich lieber die Zunge abgebissen, als eine Silbe darüber offenbart; aber ich hörte ihn von einem leeren Sarge sprechen, und den hat ihm kein anderer, als der Strandwenzel gezeigt, derselbe Strandwenzel, der jenem unbekannten Räuber mit dem Kinde forthalf."

„Es ist nicht wahr!" unterbrach der Gefesselte sie wieder zähneknirschend, „du selbst weißt am besten, wer in der schwarzen Sommernacht in das Gewölbe eindrang — beim Satan, Weib, da sitzt der Mann — für meinen Namensvetter gab er sich aus, und ich bot ihm 'n Nachtlager; an meinem Tisch hat er gegessen, und schlecht genug gedankt hat er's mir mit seinem Ausspionieren. Ihn frage, wer nachts in die Kirche einbrach, Särge öffnete, herausnahm und in seine Tasche steckte, was andere vor dreißig Jahren hineingelegt hatten. Wer mir's verriet, ich sag' es nicht; aber wahr bleibt's, und zehnmal beschwören will ich's, daß derselbe Mann mit deiner Hilfe nur einen Betrug ausführen möchte; ja, das will ich, und sollte ich morgen dafür aufgehißt werden."

Bei dieser Erklärung wechselten Marianne und Wenzel einen Blick des Verständnisses. Sie errieten, daß sie bei ihrem Besuch der Kapelle belauscht worden, mithin, aus welcher Quelle Karg schöpfte, als er unter der Hand die

Verhaftung Wenzels betrieb und worauf er fußte, als er Herrn von Schroda zwang, in den schleunigen Verkauf der Reservate zu willigen.

„Unter Ihrem Dache habe ich geschlafen, an Ihrem Tisch gegessen," nahm Wenzel darauf das Wort, „ich kam als ehrlicher Mann und glaubte einen ehrlichen Mann zu finden. Daß Sie den Namen Wenzel führten, hielt ich für einen glücklichen Umstand. Daß Sie dagegen Verrat gegen mich übten, konnte ich nicht ahnen. Es wäre eines ehrlichen Mannes würdig gewesen, hätten Sie mir offenbart, wie ich zu dem Namen Wenzel kam, anstatt daß Sie noch selbigen Abend zur Stadt wanderten, um mit jemand zu verhandeln, der sich den größten Vorteil davon versprach, wenn ich mein Lebenlang — nein, nur noch wenige Tage der Wenzel blieb. Oder meinen Sie, diese arme Frau, deren Blut über Ihr Haupt kommen mag, hätte vergessen, wem sie an jenem Abend auf dem Stadtwege begegnete?"

„Mag sie dem Teufel begegnet sein, was schert's mich?" fiel der Strandwenzel in seine Verstocktheit zurück, denn trotz der Gefahr, in der er wegen des Mordangriffs auf Marianne schwebte, berechnete er schlau, daß er durch eine unbedachtsame Antwort seine Lage verschlimmern, oder sich wenigstens des letzten Mittels berauben könne, sie günstiger zu gestalten. „Manchen Abend gehe ich zur Stadt," fuhr er mürrisch fort, „und manchem Menschen begegne ich, ohne mich viel drum zu kümmern. Verdammt, was scheren mich fremde Leute?"

„Strandwenzel," hob Marianne wieder an, „wie hängt's zusammen, daß dieser Mann Ihren Namen trägt, anstatt den Namen desjenigen, der ihn mit sich übers Meer nahm?"

Der Strandwenzel lachte höhnisch.

„Frage mich, weshalb der Sonntag nicht Montag heißt, und ich erklär's dir ebenso genau," verharrte er in seinem Starrsinn.

„Ich errat's gut genug," versetzte Marianne, und eine bleierne Müdigkeit legte sich auf ihre Augen, „ich könnte

es erklären und beschwören. Laßt mich jetzt — ich will ruhen — es kommt eine Stunde — und ich werde sie erleben — in der ich meines klaren Geistes, meiner Kräfte bedarf. — In dem Grabgewölbe der Schrodas liegt die gemordete Mutter. Neben diese wird man den gefesselten Mörder legen. Sie wird an die Bretter ihres Sarges klopfen — wird fragen — wo ist — mein Sohn —" ihre Augen schlossen sich; vom Blutverlust geschwächt, war sie eingeschlafen.

Schmerzlich bewegt sah Wenzel auf die stillen Züge. Der Strandwenzel, abergläubisch wie die meisten rohen Gemüter, die nur in ihrer physischen Kraft einen Rückhalt erblicken, starrte mit vorgequollenen Augen auf Marianne. Sein Haar schien sich zu sträuben. Erst als er erkannte, daß sie wirklich eingeschlafen war, kehrte er sich wieder ab und, die Augen schließend, trachtete er, sich von seiner Umgebung abzusondern. An Stelle der Furcht trat allmählich wieder seine tierische Wut. Er hatte verschworen, niemand mehr Rede zu stehen, kein Wort mehr zu sprechen, und hätte das Fallbeil über seinem Nacken geschwebt. Das sollte seine Rache sein. —

Die schwüle Stille in der Hütte wurde von jetzt ab nicht mehr unterbrochen. Nur einmal neigte Wenzel sich über seinen Gefangenen hin, um zu prüfen, ob ihm nicht aus seiner gezwungenen Lage Qualen erwüchsen. Dann beschäftigte er sich nur noch mit der verwundeten Marianne.

So ging die Zeit dahin, und der junge Tag meldete sich bereits im Osten an, als endlich das Rollen des Wagens herüberdrang, der Hilfe brachte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Versteigerung. Thurow und die Fremden.

Punkt halb elf Uhr saß Herr von Schroda in der alten Speisehalle vor der langen Tafel, vor ihm ein Schreibzeug. Aktenhefte lagen seitwärts von ihm. Sein bestes Kleid

hatte er angelegt, ein weißes Tuch um seinen Hals geschlungen. Sein Antlitz war noch bleicher, als gewöhnlich, aber starr in seinen Linien. Keiner sollte wahrnehmen oder erraten, was in seinem Innern vorging, während er über das letzte, auf das er noch ein Anrecht besaß, aus freier Hand verfügte. Klagelos, lautlos, wie der sterbende Fechter auf seinem Schild, so wollte er durch sein entscheidendes Wort ein Ereignis besiegeln, das ihm erdrückender erschien als zehnfacher Tod. Hinter seinem Stuhl stand Sprenkel, gleich seinem Herrn in die letzten Reste eines verblichenen Glanzes eingehüllt. Der alte Mann schien dem Grabe entstiegen zu sein, so tief hatten sich die Furchen seines Gesichtes in das welke Fleisch gesenkt. Ihm, dem Vertrauten seiner ganzen Lebenszeit, hatte Herr von Schroda auf seine vorwurfsvollen Blicke die Umstände geschildert, die ihn zwangen, der alten Heimstätte auf ewig zu entsagen. Damit hatte er zugleich alle Bedenken des treuen Dieners beschwichtigt, der fast noch mehr, als er selber, eine Untersuchung des Grabgewölbes scheute und fürchtete.

Mit Ottilie hatte der alte Herr in fast heiterer Weise über den bevorstehenden Verkauf der Reservate gesprochen, sogar die Bemerkung eingeschaltet, daß er bedauere, nicht längst ihrem Rat gefolgt zu sein. Zärtlich klang seine Stimme, indem er sie über seinen wahren Gemütszustand zu täuschen suchte, zärtlich, wie seit vielen Jahren nicht, daß ihr darüber das Herz hätte brechen mögen. Liebreich wies er ihren Vorschlag zurück, das Ordnen der Geschäfte den Männern zu überlassen, von deren Gewissenhaftigkeit er überzeugt sein könne.

„Ich selbst habe die Form des Meistgebotes vorgeschlagen," sprach er träumerisch, „und ich hatte meine Gründe dazu. Was soll ich mit fremden Menschen feilschen und handeln? Und erscheint in der Tat nur ein einziger Bieter, so will ich lieber hierdurch entscheiden," und er schlug mit einem vor ihm liegenden Schlüssel auf den Tisch, „als mich der Gefahr aussetzen, über diese oder jene Bedingung mich in langen Erörterungen einigen zu müssen."

Blutenden Herzens hatte Ottilie sich von ihm entfernt, mit dem Versprechen, bei der Eröffnung der Versteigerung zugegen sein zu wollen.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte Herr von Schroda den greisen Diener nach einer langen Pause schwermütigen Sinnens.

„Eine Viertelstunde fehlt noch an elf,“ antwortete Sprenkel.

„Noch eine Viertelstunde,“ wiederholte Herr von Schroda. „Noch fünfzehn Minuten, und sie sind hier. Sprenkel, wir werden unsere ganze Kraft zusammennehmen müssen.“

Auf der Treppe ertönten Schritte. Sprenkel schritt nach dem Ausgang hinüber. Herr von Schroda hatte den Schlüssel ergriffen, und ihn in der Hand drehend, berührte er hin und wieder mit leichtem Schlage die vor ihm liegenden Aktenhefte. Als die Tür geöffnet wurde, umspannten seine Finger den Schlüssel etwas fester, während seine weißen Brauen sich dichter zusammenschoben.

„Ich habe die Ehre, Herrn Eichwerder vorzustellen,“ vernahm er gleich darauf Kargs Stimme, und aufschauend blickte er in das ernste, wohlwollende Antlitz des Konsuls, der höflich grüßte.

Der Eindruck, den Eichwerders Erscheinung auf ihn ausübte, war ein günstiger; vielleicht auch, daß er dessen Töchter gedachte; denn abweichend von seinem ursprünglichen Willen, versuchte er, sich zu erheben, als Eichwerder ihn mit dem feinen Anstande des Weltmannes daran hinderte.

„Ihre Bekanntmachung hat mich hierhergeführt,“ sprach er höflich, „und wenn ich etwas bedauere, so ist's, daß sie eine zu kurze Spanne Zeit offen ließ, um weitere Verbreitung zu finden.“

„Es mag eine etwas seltsame Form sein, die ich zum Verkauf meines Eigentums wählte,“ antwortete Herr von Schroda erzwungen sorglos, „zugleich liegt aber auch darin der Beweis, daß ich eben nur der Form huldige, aber un-

bekümmert um fremde Urteile von meinem Recht freien Gebrauch mache. Je weniger Bieter, um so leichter gelangen wir zum Ziel. Habe ich einen Entschluß gefaßt, so liebe ich es, ihn schnell auszuführen. Doch nehmen Sie Platz, meine Herren," und er wies nach dem unteren Ende des Tisches hinüber. Dann schlug er ein Aktenheft auf, nachlässig darin blätternd, während Eichwerder und Karg seiner Aufforderung schweigend nachkamen. Auch Karg hatte ein Bündel Akten und Dokumente mitgebracht, die er vor sich auf den Tisch legte. Nach einer Pause tiefer Stille glaubte Karg das Schweigen brechen zu dürfen.

„Herr von Schroda," hob er an, „mit Ihrer gütigen Erlaubnis möchte ich einige einleitende Worte vorausschicken, bevor wir zu den eigentlichen Geschäften übergehen —"

„Sprenkel, wieviel Uhr ist es?" fragte Herr von Schroda mit einer gewissen Erhabenheit über seine Schulter.

„Es fehlen noch acht Minuten an elf," antwortete Sprenkel feierlich nach einem Blick auf seine tombakene Taschenuhr.

„Ich habe bestimmt, um elf Uhr," wendete Herr von Schroda sich an den Notar, „und ich bin gewohnt, auf die Sekunde pünktlich zu sein."

„Ihnen zu Befehl," versetzte Karg, und flüchtig gelangte die ihn verzehrende Unruhe auf seinem Gesicht zum Ausdruck.

Einige Minuten verrannen, als abermals das Geräusch von Schritten auf der Treppe hörbar wurde.

Karg blickte erstaunt und mit wachsender Unruhe empor. Auch Eichwerder und Herr von Schroda schienen überrascht zu sein. Sprenkel dagegen bewahrte nach wie vor das starre, ausdruckslose Wesen einer Maschine. Mit derselben stieren Teilnahmlosigkeit schritt er auch zur Tür hinüber; bevor er sie aber erreichte, wurde sie geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien Ottilie totenbleich und mit einer Haltung, als bewahrte sie sich nur noch mit Mühe vor dem Umsinken. Während Sprenkel die Tür geöffnet hielt, begrüßte sie Eich-

werder und Karg durch eine flüchtige Verneigung, und neben ihren Vater hintretend, sprach sie mit bebenden Lippen:

„Es sind noch einige Herren eingetroffen, die darum bitten, sich um den Besitz der Reservate bewerben zu dürfen."

„Sie mögen eintreten," antwortete Herr von Schroda kalt, und ein bitteres Lächeln spielte auf seinem gramdurchfurchten Antlitz, „bei einer öffentlichen Versteigerung hat jeder das Recht, unangemeldet zu erscheinen und mitzubieten," und um den Angekommenen keine zu große Aufmerksamkeit zu erweisen, sah er wieder vor sich in das Aktenheft.

Karg und Eichwerder erhoben sich. Auch Ottilie kehrte sich der Türe zu, durch die die beiden fremden Gäste Mariannens eintraten, gefolgt von dem Professor und Thurow. Eine kurze Spanne genügte Ottilie, ihre Fassung zurückzugewinnen. Sie war im Begriff gewesen, sich nach oben zu verfügen, als Thurow, seinen Geschäftsfreunden den Weg zeigend, ihr plötzlich durch die Haustür entgegentrat.

„Ein unerbittliches Verhängnis wehrte mir, eine beruhigende Anmeldung voraufzusenden," nahm Thurow schnell das Wort, und innig drückte er der Geliebten erkaltende Hand, „wir sind gekommen, um uns an dem hier stattfindenden geschäftlichen Verfahren zu beteiligen, und ich hoffe, wir stoßen dabei nicht auf Schwierigkeiten."

„Gewiß nicht, nein, gewiß nicht," antwortete Ottilie leise. Durch ein mattes Lächeln begrüßte sie den Professor; durch eine einladende Bewegung gab sie Thurow anheim, seine Geschäftsfreunde einzuführen, dann eilte sie, wie gegen eine Ohnmacht kämpfend, die Treppe hinauf. Als sie aber von dem Tische aus ihren Gruß wiederholte, da geschah es mit Fassung. Sogar die Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück, und fest klang ihre Stimme, indem sie, dem Vater sich zuneigend, sprach:

„Ein alter Bekannter in Begleitung zweier fremder Herren, und Professor Holunder."

Herr von Schroda sah empor. Ein freundlicher Schimmer eilte über sein Antlitz, wich aber sogleich wieder dem

kalten Ausdruck, mit dem er die Fremden einlud, Platz zu nehmen.

„Ich freue mich, nach langen Jahren wieder einmal ein bekanntes Gesicht zu sehen," bemerkte er eintönig zu Thurow, „und sogar Ihr Herr Onkel ist erschienen. Nun, ich wünsche ihm, daß er als der Besitzer der Reservate von hier ausgehe," fügte er mit einem gewissen wohlwollenden Spott hinzu, und er war wieder der alte, unnahbare Edelmann.

Während die beiden fremden Herren und der Professor nach höflicher Begrüßung Eichwerders und Kargs sich setzten, näherte der Assessor sich Herrn von Schroda.

„Wir befinden uns hier im Auftrage eines anderen," sprach er ehrerbietig, „ich hoffe, wir begegnen keinen Hindernissen, indem wir die Wünsche und den Willen eines Abwesenden vertreten."

„Keinen Hindernissen," antwortete Herr von Schroda kurz, „ich beabsichtige, mein Eigentum an den Meistbietenden zu verkaufen; wer dieser Meistbietende ist, kümmert mich wenig, das Verfahren nimmt genau einen solchen Verlauf, wie ich es angeordnet habe. Sprenkel, wieviel Uhr ist es?"

Sprenkel schrak aus den düsteren Grübeleien empor, in die der Anblick des wohlbekannten Assessors ihn versetzt hatte.

„Drei Minuten nach elf," antwortete er ausdruckslos.

„Wohlan, meine Herren," eröffnete Herr von Schroda nunmehr mit einem gewissen verzweiflungsvollen Gleichmute die Verhandlung, „so mag das Geschäft seinen Anfang nehmen. Hat einer der anwesenden Herren noch irgendeine Frage zu stellen oder eine Bemerkung vorauszuschicken?"

In diesem Augenblick legten die beiden Fremden zwei unscheinbare Dokumente vor Eichwerder und Karg hin. In diesen gaben sie sich als ein Großindustrieller und als der erste Prokurist eines namhaften Bankhauses zu erkennen. Kaum zwei Minuten dauerte es, bis Eichwerder und Karg die Schriftstücke gelesen hatten, dann verneigten sie sich höflich vor jenen. Selbst Eichwerder verriet eine gewisse Achtung vor den Millionen, die die beiden Herren repräsentierten;

aus seinen Zügen aber wich der letzte Ausdruck des Zweifels, mit dem er sich im Bewußtsein, als einziger Bieter auftreten zu müssen, bisher getragen hatte. Doppelt willkommen war ihm die Anwesenheit zahlungsfähiger Konkurrenten, um, im Falle die Reservate ihm zugeschlagen wurden, auch vor der Welt gerechtfertigt dazustehen.

Anders mit Karg. Seine Besorgnisse wuchsen in demselben Maße, in dem er sich klar machte, daß die fremden Bieter unmöglich auf die Bekanntmachung von so weit her gekommen sein konnten, mithin andere Zwecke sie in die Nachbarschaft geführt haben mußten. Seine Gedanken schwirrten durcheinander. Er hatte die Empfindung, als ob ein Damoklesschwert über seinem Haupte schwebe, dem auszuweichen ihm die Kraft fehlte.

„Es ist alles in Ordnung," nahm er indessen nach einer kurzen Pause des Überlegens die Verhandlung wieder auf, „und ich bitte Herrn von Schroda um die Erlaubnis, die anwesenden Herren mit den allgemeinen Bedingungen vertraut zu machen."

„Es ist gut," versetzte der alte Herr, „sie sind einfach genug, sogar etwas dehnbar. Sie unterscheiden sich dadurch von meinen persönlichen Wünschen und Bedingungen, die keiner Wandlung unterliegen."

Karg ergriff ein Papier und las laut vor:

„Durch frühere geschäftliche Übereinkommen ist der größte Teil der Herrschaft Schroda in meinen Besitz übergegangen. Da nun dem etwaigen Käufer daran liegen muß, die Besitzung wieder zu ihrem ursprünglichen Umfange abzurunden, so schicke ich die Bedingung voraus, daß ich meinen Anteil an die Liegenschaften nur an denjenigen abtrete, der die gesamten Reservate käuflich erworben hat. Der Preis für den erwähnten Anteil unterliegt natürlich keinem Mehrgebot, sondern wird durch die geleisteten Vorschüsse und die auf diese entfallenden Zinsen bestimmt."

Er zögerte und sah forschend zu Herrn von Schroda hinüber, der, die Blicke gesenkt und die Lippen aufeinander gepreßt, seinen heimlichen Schmerz zu bekämpfen schien.

Ottilie hatte seine Hand ergriffen. Ihre Augen ruhten besorgt auf dem bleichen Antlitz.

„Die von Herrn von Schroda angeordnete Versteigerung würde also nur dieses Haus nebst dazu gehöriger Burgruine betreffen," fuhr Karg darauf wieder fort, „ferner den Park, zu dem die früheren Hofräume und Gärten des Herrenhauses zu rechnen sind, und endlich eine umfangreiche Parzelle, die tief in die Forsten von Schroda einschneidet und unter dem Namen Sandheide bekannt ist. Über den Preis

der auf meinen Namen lautenden, ursprünglich verpfändeten Liegenschaften habe ich mich bereits mit Herrn Eichwerder geeinigt. Ich hoffe, sein Zeugnis genügt, diesen Preis auch den anderen Herren als maßgebend gelten zu lassen. Außerdem bin ich bereit, jede billige Forderung zu berücksichtigen, um nach erfolgtem Zuschlage die Vervollständigung der Herrschaft Schroda zu erleichtern."

„Ich habe die Forderung des Herrn Karg geprüft," sprach Eichwerder, sobald der Notar schwieg, „ich habe alles geprüft, auf Grund dessen sie berechnet wurde. Die Summe von hunderttundachtzigtausend Talern erscheint bei dem jetzigen Zustande der Felder, Forsten und Baulichkeiten allerdings sehr hoch; allein, allen Verhältnissen Rechnung tragend, bin ich bereit, sie zu zahlen, sollten die Reservate mir bestimmt sein."

Er schwieg kaum, da erhob sich Thurow, nachdem er sich zuvor durch einen Blick mit seinen beiden Geschäftsfreunden verständigt hatte.

„In Vertretung des abwesenden Bieters und unterstützt durch diese Herren, die ermächtigt und bereit sind, die Zahlungen für ihn zu leisten und im Falle des Zuschlages den Kauf zum Abschluß zu bringen, erkläre ich, im vollsten Vertrauen auf Herrn Eichwerders Urteil für die Liegenschaften des Herrn Karg den Preis von hundertundachtzigtausend Talern ebenfalls anzuerkennen, das heißt mit dem Vorbehalt, die auf geleistete Zahlungen bezüglichen Papiere einer eingehenden Prüfung unterwerfen zu dürfen."

Sein ruhiger Blick suchte Herrn von Schroda, der auf seinem Stuhl ein wenig mehr in sich zusammengesunken war. Ein gehässiges Lächeln umlagerte die Lippen des alten Herrn, indem er erwog, daß er von dem schurkischen Notar im Laufe der Jahre nicht den vierten Teil der Summe empfangen habe, die er jetzt als Preis forderte. Von dem alten Herrn schweiften Thurows Blicke zu Karg hinüber. Ihm entging nicht, daß die angekündigte Prüfung ihn verdroß und er sich aufs äußerste anstrengte, dies zu verheimlichen.

„Selbstverständlich liegen alle Papiere zur Einsicht bereit," erklärte dieser, „und ich erlaube mir, noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, daß man auf das bereitwilligste Entgegenkommen von meiner Seite rechnen darf. Dies alles voraufgeschickt, Herr von Schroda, ersuche ich Sie ehrerbietigst, die Herren von Ihren eigenen Bedingungen in Kenntnis zu setzen, insofern diese gerichtlich festgestellt werden sollen."

Herrn von Schrodas Lippen bebten; er überwand indessen den Anflug von Schwäche; einen unsteten Blick sandte er im Kreise herum, dann aber gewann er seine Fassung wieder, und ruhig, sogar kalt ertönten seine Worte durch die Halle:

„Wenn ich mich jetzt noch an meinem späten Lebensabend von meiner alten Heimat trenne, so geschieht es auf Nimmerwiedersehen, und da gibt es denn mancherlei viel-

leicht launenhafte Wünsche, die ich zu ernsten Bedingungen erhoben wissen möchte. Wer mein Nachfolger wird, ist mir gleichgültig. Ich bin der letzte Schroda; es wird also durch den heutigen Verkauf keiner meines Stammes geschädigt. Wem immer von den anwesenden oder abwesenden Herren die Reservate zuerkannt werden mögen, ich bin weit entfernt davon, zu wünschen oder zu verlangen, daß sie wieder mit den übrigen Liegenschaften vereinigt werden. Meinetwegen mag alles zerstückelt und verzettelt werden. Anders mit der Burgruine. Ich verlange, daß deren Unantastbarkeit gerichtlich eingetragen werde. Weniger ernst denke ich über das morsche Herrenhaus, das ohne gründliche Reparaturen sehr bald ganz zerfallen dürfte. Mag es verschwinden, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Und nun noch ein Punkt, von dem ich erwarte, daß alle Anwesenden ihn nach Gebühr würdigen."

Er säumte einige Sekunden, um Atem zu schöpfen, und die Blicke auf das Aktenheft senkend, schien er seine Worte aus diesem abzulesen:

„Es handelt sich um die Waldkapelle, die Stätte, auf der seit Jahrhunderten die Schrodas beigesetzt wurden. Ich wünsche, die ehrenwerte Gesellschaft in dem Grabgewölbe unvermischt zu erhalten, will nicht, daß ihre Ruhe gestört werde, will nicht, daß Müßiggänger zu ihnen hinabsteigen, wohl gar neugierig die Asche der Toten durchwühlen. Deshalb mache ich meinen Zuschlag zu diesem oder jenem Gebot davon abhängig, daß mein Nachfolger im Besitz sich eidlich verpflichtet, das Gewölbe sofort vermauern zu lassen, und zwar so, daß die Deckplatte nicht beschädigt, überhaupt nicht angerührt wird."

Bei den letzten Worten erschlaffte seine Haltung. Die Blicke heftete er dagegen auf Karg, der seinerseits mit Bedacht vor sich hinschaute und nicht durch die leiseste Miene verriet, daß die verlauteten Bedingungen zwischen ihm und Herrn von Schroda verabredet worden. Sobald dieser aber geendigt hatte, sah er mit einer lebhaften Bewegung empor, und überzeugend klang seine Stimme, indem er anhob:

„Diese von begreiflicher Pietät getragenen Bedingungen sind so natürlich, so vollkommen gerechtfertigt, daß sie wohl schwerlich nach irgendeiner Richtung hin auf Einwendungen stoßen.“ Er blickte im Kreise herum, und da er überall zustimmenden Mienen und Gebärden begegnete, fuhr er fort: „Ich werde sie daher sowohl in den Kontrakt über meinen Anteil, wie in den über die Reservate besonders eintragen, und ich bitte nunmehr um die Genehmigung, mit dem ersten Angebot vortreten zu dürfen.“

Herr von Schroda neigte zustimmend das Haupt. Karg wendete sich an Eichwerder; dieser gab ein billigendes Zeichen, und Karg erhob sich, wie um dadurch seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

„Im Auftrage des Herrn Eichwerder und als sein Rechtsbeistand erlaube ich mir,“ sprach er langsam, „den von ihm für den Park, das Herrenhaus, die Ruine und die Sandheide zu zahlenden Preis auf sechzigtausend Taler festzustellen. Abzurechnen würden davon sein achtunddreißigtausend Taler, die als bare Darlehen auf den genannten Grundstücken lasten. Der Rest von zweiundzwanzigtausend Talern — und das ist bei dem Gebot berücksichtigt worden — soll hypothekarisch auf die ungeteilte Herrschaft eingetragen werden, und zwar so, daß Herr von Schroda und Fräulein von Schroda auf Lebenszeit den freien Zinsgenuß behalten, dann aber das Kapital — was noch viele Jahre hinausgeschoben werden möge — an Herrn Eichwerder oder dessen Erben zurückfällt.“

Nach dieser Eröffnung nahm Karg wieder Platz und Totenstille trat ringsum ein. Das Gebot war ein verhältnismäßig so hohes, daß ein Mehrgebot nicht zu erwarten stand. Sogar Herr von Schroda war überrascht, so daß die günstige Wandlung seiner und Ottiliens Lage ihn vorübergehend mehr beschäftigte, als der herbe Zwang, von seinem alten Sitz zu scheiden. Ottilie atmete erleichtert auf; jedoch so heimlich und verstohlen, daß ihr Vater, dessen Hand sie fortgesetzt hielt, es nicht merkte. Ihr Antlitz erhielt dagegen eine frischere Farbe, und wie innige Dankbarkeit

sprach es aus ihren Augen, indem ihre Blicke denen des sie mit tiefer Teilnahme beobachtenden Jugendfreundes begegneten. So verstrich eine volle Minute. Herr von Schroda hob den Schlüssel, wie um ihn entscheidend niederfallen zu lassen, als Karg ihm wehrte und auf die vorgeschriebene Form der dreimaligen Frage hinwies.

Kaum vernehmbar folgte Herr von Schroda dieser Aufforderung.

„Befindet sich jemand hier, der ein anderes Gebot stellt?" fragte er leise.

„Mit Ihrer Erlaubnis," wendete Thurow sich an seine beiden Begleiter. Diese nickten zustimmend, und laut und ausdrucksvoll sprach er, indem er sich erhob:

„Als Bevollmächtigter dieser Herren, die wiederum in Verbindung mit dem eigentlichen Käufer stehen, den zu vertreten ich die Ehre habe, dessen Name aber erst dann kundgegeben wird, wenn die Vollziehung des Kontraktes zu seinen Gunsten erfolgte, biete ich die in guten Wechseln und sicheren Wertpapieren auszuzahlende Summe von zweimalhunderttausend Talern für die Sandheide. Dagegen leiste ich Verzicht auf den Park, das Herrenhaus, die Burgruine und die Waldkapelle nebst allen Gerechtsamen. Herrn Kargs Forderung von hundertachtzigtausend Talern für die übrigen Liegenschaften bewillige ich, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es Herrn von Schroda freistehen soll, die besagten Liegenschaften bei Berechnung des Preises für die Sandheide mit in Zahlung zu nehmen, oder später zu dem heute vereinbarten Preise zurückzukaufen."

Mit dem letzten Wort setzte er sich nieder. Absichtlich wich er Herrn von Schrodas und Ottiliens Blicken aus, die auf ihn hinstarrten, als hätten sie ihren Sinnen nicht getraut. Mit der ihm eigentümlichen überlegenen Ruhe sah er auf Karg, der erbleichend auf seinem Stuhl zurückgesunken war und sich vergeblich bestrebte, die Ursache des geheimnisvollen Gebotes zu ergründen. Nur der alte Professor lächelte verständnisvoll vor sich hin, während Sprenkel wie betäubt dastand und sich mit beiden Händen an der

Stuhllehne seines Herrn festhielt. Da unterbrach Herr von Schroda das drückende Schweigen.

„Das ist Hohn!" rief er leidenschaftlich aus, „ich verlange eine Erklärung, bevor ich zu einem solchen, alle Grenzen der Vernunft überschreitenden Scheingebot meine Zustimmung erteile."

Thurow erhob sich wieder.

„Ich kann mein Gebot nur bestätigen," sprach er zuversichtlich, „den Beweis der Wahrheit werden diese beiden Herren antreten, indem sie Ihnen nach erfolgtem Zuschlag einen Kredit bis zur Höhe von zweimalhunderttausend Talern bei ihren entsprechenden Bankhäusern eröffnen. Auch die Erklärung dafür soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben, sobald der Zuschlag erteilt ist. Jetzt aber genehmigen Sie, in Ihrem Namen die anwesenden Herren zu fragen, ob jemand geneigt ist, über mein Gebot hinauszugehen."

„Bei einem derartigen Beweise, daß man die Herrschaft Schroda um jeden Preis zu erstehen wünscht, muß ich natürlich zurücktreten," nahm Eichwerder nunmehr das Wort, und das Erstaunen, das sich bisher in seinen Zügen spiegelte, verwandelte sich beim Anblick des erschütterten alten Edelmannes und seiner nicht minder tief ergriffenen Tochter allmählich in einen Ausdruck der Befriedigung.

„Es ist überflüssig, länger zu säumen," wendete sich der eine von Thurows Begleitern an Herrn von Schroda, „unser Gebot scheint das höchste bleiben zu sollen, und ich bitte daher, das Verfahren nach Möglichkeit abzukürzen. Einige unwesentliche Nebenbedingungen, deren Erfüllung Ihrem Ermessen anheimgegeben wird, werden wir die Ehre haben, Ihnen später zu unterbreiten."

Herr von Schroda schien seinen eigenen Willen verloren zu haben, nur noch mechanisch die übernommene Rolle weiter zu führen. Seine Hand hatte er Ottilie entzogen. Matt blickten seine Augen im Kreise, während fieberhafte Röte sich über sein Antlitz ausbreitete.

„Bietet jemand noch?" fragte er wie im Traume. „Ich

frage zum erstenmal — zum zweitenmal; ich frage zum dritten- und letztenmal."

Der Schlüssel senkte sich mit leichtem Schlag auf den Tisch; damit war aber auch des alten Herrn Kraft erschöpft; er lehnte sich zurück.

„Wasser," flüsterte er Sprenkel zu, der ihn sofort bediente.

Thurow zögerte rücksichtsvoll. Dann beeilte er sich, die Verhandlung zum Abschluß zu bringen.

„Das von Herrn von Schroda eingeleitete Verfahren ist ein durchaus ungewöhnliches," sprach er, „allein da jedermann ein heiliges Recht besitzt, mit seinem Eigentum nach Willkür zu schalten, so haben wir zu einer Kritik kein Recht. Dennoch halte ich mich für verpflichtet, alle Anwesenden zu fragen, ob noch jemand von Zweifeln befangen ist, oder ob man allerseits den auf mein Gebot erfolgten Zuschlag als gesetzlich anerkennt."

Man antwortete zustimmend. Selbst Karg, besonders gefragt, wußte keine Einwendungen zu erheben.

„Wohlan, meine Herren," fuhr Thurow fort, „so ersuche ich Sie, zum Zweck der Zeugenunterschrift so lange zu verweilen, bis die Kontrakte ausgefertigt sind. Eine kurze Unterbrechung muß ich indessen zuvor eintreten lassen, um die Lösung dessen, was Ihnen gewiß rätselhaft erscheint, vorzubereiten."

Nicht achtend der Spannung, mit der man seinen weiteren Eröffnungen entgegensah, erhob er sich. Einen unsäglich weichen und doch freundlich aufmunternden Blick sandte er zu Ottilie hinüber; dann entfernte er sich aus der Halle, und gleich darauf hörte man ihn die Treppe hinuntersteigen.

Schon längst war ein Wagen vor das Herrenhaus vorgefahren; allein niemand hatte darauf geachtet. Nur Thurow kannte die wahre Bedeutung des eingetroffenen Fuhrwerks.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Geheimnis der Sandheide. Schwarze Diamanten.

Nachdem Thurow die Halle verlassen hatte, rief es fast den Eindruck hervor, als hätte kaum noch jemand zu atmen gewagt. Die ängstliche Spannung wuchs, als man bald darauf Schritte unterschied, die sehr langsam die Treppe heraufkamen. Alle Blicke richteten sich auf die Tür, und jäher Schrecken bemächtigte sich jedes einzelnen, als Marianne, bleichen Antlitzes und auf beiden Seiten unterstützt von Thurow und dem Arzt, sich mühsam hereinbewegte.

„Marianne krank? Arme Marianne!" rief Ottilie klagend aus, und sie eilte ihrer alten Freundin entgegen, um ihr ebenfalls Beistand zu leisten.

„Es ist nichts," sprach Marianne, die gebotene Hand doch krampfhaft ergreifend und sich an sie anhängend, „nur ein wenig krank — aber es wird besser werden — ich darf nicht fehlen — muß Zeugnis ablegen —" und sie lächelte Ottilie zärtlich zu. „Hab' ich's nicht gesagt?" fuhr sie fort, „habe ich nicht hundertmal gesagt, in der verachteten, von allen Menschen gemiedenen Sandheide würde das Glück von Schroda aufs neue geboren werden?"

Ottilie vermochte nicht zu antworten. Mariannens Aussehen, deren Worte und der eben stattgefundene Verkauf wirkten verwirrend auf sie ein.

Sie waren an den Tisch getreten. Gleichzeitig brachte Sprenkel auf einen Wink des Arztes einen gepolsterten Lehnstuhl herbei. Nachdem Marianne sich so niedergelassen hatte, daß sie dem vor Erstaunen sprachlosen Herrn von Schroda ins Antlitz zu schauen vermochte, räumte Thurow Ottilien seine Stelle an Mariannens Seite ein, worauf er sich auf seinen Platz zurückbegab. Er spähte im Kreise. Eine Genugtuung prägte sich in seinen Zügen aus, als er gewahrte, wie Karg die Farbe wechselte und sichtbar kämpfte,

seine Selbstbeherrschung zu bewahren. Dann kehrte er sich Herrn von Schroda zu.

„Als ich kürzlich in Begleitung dieser Herren eintraf, um einem Ruf meines Onkels und dieser ehrenhaften Frau Folge zu leisten," begann er, „konnte niemand ahnen, wie weit unsere Aufgabe sich über die von uns ins Auge gefaßten Grenzen hinaus erstrecken würde. — Herr von Schroda, Sie werden manches erfahren, was Sie tief, aber freudig erschüttert. Solche Ursachen rechtfertigen, wenn ich Ihnen zurufe: Auch ein Übermaß der Freude und des Glückes vermag nachteilig zu wirken. Wappnen Sie sich daher mit Mut. Schritt für Schritt sollen alle Verhältnisse klar vor Ihren Blicken entrollt, Schritt für Schritt Ursachen und Wirkungen geschildert und geprüft werden, um jedem Zweifel zu begegnen, bevor er Leben bei Ihnen gewinnt. Hier ist Marianne Volper, seit dreißig und einigen Jahren Bewohnerin der Sandheide. Auf sie muß ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Sie ist es, in deren Händen die Wohlfahrt Ihres Hauses ruhte, bis sie den Zeitpunkt für gekommen erachtete, mit ihren Enthüllungen ans Tageslicht zu treten."

Schon während er sprach, hatten sich Herrn von Schrodas Blicke befremdet, beinahe starr auf Mariannens blutleeres Antlitz gerichtet. Die zu seinen Ohren dringende geheimnisvolle Kunde aber diente dazu, den alten stolzen Edelmann zugänglicher für das zu machen, was wie ein unentwirrbares Chaos vor seinen geistigen Augen schwebte.

„Marianne," sprach er freundlich, „du bist immer eine treue Freundin meines Hauses gewesen, und das soll dir reich vergolten werden, dir und deinem Sohne — und jetzt bin ich ja in der Lage, so sprechen zu dürfen — armes Weib, möge dein Zustand sich nur bald zum Besseren wenden."

Marianne lächelte matt.

„Was ich vor vielen Jahren vorhersagte und die alte Weissagung in dem Buche bestätigte, es ist eingetroffen," antwortete sie darauf, und als hätten angesichts der sich vor ihr auftürmenden Aufgabe neue Kräfte sie durchströmt, wies

sie Ottiliens und des Arztes Unterstützung sanft zurück, „von der Sandheide aus ist das neue Glück in das Herrenhaus eingezogen; sein nächster Weg führt von hier aus ins Schloß."

„Gut, gut, Marianne," versetzte Herr von Schroda, „ich will alles glauben, allein sage es mir zu einer anderen Zeit. Du siehst die fremden Herren; wie sollen sie mich beurteilen, wenn ich länger mit deinen allerdings gut gemeinten Prophezeiungen mich beschäftige."

Ottilie wollte sich ebenfalls beschwichtigend ihr zukehren, als ein bezeichnender Blick Thurows sie mahnte, davon abzustehen. Marianne dagegen lächelte herbe, indem sie lebhafter anhob:

„Diese Herren hier? Ich habe gebeten, man möchte mich vor so viele Zeugen bringen, wie diese Halle zu fassen vermag."

Sie zögerte nochmals ein kleines Weilchen und richtete ihre großen schwarzen Augen mit eigentümlicher Glut auf Herrn von Schroda. In dem Ausdruck aber, mit dem sie gesprochen hatte, lag es wie bannender Zauber, daß dieser keine Einwendungen mehr zu erheben wagte, auch die übrigen Anwesenden mit Spannung lauschten.

„Bevor die entstellende Krankheit mich ergriff," nahm Marianne ihre Mitteilungen wieder auf, „da gab es eine Zeit, in der sich viele um ein freundliches Lachen von mir bewarben. Ich aber mißachtete sie alle. Nur einen bevorzugte ich, nur ihm gab ich mich, und der erschien mir in der Blüte seiner Kraft so schön, daß nichts sein Bild mehr zu verdrängen vermochte. Er stand hoch über mir; ich dachte nicht daran, ihm jemals vor den Leuten näher zu treten; aber in seinen Küssen lag ein Zauber verborgen, den ein ganzes Leben des Elends und der Qual nicht hat brechen können. Herr von Schroda," und ausdrucksvoller folgten ihre Worte aufeinander und leuchtender wurde ihr Blick, als sie gewahrte, daß der alte Herr, wie einem ihn fest umschlingenden Traume sich entwindend, unwillkürlich ihr sich zuneigte. „Herr von Schroda, damals trug ich Goldmünzen

„Marianne krank? Arme Marianne?“ rief Ottilie klagend aus und eilte ihrer alten Freundin entgegen. (S. 366.)

im Haar, ein rotes Tuch wand sich um meine Schläfen, und das Tambourin schlug ich, indem ich mich leichtfüßig im Tanze drehte —"

Sie brach ab, sobald sie bemerkte, daß Herr von Schroda sich zurücklehnte und die Augen schloß, während seine eingefallenen Wangen sich lebhafter röteten. Keiner befand sich in der Halle, der diese Bewegung nicht in innige Beziehung zu Mariannens Mitteilungen gebracht hätte. Sogar Thurow, nur teilweise mit Mariannens Geschichte vertraut, blickte erstaunt auf die beiden hinfälligen Gestalten, in deren Haltung sich so verschiedenartig die Erinnerung an eine flüchtige Liebesstunde ausprägte. Ottilie aber faltete ihre Hände; Tränen drangen ihr unaufhaltsam in die Augen, als sie plötzlich vollen Aufschluß über das erhielt, was Marianne ihr vor kurzem erst, sie tröstend, in unbestimmten Umrissen andeutete.

„Marianne — Marianne, das sagst du heute erst?" sprach der alte Herr überwältigt und unbekümmert um diejenigen, die seinen Worten lauschten und vielleicht ihre Schlüsse zogen, „ach, Marianne, woher nahmst du die Kraft, zu verheimlichen, daß wir einander früher kannten — Marianne, was mußt du gelitten haben —"

„Ich habe viel gelitten," bestätigte Marianne einfallend, „nicht weil ich etwa nach Unerreichbarem gestrebt hätte, nein — aber denjenigen, dem ich die einzigen glücklichen Augenblicke meines Lebens verdankte, in Gram und Elend hinsiechen zu sehen — ja, das war ein Leid, wohl geeignet, an den Rand des Wahnsinns zu treiben. Und mich zu erkennen geben?" sie lachte träumerisch, „o, Herr von Schroda, das Zigeunerkind verlor wohl seine glatte Haut, aber nicht seine Eitelkeit. Nicht um die Welt hätte das entstellte Zigeunerweib verraten, was es einst gewesen — um nichts das Bild zerstören mögen, das vielleicht zuweilen noch in den Träumen ihres schönen Geliebten auftauchte. Unerkannt wollte sie sterben. Jetzt aber, da ich nicht weiß, wie nahe ich dem Grabe, da es sich um das Heiligste handelt, jetzt muß ich sprechen, muß ich das Bild meiner Jugend zer-

stören, um fragen zu können: Herr von Schroda, was ich heute weiter offenbare, werden Sie es glauben, oder werden Sie die Wahrheit noch länger bezweifeln? Verdiene ich nach der langen Probe Vertrauen oder sollen meine Worte auch fernerhin verhallen, wie der Wind, der über die Sandheide streicht?"

„Marianne, sprich," versetzte Herr von Schroda mit bebenden Lippen, „sprich um meiner Tochter willen, du sollst keinem Zweifel mehr begegnen."

Marianne sah freundlich auf den alten Herrn, und in ruhigem Tone sprach sie weiter:

„Als ich von dem verlassen wurde, der mein Hort und mein Heil hätte sein sollen, von dem Vater meines Sohnes, von dem mir gesetzlich angetrauten Manne, da suchte ich meine Zuflucht bei dem anderen, dessen Bild mir noch immer in meinen Träumen verlockend vorschwebte. Ich durfte es wagen, denn die schreckliche Krankheit hatte mein Äußeres in einem Maße verändert, daß ich ein Wiedererkennen nicht zu befürchten brauchte; das war alles, was ich wünschte. In seiner Nähe, unter seinem Schutz wollte ich leben; weiter reichten meine Hoffnungen nie, das habe ich redlich bewiesen. Jahre hatte ich in der Sandheide verlebt und mein Sohn war bereits so weit herangewachsen, daß er mir eine Stütze und Hilfe geworden, als ich eines Tages auf den Gedanken geriet, in den die Rückwand meiner Hütte bildenden Hügel hinein eine Art Kellerraum auszugraben. Willig ging mein Sohn ans Werk. Indem er tiefer in die Erde hineinwühlte, stieß er auf Widerstand, den er nur schwer bemeisterte. Statt der harten Lehmerde und des Kieses förderte er schwarzes, morsches Gestein, das einen üblen Duft verbreitete, ans Tageslicht. Ich hielt es für Kohlen. Doch meiner Sache nicht gewiß, begab ich mich zu dem Herrn Professor Holunder, von dem ich gesehen hatte, daß er Pflanzen und Gestein sammelte und alles aufmerksam prüfte. Auf meine Bitte begleitete er mich, und unter der Bedingung der strengsten Verschwiegenheit zeigte ich ihm die Höhle

in meiner Hütte, und er mag jetzt weiter berichten, was er entdeckte und was zwischen uns verabredet wurde."

Sie lehnte das Haupt zurück. Auf Ottiliens ängstliche Frage erklärte sie, nur kurzer Ruhe zu bedürfen, und als sei die Richtung ihrer Blicke für alle maßgebend, so kehrte sich die ungeteilte Aufmerksamkeit dem Professor zu.

Dieser breitete seine farbenreiche Landkarte vor sich auf den Tisch aus und sah mit triumphierender Miene um sich.

„Was die Marianne, die ich mit Stolz meine Freundin nenne, eben vortrug," begann er, „kann ich nur bestätigen. Ich fand nicht allein in dem Hügel den oberen Rand einer Braunkohlenschicht von ungewöhnlicher Mächtigkeit, sondern bei unserem gemeinschaftlichen heimlichen Bohren und Forschen stellten wir auch fest, daß, auf zwei Seiten beinahe die Grenzen der Sandheide haltend, dann aber weit in den allmählich ansteigenden Hochwald hinein eine tief liegende Gesteinsstrata und mit dieser das Braunkohlenlager durch unterirdische Gewalten gehoben und letzteres durch Abtriften des Sandes beinahe bis auf die deckende Tonschicht bloßgelegt worden. Das ist also unser Geheimnis, von der öden Heide, und es bleibt fast ein Rätsel, wie dieser Schatz so lange beinahe offen vor Augen daliegen konnte, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

Hier ließ der lebhafte alte Gelehrte eine kurze Pause eintreten, um zu prüfen, welchen Eindruck die wunderbare Kunde auf jeden einzelnen ausübte. Die beiden mit Thurow zugereisten Herren bewahrten die undurchdringliche Ruhe ernst überlegender Geschäftsleute. Karg dagegen saß da wie geistig und körperlich halb gelähmt. Seine Gedanken schwirrten durcheinander. Nur den einzigen vermochte er länger festzuhalten, daß ihm da die Gewinnung eines fürstlichen Vermögens für immer abgeschnitten wurde. Es waren Höllenqualen, die er erduldete.

„Keine leichte Arbeit war es, mit unsern geringen Mitteln," nahm der Professor seine Auseinandersetzungen wieder auf, „nicht nur das Vorhandensein des Kohlenlagers,

sondern auch dessen Umfang und Baufähigkeit festzustellen. Eine doppelt schwierige Aufgabe, weil wir stets fürchten mußten, das Geheimnis preiszugeben und dadurch den ganzen Vorteil unberechtigten Menschen in die Hände zu spielen. Sogar Herr von Schroda durfte nach unserer Überzeugung nichts erfahren, sollte nicht von anderer Seite aus ein arger Mißbrauch damit getrieben werden. Es war der Wille der braven Marianne, daß ihre Entdeckung und die Früchte unserer unsäglichen Mühe und Geduld nur allein der Familie Schroda zugute kommen sollten. Denn welche innere Befriedigung hätten wir daraus geschöpft, wäre die Sandheide für irgendeine elende Schuldverschreibung hingegeben worden?" und der kleine kahlköpfige Gelehrte schien zu wachsen, indem sein Blick etwas länger auf dem erregten Antlitz Kargs ruhte: „Nein, das wäre nicht im Sinne der Marianne gehandelt gewesen, aber auch nicht in dem meinigen, da ich mein Wort verpfändet hatte, nicht eher eine Silbe über meine Forschungen verlauten zu lassen, als bis die von ihr ins Auge gefaßte Stunde gekommen sein würde. Seit sechzehn Jahren habe ich meinen einzigen Genuß darin gefunden, mit Mariannens Sohn, der treuen, in ihrer beschränkten Einfalt doch gewissenhaften Seele, in stillen Mondscheinnächten bald hier, bald dort Bohrversuche anzustellen, um meine Karte zu berichtigen und immer mehr zu vervollständigen. Wie genau diese Forschungen gewesen, geht daraus hervor, daß diese beiden Herren auf die ihnen durch meinen Neffen übermittelten Offenbarungen hierhereilten, dann aber die Prüfung einiger Stunden genügte, sie zu dem Entschluß der Eröffnung eines Bergwerkes zu bestimmen. Hiermit schließt mein Bericht ab. Ich hoffe, durch ihn dem Herrn von Schroda die gewünschten Erklärungen über das hohe Gebot erteilt zu haben."

„Ein Gebot, das insoweit als ein vorläufiges zu betrachten ist," fügte der Ältere der beiden Herren hinzu, „als es sich darum handelte, der von uns vertretenen Person zunächst den Besitz der Sandheide zu sichern. Das fernere hängt von der Ergiebigkeit des Kohlenlagers und der

Leichtigkeit der Gewinnung, Verwertung und Versendung des gewonnenen Materials ab."

„Ich muß gegen die Art Einsprache erheben, in der die Herren sich die genauere Kenntnis eines Teils der zum Verkauf gestellten Ländereien zunutze machten," nahm Karg nunmehr wieder das Wort, „ich protestiere zugunsten des Herrn von Schroda; denn es ist nicht ausgeschlossen, daß bei kundwerden der sorgfältig verheimlichten Entdeckung das Resultat der Versteigerung ein anderes gewesen wäre!"

„Was ich bezweifle," wendete Eichwerder mit ruhiger Entschiedenheit ein; „nach meinem Dafürhalten leisteten die Herren das Äußerste und mehr, als ich, dem Zufall vertrauend, zu leisten gewagt hätte. Die Verheimlichung ihrer Entdeckung aber ist ein Vorrecht, dessen sich jeder in solcher Weise vom Glück Begünstigte erfreut. Und was hätte sie gehindert, ihr Geheimnis gänzlich zu bewahren und mich durch ein Mehrgebot von einigen Tausend Talern zu verdrängen?"

Herr von Schroda war den Verhandlungen mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Er sowohl wie seine Tochter bedurften der Zeit, um sich mit der ungeahnten Wendung der Sachlage vertraut zu machen. Sie bedurften der Zeit, um die Rührung zu bekämpfen, die sie ergriff, indem sie erwogen, welche unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit die alte Marianne bei ihrem Verfahren geleitet hatte.

„Meine Herren," sprach der alte Herr scharf, und lebhafter denn je zuvor seit dreißig Jahren schauten seine Augen, trotz der Tautropfen, die an seinen Wimpern zitterten, „ich bin freier Herr auf meinem Besitztum; ich verfüge darüber, wie es mir beliebt, ohne mich an irgend welche übliche Formen zu binden. Zu dem Meistgebot erteilte ich den Zuschlag, obwohl dessen Höhe mir unbegreiflich erschien. Jetzt aber, nachdem das Rätsel gelöst worden, habe ich um so weniger Ursache zur Unzufriedenheit. Noch einmal meinen Zuschlag bekräftigend, spreche ich zugleich meinen Dank für die Art aus, in der die Herren zu Werke gingen. Mögen die Erwartungen, die sie von der Sandheide hegen, weit

übertroffen werden. Gestern noch war es mein Wunsch, die Herrschaft Schroda in eine Wüstenei verwandelt zu sehen, bevor ein fremder Wille über sie verfügte. Heute dagegen wünsche ich meinen neuen Nachbarn — und ich werde ja hier wohnen bleiben, persönlich die Gräber meiner Vorfahren überwachen — das beste Gedeihen ihrer Pläne." Er zögerte. Auf seine Züge trat ein Ausdruck der Befriedigung, als von keiner Seite Einwendungen erhoben wurden. Dann aber mochte das Bild des früh verlorenen Sohnes vor seiner Seele auftauchen, daß bei dessen Leben der ungeahnte Wechsel seiner Lage einen tausendfachen Wert für ihn gehabt hätte; denn wie ermüdet fügte er hinzu: „Nachdem der Handel aber abgeschlossen worden, bin ich hier wohl überflüssig. Die Dokumente mögen mir zur Unterschrift vorgelegt werden. Ich bin mit allem einverstanden — ich bin zufrieden — sonniger werden sich die Tage meiner Tochter gestalten — in ihrer Hand liegt es, in ihrem Willen, dereinst unter dem Dache ihrer Vorfahren ihr altersmüdes Haupt zum ewigen Schlaf zu neigen."

Er wollte sich erheben, sank aber auf seinen Stuhl zurück. Ottilie eilte, ihn zu unterstützen. Lächelnd lehnte er ihre Hilfe ab. Um sich vor den Anwesenden nicht schwach zu zeigen, unternahm er einen zweiten Versuch, als Marianne, die ihn so lange mit tiefer Wehmut betrachtet hatte, ihm wehrte.

„Herr von Schroda," sagte sie feierlich, und aller Blicke kehrten sich ihr wieder zu, „noch dürfen Sie nicht fort von hier. Es gilt, Ihnen die seit einem Menschenalter entbehrte Ruhe zurückzugeben; es gilt, ein Unrecht, ein Verbrechen zu sühnen, begangen von jemand, der mir einst so nahe stand, daß ich nicht vorzeitig als Ankläger gegen ihn auftreten durfte. Bei allen alten Erinnerungen beschwöre ich Sie, keinen Zweifel in meine Worte zu setzen. Herr von Schroda, in der Waldkapelle in dem Grabgewölbe steht ein kleiner Sarg —"

„Nicht weiter, Marianne!" rief der alte Herr entsetzt

aus, „berühre nicht alte Wunden; laß die Toten ruhen, laß ruhen meine eigene Familiengeschichte!“

„Es muß sein,“ fuhr Marianne unerbittlich fort, „es muß geschehen, auf daß das Geschick sich erfülle. Es muß geschehen, um diejenigen zu strafen, die freventlich die Angst eines zertretenen Vaterherzens zu ihrem verwerflichen Zweck auszubeuten trachteten.“

Des alten Herrn Haupt sank auf seine Brust, wie sich ohnmächtig beugend unter einem ihm drohenden vernichtenden Schlage. Angstvoll hingen Ottiliens Blicke an seinen Zügen und flehentlich sah sie zuweilen zu Marianne hinüber. Deren Ausdruck war ein so zuversichtlicher, ein von so hellen Hoffnungen getragener, daß sie keine Bitte an sie zu richten wagte. Ungestört nahm Marianne ihre Mitteilungen wieder auf, deren Tragweite, außer Thurow, kein anderer zu berechnen wußte.

„Wer möchte einen Stein auf jemand werfen, der aus treuer Besorgnis um andere eine Täuschung beging?“ fragte sie scharf zu dem Notar hinüber; „und solches geschah, als ein verzweifelter Vater statt seines toten Kindes diese Schrift in den Sarg legte.“

Herr von Schroda bebte. Wiederum versagten ihm die Kräfte. Angstvoll preßte er die Hand seiner Tochter, die bei den ungewohnten Enthüllungen die letzte Fassung zu verlieren schien. Marianne reichte unterdessen Thurow das dem Sarge entnommene Schriftstück; dann fragte sie Herrn von Schroda, indem sie einen heiter aufmunternden Blick in Ottiliens Augen sandte:

„Erlauben Sie, daß es hier vorgelesen werde?“

Herr von Schroda nickte zustimmend; es war gleichsam die Bewegung eines Automaten. Thurow entfaltete das Papier. Langsam und feierlich ertönte seine Stimme durch die Halle; langsam und feierlich folgten die Worte aufeinander, die der verzweifelnde Vater einst dem unverbrüchlichen Schweigen des Grabes anvertraut zu haben meinte. Sie gaben Kunde von den Seelenkämpfen, die es ihn kostete, eine Täuschung zu begehen; sie zeugten von der erschütternden

Wirkung, die der Gedanke hervorrief, seine Gattin an dem vermeintlichen Grabe ihres Lieblings weinen und die leere Stätte mit Blumen bekränzen zu sehen. Herr von Schroda schien nicht mehr zu hören; zu heftig brannten die alten Wunden. Ottilie aber weinte still, indem sie die Hand ihres Vaters ergriff und zwischen ihren beiden hielt.

Als Thurow geendet hatte, zögerte er sekundenlang, dann nahm er, gemäß seiner wohlüberlegten Verabredung mit Marianne, wieder das Wort.

„In den Ansichten über das Verfahren des Herrn von Schroda kann wohl nur Übereinstimmung unter uns herrschen," sprach er ehrerbietig; „um solche Opfer zu bringen, bedurfte es eines Mutes, einer Treue und eines Aufwandes an Kraft, daß es fast unerklärlich erscheint, wie Geist und Körper es zu ertragen vermochten. Doch es kann nimmermehr unsere Aufgabe sein, ein Urteil darüber zu fällen. Dieses scheinbar harsche Berühren eines heiligen Familiengeheimnisses ist überhaupt nur durch die unabweisbare Notwendigkeit bedingt worden; denn es gilt festzustellen, daß der junge Erbe von Schroda niemals in der Kapelle beigesetzt und niemals aufgefunden wurde. Wir haben hier zwei Zeugen, deren Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt werden darf: Herrn von Schroda und seinen Diener Sprenkel, die beiden einzigen, die um das Geheimnis wußten. Nun aber entsteht eine neue Frage — und ich bitte Herrn von Schroda, nur noch kurze Zeit mit jenen fernliegenden verhängnisvollen Tagen mich beschäftigen zu dürfen, um demnächst einen, allen Gram heilenden Abschluß herbeizuführen."

Herr von Schroda, wie meinend, falsch gehört zu haben, blickte flüchtig zu Thurow empor. Eine gewisse Stumpfheit lag in dem Ausdruck, mit dem er dann wieder vor sich niederschaute. Wo sollte für ihn auch die Heilung seines Grames liegen?

„Wenn nun der Knabe nicht in der Kirche beigesetzt wurde," spann Thurow seinen Bericht so schonend, wie möglich weiter, „so tritt in erster Reihe die Frage an uns heran: wo kann er geblieben sein? Aus der verlesenen Schrift

geht unwiderleglich hervor, daß der Vater sowohl, wie sein Diener die Leiche in den Morast des Sumpfgrabens versunken glaubten; diese Überzeugung hegen sie noch heutigen Tages. Der Graben ist in den dreißig Jahren allerdings zugewuchert; allein mag er damals weit tiefer und schlammiger gewesen sein, so erscheint es mindestens befremdend, daß man bei dem unermüdlichen Forschen nicht die Leiche eines beinah dreijährigen Kindes sollte haben auffinden können —"

„Was der Morast des Sumpfgrabens einmal in sich aufgenommen hat, das gibt er nicht wieder heraus," tönte es, wie eine Stimme aus dem Grabe, von Herrn von Schroda herüber.

„Nein, Herr von Schroda," fuhr Thurow fort, „was damals unter Berücksichtigung aller Umstände glaubwürdig erschien, heute, da wir andere Anhaltepunkte gewonnen haben, sind wir berechtigt, jene Mutmaßungen nicht nur anzuzweifeln, sondern sogar als unmöglich entschieden zurückzuweisen. Ich wiederhole daher aus voller Überzeugung: der Sumpfgraben nahm den jungen Erben von Schroda nicht auf; andere Umstände liegen seinem Verschwinden zugrunde, andere Umstände, die sein Wiederauftauchen unter den Lebenden nicht als unmöglich erscheinen lassen —"

„Begehen Sie keinen Frevel an einem alten Manne," rief Herr von Schroda aus, und beängstigend wirkte auf alle Anwesenden der leichenhafte Ausdruck, der sein Antlitz förmlich erstarrte, „anstatt neue Zweifel wachzurufen, gönnen Sie mir, die wenigen mir noch beschiedenen Tage vor der Stätte zu vertrauern, die als das Grab meines Sohnes zu betrachten ich Ursache habe."

„Kein Frevel soll an Ihnen begangen werden," erwiderte Thurow freundlich abweisend, „aber Ihres Grames möchten wir Sie entbinden, Hoffnungen in Ihnen anregen, deren Verwirklichung nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt. Seien Sie heilig überzeugt, daß in der Verfolgung scharf ausgeprägter Spuren wir nur unsere Pflicht erfüllen, wir keine, noch so nichtig erscheinende

Merkmale außer acht lassen dürfen. Scheuen Sie auch nicht die Anwesenheit von Zeugen. Wir bedürfen ihrer, um jeder Einsprache und Prüfung durch die Gesetze begegnen zu können. Und nun, Marianne, jetzt ist es an Ihnen, Ihr Zeugnis abzulegen."

Was Marianne zu offenbaren beabsichtigte, hatte sie augenscheinlich lange vorher überlegt, denn kaum war die erwartungsvolle Stille wieder eingetreten, als sie lebhaft begann:

„Es gab eine Zeit, in der die letzte Frau von Schroda als einziges Kind eines Landgeistlichen in ungestörtem Seelenfrieden die Tage an sich vorüberziehen sah. Sie war schön wie ein lieblicher Frühlingsmorgen, und zu verwundern war's nicht, daß ein Mann, der schon anderweitig durch die heiligsten Fesseln gebunden war, in wahnsinniger Liebe zu ihr entbrannte. Die Flammen seiner Leidenschaften schlugen um so zügelloser empor, als sein armes Weib, das er einst ein Meisterwerk der Schöpfung nannte, innerhalb kurzer Frist in ein Abscheu erregendes Gebilde verwandelt worden war. Die Art, in der seine sinnlosen Bewerbungen zurückgewiesen wurden, ließen glühenden Haß an Stelle der Liebe treten. Dem Hasse aber gesellte sich wilder Rachedurst bei, als jener Engel der Schönheit und Unschuld eines begüterten Landbesitzers Gattin wurde. Jahre entschwanden. Ich gehe über die Qualen hinweg, die das arme entstellte Weib des Verblendeten erduldete, nachdem es von dem Vater seines Kindes böswillig verlassen worden war; hinweg über die verhältnismäßig glücklichen Tage, verlebt in der tiefen Einsamkeit des abgelegenen Erdenwinkels, den der Gatte der jungen schönen Frau der Ärmsten großmütig eingeräumt hatte. Sie war glücklich, weil sie glaubte, von demjenigen vergessen zu sein, dem sie ihr trauriges Los verdankte; sie hoffte, ihn nie wiederzusehen. Da führte der Zufall sie eines Tages mit ihm zusammen. Es geschah auf einer selten von Menschen besuchten Stelle des Waldes. Eine Strecke begleitete er sie, und bitter warf er ihr vor, daß sie die Ursache seines Dahinsinkens in Schmach und Schande

gewesen. Als sie darauf als letzte Wohltat von ihm erflehte, sie hinfort zu meiden, ergriff ihn eine Wut, wie sie vorher eine solche nie an ihm kennen gelernt hatte. Unter Schwüren und Verwünschungen, unter Androhung ihres und seines eigenen Kindes Todes zwang er ihr einen Eid ab, nie an irgend jemand zu verraten, daß sie ihn gesehen habe, ihm überhaupt jemals wieder begegnet sei. Sie gewann dadurch die Überzeugung, daß er entweder eine strafwürdige Handlung begangen habe, oder im Begriff stehe, eine solche zu begehen, und in der zuversichtlichen Hoffnung, sich seiner dadurch zu entledigen, beugte sie sich unter seinen Willen. Sie wußte, daß in der Raserei, die sich seiner bemächtigt hatte, er zu allem fähig sei. So schied er, um ihr nie wieder zu begegnen.

„Mehrere Tage verstrichen, da drang die Kunde zu mir in die Sandheide, daß der kleine Erbe von Schroda seinen Tod in den schlammigen Fluten des Sumpfgrabens gefunden habe. Auch jetzt ahnte ich noch nicht die gräßliche Wahrheit, obwohl es sich wie eine schwere Last auf meine Seele wälzte. Wie ein böses Gespenst verfolgte mich der Argwohn, daß der arme Knabe das Opfer des Hasses und der Rachsucht eines Wahnsinnigen geworden. Ich wollte daher das Kind meiner Wohltäter sehen. Doch nur den mit Blumen geschmückten und bekränzten Sarg zeigte man mir, dagegen nicht die kleine Leiche. Befremdend erschien mir, daß außer dem Vater und dessen treuem Diener niemand ein Liebeszeichen in den Sarg legen durfte. Neue Ahnungen stiegen in mir auf, Ahnungen so schrecklich, daß ich sie nicht auszusprechen oder anzudeuten wagte. Aber eine unbewachte Minute benutzte ich, und neben den Sarg hintretend, klopfte ich an seine Wände. Von unten herauf klang es wie das Klopfen auf einen massiven Block. Von dort aber bis ganz nach oben dröhnte es hohl. Ich erriet daher, daß der Sarg leer sei; ich erriet, daß der Vater seiner Gattin eine schreckliche Kunde zu verheimlichen suchte, aber ich erriet auch, daß das Kind auf gewaltsame Weise entführt worden."

„Marianne, und du sprachst nicht!" rief Herr von

Schroda aus, und seine Blicke schienen sich unter den ihn bestürmenden Empfindungen zu verglasen.

„Nein, ich sprach nicht," gab Marianne dumpf zu, „ich sprach nicht, weil mein Verdacht, sobald er in anderen geweckt wurde, nur nachteilig wirken konnte. Denn derjenige, der das Verbrechen ausführte, befand sich mit seiner Beute längst außerhalb des Bereiches der Verfolgung.

„Und wiederum verrannen Tage. Der kleine Sarg war in dem Gewölbe beigesetzt worden. Da verbreitete sich das Gerücht, daß ein Seemann von zweifelhaftem Ruf, der Strandwenzel, wegen Schmuggelns verhaftet worden sei. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und es stellte sich heraus, daß er nur einen unbekannten Mann an Bord eines vorüberfahrenden Schiffes gebracht habe, er also freigesprochen werden mußte. Dort sitzt der Herr, der damals die Sache des Strandwenzel führte; er kann Auskunft erteilen, wie alles zusammenhing."

Karg, die auf ihn gerichteten Blicke fühlend, raffte seine ganze Kraft zusammen, um sorglos zu erscheinen.

„Ich entsinne mich des Falles dunkel," sprach er wie zweifelnd, „ich hatte den Strandwenzel zu verteidigen, und da er durch mancherlei Spuren nachwies, daß er in der Tat jemand in sein Boot aufgenommen und nach einem Schiff hinübergefahren hatte, so lag für mich keine Veranlassung vor, wenn er wirklich durch Schmuggeln gegen die Gesetze verstieß, hierauf Gewicht zu legen. Es war sogar ein Triumph für mich, ihn auf Grund meiner Beweisführung freigesprochen zu sehen."

„Über den Unbekannten erhielten Sie keine genauere Auskunft?" fragte Thurow gerade so höflich wie notwendig, um der Verhandlung den Charakter eines peinlichen Verhörs zu rauben.

„Niemals," antwortete Karg entschieden, „es wurden sogar Nachforschungen nach ihm angestellt, weil man in ihm einen entsprungenen Verbrecher vermutete, allein man brachte nicht mehr in Erfahrung, als erforderlich, um des Strandwenzel Aussagen zu bestätigen."

„Man brachte das Verschwinden des kleinen Erben nicht in Beziehung zu dem rätselhaften Fremden?“ fuhr Thurow fort.

„So viel ich weiß, nie,“ erwiderte Karg, „und wie wäre das möglich gewesen? Das arme Kind war beerdigt worden, es fehlte also jeder Grund zu einem Verdacht. Außerdem wurde als erwiesen betrachtet, daß der Strandwenzel nur einen einzelnen Mann nach dem Schiff übersetzte. Ein zwei- oder dreijähriges Kind wäre schwerlich zu verheimlichen gewesen, und Forschungen nach dieser Richtung anzustellen, fehlte wiederum jegliche Veranlassung,“ fügte er vorsichtig hinzu.

„Gewiß fehlte die,“ kam Thurow ihm mit kluger Berechnung entgegen, „es bleibt also nur übrig, das Zeugnis des Strandwenzel selber einzuholen; zuvor aber müssen wir Marianne zu Ende hören.“

„Auf die Nachricht, daß der Strandwenzel einen Fremden an Bord eines Schiffes gebracht habe, schwanden meine letzten Zweifel,“ nahm diese so ruhig und zusammenhängend ihre Mitteilungen wieder auf, als wäre sie gar nicht unterbrochen worden. „Kein anderer konnte diesen Weg eingeschlagen haben, als der, der mich und mein armes Kind mit dem Tode bedrohte. Und daß er den jungen Erben von Schroda mit hinweggenommen hatte — o, weshalb sonst hätte er seine Anwesenheit in dieser Gegend ängstlich vor aller Welt verheimlicht —“

„Marianne,“ fiel Herr von Schroda wieder ein, „wenn du mit so viel Treue an meinem Hause hingst, warum sprachst du nicht damals — Marianne — und dennoch — es war ein schreckliches Bild, das kleine Gerippe tief unten im schwarzen Morast, aber eine Beruhigung im Vergleich mit dem Gedanken, welchen Unbilden das zarte Kind ausgesetzt gewesen — Marianne — es mag heute noch leben — mag seines Räubers würdig aufgewachsen, mag selber ein Räuber geworden sein, den Fluch der Menschheit auf sich geladen haben — Marianne, hättest du geschwiegen, es war besser —“

„Nein, Herr von Schroda," versetzte Marianne mit ruhiger Zuversicht, und Ottilie in ihrer Herzensangst meinte freundlichen Trost in den großen Augen zu lesen. „Sprach ich damals, so hätten Sie die qualvolle Ungewißheit dreißig Jahre lang mit sich herumgetragen, und die wäre aufreibender gewesen, als die Trauer um einen Toten. Aber zu dem Strandwenzel ging ich um Mitternacht. Ich störte ihn auf und sagte ihm ins Gesicht, daß er an dem Raube beteiligt gewesen, und den Fremden beschrieb ich ihm bis auf das Schwarze in seinen Augen. Als er stritt und leugnete, da legte ich mich aufs Flehen; auf meinen Knien bat ich ihn, mir wenigstens zu sagen, ob es derselbe Mann gewesen, den ich ihm so genau schilderte. Doch er stieß mich von sich, nannte mich eine Verrückte und meinte, ob er die Augen einer Nachteule besitze, um im Finstern einen rothaarigen Menschen von einem schwarzen zu unterscheiden. Ich aber sprang empor, und in meiner Herzensangst sprach ich einen Fluch über ihn aus, der, mag er ihn damals verlacht haben, sich in seinen alten Tagen an ihm erfüllen wird. Ich schwor ihm zu, daß die Zeit den Mann samt dem geraubten Kinde zurückbringen und dann ein schreckliches Strafgericht über ihn abhalten würde. Diesen Fluch wiederholte ich, so oft ich dem Strandwenzel begegnete, und er wird sich an ihm erfüllen."

„So wäre also zunächst das Zeugnis des Strandwenzel einzuholen," fuhr Thurow fort, sobald Marianne ihn durch einen Blick belehrte, daß sie vorläufig nichts mehr hinzuzufügen habe. „Nur um einige Minuten Geduld muß ich bitten," kehrte er sich Herrn von Schroda und Ottilie zu, „es steht so Wichtiges auf dem Spiel, die zu einem endgültigen Ergebnis leitenden Fäden laufen so verworren durcheinander, daß es der größten Vorsicht bedarf, ihnen zu folgen. Ich wiederhole: Schritt für Schritt müssen wir vorwärts streben; eine einzige Übereilung vermag die vor uns liegenden Schwierigkeiten zu verzehnfachen."

Gleich darauf schritt er zur Türe hinaus. Die Spannung, in der er alle zurückließ, war eine solche, daß niemand

das Schweigen zu brechen wagte. Nur verstohlen schweiften die Blicke des einen und des anderen zu dem greisen Herrn hinüber, der, von Ottilie bange überwacht, für äußere Eindrücke völlig abgestumpft zu sein schien. Sprenkel hatte sich so weit gefaßt, daß er glaubte, die Hände von der Stuhllehne zurückziehen zu dürfen, ohne dadurch seine Haltung zu beeinträchtigen. Der Professor studierte wohlgemut seine geologische Karte. Man hätte ihn für hartherzig halten können, wäre sein freundliches Gesicht nicht fortgesetzt von einem rührenden Lächeln erhellt gewesen, das unverkennbar von dem festen Glauben an einen glücklichen Endausgang der Verhandlungen zeugte. Die beiden fremden Herren, bis zu einem gewissen Grade mit der Sachlage vertraut, beobachteten eine tiefernste Haltung. Hin und wieder verständigten sie sich durch einen Blick, wogegen Karg mit krampfhaftem Eifer in seinen Akten las und gelegentlich eine kurze Notiz niederschrieb.

Marianne, ein Bild von Todesmattigkeit, schien zu schlafen. Der Arzt, von dem Ernst der Stunde durchdrungen, aber nicht mehr für ihre baldige Auflösung fürchtend, saß neben ihr, bereit, etwaigen Schwächeanfällen mit den geeigneten Mitteln zu begegnen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Strandwenzel. Notar Fuchs.

Thurow begab sich geradenweges nach der Ruine hinüber. Um diese herumschreitend, gelangte er auf deren Waldseite, wo auf einer bemoosten Steinbank der Strandwenzel saß. Die Hände des ergrauten Verbrechers waren ihm auf dem Rücken zusammengeschnürt. Ein Strick verband seine Füße miteinander, ihn am Laufen, dagegen nicht am Gehen hindernd. Volper, dem seine Bewachung übertragen worden

war, stand vor ihm, auf seinen keulenartigen Stock gestützt. Den mehrfach an ihn gerichteten Fragen des Strandwenzel hatte er den ihm erteilten Weisungen gemäß unerschütterliches Schweigen entgegengestellt. Als Thurow in Volpers Gesichtskreis trat, suchte dieser ängstlich seine Augen. Ein kaum bemerkbarer Wink beruhigte ihn über seine Mutter; dann trat Thurow vor den Gefangenen hin. „Stehen Sie auf und begleiten Sie mich."

Der Strandwenzel erhob sich. Sein verwittertes Gesicht hatte eine fahle Farbe angenommen; seine Knie schlotterten. Die ganze Feigheit eines hinterlistigen Schurken, der dem durch eigene Schuld herbeigeführten Geschick begegnen soll, hatte ihn ergriffen.

Wie in einem schweren Rausch bewegte er sich vorwärts. Er schwankte. Alsbald ergriff Volper auf einen Wink Thurows seinen Arm, und die beschränkte Freiheit seiner Füße berücksichtigend, führte er ihn langsam nach dem Herrenhause hinüber. Vor der Hallentür blieben sie stehen, bis Volper den Gefangenen von seinen Fesseln befreit hatte;

dann begab Thurow sich hinter diesen, ihn auffordernd, einzutreten.

Mit einem Ausdruck, als hätte das Fallbeil bereits über seinem Nacken geschwebt, schlich der Strandwenzel über die Schwelle, und vor sich sah er die um den Tisch gereihte Versammlung. Wie geblendet flogen seine Blicke über sie hin. Als er aber in die großen, ruhigen Augen Mariannens schaute, die wieder aufrecht in ihrem Stuhle saß, erbebte die breitschulterige Gestalt sichtbar, während die Knie sich unter ihm bogen. Ein Zug der Befriedigung glitt über Thurows Antlitz. Denn ihm galt es nicht, einen überführten Verbrecher von der Strenge des Gesetzes getroffen zu sehen, sondern zu einem Geständnis zu bewegen, das, um andere zu schonen und die Öffentlichkeit auszuschließen, ein gerichtliches Einschreiten überflüssig machte.

Der Kontrast zwischen dem, was der Strandwenzel zu sehen fürchtete, und der Wirklichkeit war zu groß, als daß er sich schnell in den Wechsel hätte finden können. Anstatt vor einer starren, blutüberströmten Leiche zurückzuschaudern, sah er Marianne anscheinend außer Lebensgefahr dasitzen. Mochte das plötzlich erwachende Bewußtsein, keinen Mord begangen zu haben, im ersten Augenblick weniger zur Geltung gelangen, so war die Wirkung des Gedankens, nicht mehr für eine Blutschuld zur Rechenschaft gezogen werden zu können, eine um so gewaltigere. Es offenbarte sich dies in der kaum vernehmbar gemurmelten Bitte, sich setzen zu dürfen. Ein Stuhl wurde vor ihn hingeschoben, worauf Thurow sich auf seinen Platz zurückbegab. Der Strandwenzel suchte die Augen Kargs. Dieser befand sich noch unter dem vollen Eindrucke des Schreckens, denjenigen vor sich zu sehen, den er in sicherer Ferne wähnte. Der dagegen meinte in dem kalten, gleichsam abweisenden Blick des Notars zu lesen, daß dieser zunächst auf sein eigenes Heil bedacht sei und daher jeden näheren Verkehr mit ihm, und gewiß glaubwürdig genug, ableugnen würde.

„Wir haben den Zeugen Wenzel, bekannt unter dem Namen Strandwenzel, vor uns," ertönte Thurows ruhige

Stimme; „ausdrücklich ersuche ich die mit den Formen weniger vertrauten Anwesenden, unsere Verhandlungen nicht als gerichtliche zu betrachten. Sie tragen vielmehr den Charakter einer vertraulichen Besprechung, bei der es jedem frei steht, Einwände zu erheben. — Wenzel," kehrte er sich diesem zu, „Sie kennen jene Frau?" und er wies auf Marianne.

Der Strandwenzel nickte zustimmend.

„Gut," versetzte Thurow, „ich werde in deren Namen einige Fragen an Sie richten. Daß sie es nicht selbst tut, geschieht, weil ein — — unvorhergesehener Fall ihren Körper schwer, sogar lebensgefährlich erschütterte, wir also gezwungen sind, ihre Kräfte zu schonen."

Der Strandwenzel holte tief Atem. Jäh drang das Blut in sein verwittertes Antlitz.

Die unzweideutige Ankündigung, daß es in seiner Hand liege, einem furchtbaren Verhängnis auszuweichen, betäubte ihn förmlich. Er verlor die Fähigkeit, sich schnell für irgendein bestimmtes Verhalten zu entscheiden. Dumpf schwebte ihm vor, daß er die Wahrheit mit derselben Zähigkeit zur Richtschnur zu nehmen habe, mit der er Strafandrohungen gegenüber sich in Trotz und tückisches Schweigen gehüllt haben würde.

„Was sich heute und gestern, überhaupt in neuerer Zeit ereignete, kommt nicht in Frage," hob Thurow wieder an, und seinem scharfen Blick entging nicht, daß Karg sich etwas erleichtert aufrichtete. „Dagegen fordere ich Sie auf, gewissenhaft über einen Mann zu berichten, den Sie vor dreißig Jahren in Ihrem Boot nach einem draußen auf hoher See kreuzenden Schiff hinüberbrachten."

Der Strandwenzel sah vor sich nieder. Hatten ihn Zweifel bewegt, so waren sie schnell überwunden. Zu deutlich hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß Straflosigkeit der Lohn für ein offenes Bekenntnis sein werde.

„Ja, dreißig Jahre ist's her," sagte er langsam, und argwöhnisch im Kreise spähend, glaubte er in Kargs Augen den Rat zu lesen, von der ihm gebotenen Gelegenheit den besten Gebrauch zu machen; „'n dreißig Jahre, da kreuzte

draußen vor schwachem Winde ein Schoner. Zu derselben Zeit kam ein Mann zu mir und fragte, ob ich Lust habe, ihn in einer der kommenden Nächte an Bord zu bringen. Er bot mir 'nen guten Preis für meine Mühe. Vom Verdienst muß der Mensch leben, und so erklärte ich mich bereit, ihm auf den Weg zu helfen."

„Wie hieß der Mann?" fragte Thurow.

„Seinen Namen nannte er nicht," antwortete der Strandwenzel mit dem Ausdruck der Wahrheit; „mochte wohl seine Gründe haben, und meine Sache war's nicht, ihn danach zu fragen."

„War er groß und schlank gewachsen?" fragte Marianne.

„Groß und schlank," bestätigte der Strandwenzel, „dazu braunes Haar —"

„Wie mein Sohn?" schaltete Marianne ein.

„Nun ja," gab der Strandwenzel zögernd zu, und in seinen Blicken offenbarte sich erwachendes Verständnis, „wie der Volper; ähnliche Augen hatte er ebenfalls, soviel ich mich entsinne, denn dreißig Jahre ist 'ne lange Zeit. So verging also eine Nacht und noch eine, und der Schoner traf bereits Anstalt, sich mit der nächsten Morgenbrise davon zu machen, als mein Mann plötzlich kurz vor Mitternacht bei mir eintraf —"

„Kam er allein?" fragte Thurow, als der Strandwenzel zögerte.

„Er kam allein," antwortete dieser, „aber auf dem Arme trug er ein Kind, und das hatte er fest in eine Decke gestaut, und dunkel war's obenein, daß ich's nicht genau sah. Er legte es auf mein Bett, und es schlief, als hätte es nie wieder erwachen wollen; dann zahlte er mir den ausbedungenen Lohn. Dabei meinte er, er befinde sich auf der Flucht, und ich müsse schweigen, wenn ich ihn nicht ins Unglück bringen wolle. Von dem Kinde sprach er nicht, aber ich erriet, was es bedeutete, denn ich hatte gehört, in Schroda sei der Sohn verunglückt und man könne ihn nicht finden; aber reden durfte ich nicht, weil er mich, um meines Schweigens sicher zu sein, mit in die Sache hineingezogen hatte."

„Wie geschah das?“ fragte Thurow

„Er meinte, er müsse verhüten, daß man ihn auf dem Schiff oder beim Landen in irgendeinem Hafen erkenne. Dann fragte er, ob ich Papiere besitze, um mich als 'nen geborenen Wenzel auszuweisen. Die hatte ich freilich, und weil er mir wiederum ein gut Stück Geld bot, ich das Gezeug aber nicht notwendig gebrauchte, so verkaufte ich ihm alles, was ich besaß: 'nen Paß, 'nen Heimatsschein und 'n altes Lohnbuch aus meiner Schiffsjungenzeit. Das nahm er, und ich denke, er wird wohl bis an sein Lebensende als 'n Wenzel herumgelaufen sein — und — nun — ich denke, wenn's sein Sohn war, auch der — aber der war's nicht, denk' ich.“

Thurow nahm aus seiner Brieftasche einige angekohlte Papierreſtchen, und sie behutsam ordnend, trat er vor den Strandwenzel hin.

„Prüfen Sie das,“ sprach er, „und erklären Sie, ob Sie diese Überbleibsel erkennen.“

Der Strandwenzel drehte die Papierreſte vorsichtig zwischen seinen Fingern und betrachtete sie einzeln aufmerksam. Schon aus seinem Mienenspiel ging hervor, daß sie ihm nicht fremd waren.

„Das stammt von meinen eigenen Papieren her, die ich dem fremden Manne verkaufte,“ erklärte er zuversichtlich, „ich habe sie oft genug in den Händen gehabt, um sie nicht leicht zu vergessen. Den Namen der Stadt schrieb der damalige Polizeikommissar ein, auch meinen Namen. Und hier auf der Rückseite stehen einige Zahlen; die habe ich selber geschrieben, als ich eines Tags 'nen kleinen Profit berechnete und kein anderes Papier zur Hand hatte.“

„Sie können eidlich erhärten, daß diese Reſte von Ihren eigenen Papieren herrühren, von denselben Papieren, die der rätselhafte Unbekannte dazu benutzte, unter dem Namen Wenzel nach fernen Ländern überzusiedeln?“ fuhr Thurow mit seinem Verhör fort.

„Ich kann's beschwören mit allen Eiden,“ antwortete

der Strandwenzel, „und noch mehr; ich kann beschwören, daß der Mann, der vor einigen Tagen" —

„Genug," fiel Thurow ihm schnell in Wort, „keine Übereilung. Bevor Sie ungehindert hier ausgehen, haben Sie nur nötig, mir auf meine Fragen nachweislich wahrheitsgetreu zu antworten."

„Ich will mehr wissen — nichts darf mir vorenthalten werden," lispelte Herr von Schroda unter Aufbietung seiner äußersten Kräfte, „man hat mir das Grab meines Sohnes geraubt — geben Sie mir ein anderes, und sei es das Grab seiner Sitten — ich bebe vor nichts mehr zurück."

„Lassen Sie Ihre Phantasie frei arbeiten, Herr von Schroda," versetzte Thurow in fast heiterem Tone, um auf den hinfälligen, seinen Empfindungen beinahe erliegenden Greis ermutigend, aber auch sorgfältig vorbereitend einzuwirken, „zaubern Sie die freundlichsten und tröstlichsten Bilder vor Ihre Seele hin, und fürchten Sie nicht, in Ihrer Wahl zu kühn zu sein. Den Verhandlungen aber gönnen Sie in Ihrer Gegenwart ungehemmten Verlauf, damit auch nicht der leichteste Schatten des Mißtrauens die Erfolge des heutigen Tages trübe."

„Er lebt — er lebt," flüsterte Herr von Schroda, sich Ottilie zuneigend, und wieder befiel ihn Todesmattigkeit. Ottilie aber sah tiefbewegt in Thurows Augen. Die Frage, die in ihrem Herzen lebte, er beantwortete sie durch einen innigen, nicht mißzuverstehenden Blick, und sich auf seinen Platz zurückbegebend, kehrte er sich den anwesenden Zeugen zu.

„Ist jemand zugegen, der in den bisher erzielten Resultaten noch irgendeinen Punkt anzweifelt?" fragte er, und als von allen Seiten in der erhofften Weise geantwortet wurde, zugleich maßloses Erstaunen über die wunderbaren Schicksalsfügungen sich kundgab, nahm er seine Mitteilungen sofort wieder auf:

„Die Behauptung, daß der Sohn des Herrn von Schroda von jenem rätselhaften Fremden entführt wurde, kann von keiner Seite mehr angefochten werden. Es handelt sich

daher jetzt nur noch um die Frage, ob irgendwelche Bedenken über die Persönlichkeit des längst zu einem Manne gereiften Knaben walten. Daß er den Namen Wenzel führt, darf als ein vollgültiger Beweis seiner innigen Beziehungen zu dem Manne betrachtet werden, der einst, um seinen Raub zu sichern, die Papiere des hier anwesenden Wenzel in seinen Besitz brachte. Die Aussagen des Erben von Schroda haben wir keinen Grund, eingehenderen Prüfungen zu unterwerfen, und würden wir von Rechts wegen dazu gezwungen, so besäßen wir in Herrn Eichwerder und dessen Angehörigen, außerdem in seinen amerikanischen Freunden, überhaupt in seinem, auf der anderen Seite des Ozeans leicht zu verfolgenden ganzen Leben die unfehlbarsten Mittel, alle Zweifel niederzuschlagen. Letzteres wird allerdings, in Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, nicht zu umgehen sein. Bis dahin aber genügt unser aller feste Überzeugung, die durch die Aussagen der Marianne Volper, der Gattin jenes als unbekannt und rätselhaft bezeichneten Mannes noch besonders bestärkt wird."

„Ich habe nicht viel mehr hinzuzufügen," versetzte Marianne träumerisch. „Hätte mir vor dreißig Jahren jemand gesagt, daß ich bis heute auf die Erfüllung meiner Hoffnungen warten müsse — ich hätt's nicht ertragen — ich wäre gestorben. Derjenige aber, von dem ich hoffte, daß er selber das begangene Verbrechen sühnen würde, ich hatte ihn verkannt: Sein Starrsinn verließ ihn selbst auf der Schwelle des Todes nicht; mit belastetem Gewissen ist er ins Grab hinabgestiegen. Ja, er war eine starre Natur, starr in seiner wahnsinnigen Liebe, starr in seinem glühenden Haß und Rachedurst, starr in dem Irrglauben, daß die ganze Welt, gleichviel ob im Guten oder im Bösen, seinen Launen sich unterwerfen müsse. O, ich erkenne ihn daran wieder, daß er in demselben Atem den unschuldigen Knaben liebkoste und ihn mißhandelte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Unter Millionen von Menschen hätte ich ihn daran erkannt. Nur er vermochte sich im Wahnsinn zu berauschen, wenn er die schönen Augen und in diesen die einer

Toten küßte, nur er in Grausamkeit zu schwelgen, wenn er mit blutigen Geißelhieben das arme junge Fleisch traf, das Fleisch derjenigen, die ihn mit Verachtung zurückwies, das Blut desjenigen, dessen Stelle er um alle Qualen der Hölle hätte erkaufen mögen —"

„Marianne! Halte ein!" rief Herr von Schroda wie vernichtet aus, während Ottilie entsetzt auf die im auflodernden Haß sich gleichsam versteinernden Züge ihrer alten Freundin hinblickte; „ist es nicht genug, daß er das arme Kind um sein Glück am Mutterherzen bestahl, um seine Eltern, um seine Heimat? Nicht genug, daß er mein Leben zertrat? Mußt du mich auch noch mit entsetzensvollen Bildern martern?"

Wie aus einem wüsten Traume aufgeschreckt, blickte Marianne.

„Wohl sind es entsetzensvolle Bilder," sprach sie traurig, „und lieber hätte ich sie verheimlicht; und wem könnten sie größere Martern bereiten, als mir selber? Der Mann, der in jener verhängnisvollen Nacht mit dem Kinde aufs Meer hinausfuhr, war derselbe Mann, dessen Namen ich heute noch trage, dessen Namen mein eigener Sohn trägt. Als Wenzel ging er fort aus seinem Heimatlande, und der Wenzel, der seinen Weg hierher zurückfand —"

„Noch eine Minute," beugte Thurow der letzten entscheidenden Erklärung vor, als er gewahrte, wie Herr von Schroda sich Mariannen zuneigte und, in seiner Gemütsverfassung unfähig, mit in die Verhandlungen einzugreifen, jedes neue Wort mißtrauisch prüfte und erwog, „nicht Sie oder ich sind berufen, den letzten Schleier zu lüften, ein anderer hat die nie irrende Stimme der Natur zu wecken, zu beleben. Unsere nächsten Verhandlungen werden einen rein geschäftlichen Charakter tragen. Herrn von Schroda bietet sich dadurch Gelegenheit zur Ruhe. Wir Zurückbleibenden beschäftigen uns unterdessen mit der Ausfertigung der Kontrakte, so daß es nur noch der Vollziehung durch die entsprechenden Unterschriften bedarf. Eine halbe Stunde, viel-

leicht etwas länger, und die letzten Vorbereitungen sind getroffen."

Herr von Schroda schien unter den überwältigend auf ihn einstürmenden Eindrücken willenlos geworden zu sein. Von einer unendlichen Milde des Empfindens durchströmt, erhob er sich. Der Schritt von einem dreißigjährigen unablässig nagenden Kummer zu frischen Lebenshoffnungen war ein zu gewaltiger, um sich ohne Kampf zu vollziehen. Wie ein Rausch umfing es seinen Geist. Chaotisch schwammen seine Gedanken durcheinander. Schweigend duldete er, daß Ottilie und Sprenkel, ihn sorgsam unterstützend, sich mit ihm entfernten. Er war wie ein Kind, das sich vertrauensvoll der Führung anderer hingibt.

„Und Sie, Marianne," sprach Thurow teilnahmvoll, „auch Sie bedürfen der Rast; gewiß findet sich in diesem Hause eine Stätte, auf der Sie ungestört ein Weilchen der Ruhe pflegen können. Im entscheidenden Augenblick werde ich Sie hierher bescheiden lassen."

„Ich bleibe," antwortete Marianne eintönig, „ich habe nicht dreißig Jahre geduldig gewartet, um jetzt, da die Stunde gekommen, meinen Platz aufzugeben."

Der Arzt gab Thurow ein Zeichen, daß Mariannens längeres Verweilen keinem Bedenken begegne, und dieser richtete seine Worte an den Strandwenzel: „Voraussichtlich werde ich Sie innerhalb kurzer Frist entlassen. Ihr Aufbruch fällt mit dem unserigen zusammen. Und Sie, Herr Eichwerder?" fragte er diesen.

„Auch ich bleibe," antwortete Eichwerder, sichtbar erschüttert durch die beobachteten Vorgänge, „ich hoffe, hier jemand zu begrüßen, der schon eine Stelle in meinem Herzen fand, als er sich noch einen heimatlosen Abenteurer nannte. Ich möchte unter den ersten sein, die ihm zu der Wandlung seiner Lage ihre Glückwünsche darbringen."

Thurow verbeugte sich, und ein hellerer Ausdruck gelangte auf seinem ernsten Antlitz zum Durchbruch, indem er die Hand auf des Professors Schulter legte.

„Onkel Holunder," redete er ihn heiter an, „es ist jetzt

Zeit. Du kennst am besten die Wege und Gänge des Parkes, wirst ihn also zu finden wissen — aber nicht zu schnell," wehrte er, als der alte Gelehrte lebhaft emporsprang, „ein Weilchen wird es immerhin dauern, bevor wir mit allem fertig sind."

Der Professor faltete seine Karte vorsichtig zusammen. Einen freundlichen Blick warf er seinem Neffen zu, und gleich darauf verhallten seine Schritte unten auf der Treppe. Als sei dies ein Signal für sie gewesen, begaben die Zurückbleibenden sich sogleich ans Werk, die Kaufkontrakte auszuarbeiten und deren einzelne Paragraphen noch einmal einer eingehenderen Beratung zu unterwerfen. Karg, dem eine Last von der Seele genommen zu sein schien, war eitel Zuvorkommenheit und Gefälligkeit. Willig verstand er sich zu manchem, wo man unter anderen Verhältnissen auf Widerstand gestoßen wäre. Galt es doch, bei der Beurteilung seines Verfahrens zur Milde und Nachsicht zu stimmen. Ob heimliche Verachtung ihm folgte, kümmerte ihn weniger, wenn nur der äußere Schein aufrecht erhalten wurde. Als seine Rettung betrachtete er, daß man mit Rücksicht auf die Schrodas so viel wie möglich öffentliches Aufsehen zu vermeiden wünschte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Scheidegruß des Abenteurers.

Als Thurow bald nach seiner Heimkehr von dem Einsamen Stein mit den beiden Geschäftsfreunden und dem Professor die Sandheide verließ, befand Wenzel sich noch bei dem Wagen, der Marianne und den Arzt langsam dem Herrenhause zutrug. Zwischen ihm und Thurow war genau verabredet worden — und Marianne billigte ihre Vorschläge —, die Ereignisse in bestimmter Reihe aufeinander folgen zu lassen, die Anerkennung des Erben von Schroda

aber erst ganz zuletzt von den Umständen abhängig zu machen und gleichsam als Schlußstein einzufügen. Was sie gern schonend auf einen größeren Zeitraum verteilt hätten: durch die von Karg bewirkte Eile des Verkaufs waren ihre ursprünglichen Pläne störend durchkreuzt worden. Außerstande, ohne Angabe von Gründen einen Aufschub der Versteigerung herbeizuführen, blieb ihnen nur der Ausweg, die Enthüllungen mit dem Verkauf Hand in Hand gehen zu lassen. Vor allen Dingen mußten sie vermeiden, durch Wenzels verfrühtes Erscheinen Herrn von Schroda die zu ihren Zwecken erforderliche Ruhe zu rauben, oder gar jene Enthüllungen als einen vernichtenden Schlag auf den hinfälligen Greis hereinbrechen zu lassen.

Erst in der Nachbarschaft des Herrenhauses trennte sich Wenzel von dem Wagen. Er überzeugte sich, daß Volper mit dem Strandwenzel seinen Posten bei der Burgruine eingenommen hatte, wohin er schon in aller Frühe in Thurows Begleitung gewandert war. Er löste ihn sogar in der Bewachung seines Gefangenen ab, und zwar gerade so lange, wie er Zeit gebrauchte, durch den Park nach dem Schloß zu eilen und wieder zurückzukehren. Dann begab er sich selbst in den Park, um dort die ihm später durch den Professor zu übermittelnde Botschaft zu erwarten.

„Ein Freund wünscht, sich von Ihnen zu verabschieden, und bittet, Sie im Hauptwege des Parkes erwarten zu dürfen" stand auf der Karte, die Volper gewissenhaft in Agathens Hände niedergelegt hatte.

Wie Agathe diese Nachricht aufnahm, ob sie überhaupt seine Bitte erfüllte, diese Fragen beschäftigten Wenzel reger, als der Umstand, daß zu der gleichen Stunde im Herrenhause ein so gewaltiger Wechsel seiner Lage vorbereitet wurde. Nach den jüngsten Ereignissen, nach den schmerzlichen Bildern, die in langer Reihe vor seinen geistigen Blicken entrollt worden waren, erschien ihm eine Zusammenkunft mit ihr als ein freundlicher Trost, als eine Ermutigung zu dem, was seiner in der nächsten Zeit harrte. Wie ein liebliches, Trost spendendes Himmelsbild erschien ihm bei solchen schwer-

mütigen Betrachtungen Agathe. Ihm war, als hätte er zu ihr eilen, sein ganzes Herz vor ihr offenbaren müssen, um von ihr in der ihr eigentümlichen herzigen Weise ermutigt und beruhigt zu werden. Aber weiter noch reichten seine Wünsche und Hoffnungen. Denn was galt ihm der besänftigende Einfluß, wenn er sich nur auf kurze Minuten beschränkte, um bei dem darauf folgenden Scheiden eine Leere in seinem Herzen zurückzulassen, die durch nichts in der Welt, nicht durch die Anhänglichkeit eines neu auflebenden Vaters, nicht durch die zärtliche Zuneigung einer Schwester, ausgefüllt werden konnte. Ein peinlicher Gedanke, und doch lag er so nahe. Fremden sollte er seine ungeteilte Liebe entgegentragen, sich abwenden von derjenigen, deren Bild mehr, als er bisher ahnte, seine Seele erfüllte, mehr, seitdem er wußte, daß sie einem anderen nicht angehörte.

Unter solchen Empfindungen hatte er Agathe um die Zusammenkunft gebeten. Noch einmal, zum letzten Male wollte er als der heimatlose Abenteurer vor sie hintreten, als den sie ihn in fernen Landen kennen lernte, als solcher auf ewig Abschied von ihr nehmen, um später als ein anderer und vielleicht weniger Glücklicher wieder vor ihr aufzutauchen.

Langsam, das Haupt sinnend geneigt, verfolgte er den schattigen Weg, das Herz von banger Erwartung erfüllt.

So näherte er sich dem verwilderten Schloßgarten. Überrascht sah er plötzlich empor, denn vor ihm stand Agathe, ein Bild holder Jungfräulichkeit und lieblicher Verwirrung. Sie hatte ihn schon bemerkt, als er um die nächste Biegung des schattigen Weges herumtrat, war jedoch bei seinem Anblick stehen geblieben. Von heimlicher Scheu erfüllt, wagte sie nicht, ihm weiter entgegenzugehen und ihn in seinen Betrachtungen zu stören. Als sie ihn aber dicht vor sich sah, als sie gewahrte, wie es in seinem Antlitz, eben noch ernst und sorgenschwer, hell aufleuchtete, wie seine gebräunten Wangen sich dunkler färbten, da errötete auch sie tiefer; doch ein unbewußtes Lächeln der Freude verklärte ihre Züge, als

Wenzel ihre beiden Hände ergriff und sie seine, ihr so vertraute Stimme vernahm.

„Wie danke ich Ihnen," sprach er, und entzückt hingen seine Blicke an dem lieben Antlitz, „wie danke ich Ihnen, daß Sie meinem vermessenen Rufe folgten, dem heimatlosen Abenteurer noch einmal gestatteten, Sie zu begrüßen, bevor er dem Gesichtskreise seiner alten Freunde auf ewig entrückt wird."

„Sie wollen fort?" fragte Agathe so klagend, sogar mit leisem Vorwurf, daß es Wenzel heiß durchschauerte, denn sie war zu redlich, als daß es in ihrer Gewalt gelegen hätte, andere, als wahre Empfindungen zu offenbaren, „und sogar ohne meinen Vater gesehen zu haben? Ohne Stephanie und Rannbal Lebewohl zu sagen?"

Wenzel lächelte.

„Ich wiederhole," versetzte er erzwungen heiter, „der heimatlose Weltwanderer ist dazu berufen, aus dieser Gegend zu verschwinden. Und doch möchte er nicht ohne das Bewußtsein scheiden, wenigstens eine Seele zurückzulassen, die ihn vielleicht gütig vertritt, die Erklärungen seines rätselhaften Wesens, seines Kommens und Gehens weiter trägt, großmütig entschuldigt, was der Nachsicht und der Entschuldigung bedarf."

„Unmöglich," entgegnete Agathe erregter, „Sie können unmöglich meinem Vater die Täuschung bereiten, von ihm zu scheiden, ohne ihn in seinem zeitigen Heim begrüßt zu haben. Er befindet sich im Herrenhause — so vieles hat sich seit unserer letzten Zusammenkunft geändert — wir werden dennoch hier bleiben — wer weiß, zur Stunde ist mein Vater vielleicht schon der Besitzer der Herrschaft Schroda,

und dann müssen Sie, ja, Sie müssen ihn besuchen. Sie sind es ihm schuldig. Vor Tagen noch waren wir darauf vorbereitet, uns anderweitig eine Heimat zu suchen. Wir glaubten wenigstens, die untrüglichsten Beweise dafür erhalten zu haben, daß Herr von Schroda sich nur mit seinem Leben von der Umgebung trennen würde, die so innig mit ihm verwachsen ist, als plötzlich die Nachricht von seiner Sinnesänderung eintraf. Für mich liegt etwas Geheimnisvolles, sogar Beängstigendes in diesem jähen Wechsel — ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß irgendwelche traurige Verhältnisse ihn bewirkten. Er erscheint wie ein Schritt der Verzweiflung —"

Sie brach ab, sichtbar erschrocken, so lange das Wort geführt zu haben; und doch folgte sie, indem sie das Gespräch an einen bestimmten Gegenstand zu fesseln suchte, nur dem unbewußten Drange, einer heimlichen Scheu, von der sie selbst sich am wenigsten Rechenschaft abzulegen vermochte. Es war, als habe Wenzels inniger Blick, der Ton seiner Stimme ihre ahnungslose Kindlichkeit tiefer durchdrungen, denn je zuvor in ihrem Verkehr mit ihm; als habe sich vor ihr ein sonniger, sie blendender, endloser Raum ausgedehnt, nach dem es sie gewaltsam hinzog, auf dem sie aber sich zu verlieren fürchtete. Es beängstigte sie sogar, daß Wenzel keine Miene machte, sie in ihren lebhaften Mitteilungen zu unterbrechen, dagegen mit einer ihr übertrieben erscheinenden Aufmerksamkeit lauschte, ohne dabei Erstaunen oder freudige Teilnahme über die seltsame Wandlung der Dinge an den Tag zu legen. Sobald sie aber stockte und mit ihren sanften Augen zu ihm emporschaute, wie flehend, dem Schweigen keine zu lange Dauer zu geben, da lächelte er wieder in seiner stillen Weise.

„So würde sich also dennoch Ihr Lieblingswunsch erfüllen?" fragte er herzlich.

„Er mag zurzeit schon erfüllt sein," antwortete Agathe wiederum lebhaft, „und doch bin ich in Zweifel, ob ich mich noch freuen darf. Jedenfalls ist die Freude keine ungetrübte. Fort und fort schwebt mir der ehrwürdige Greis mit seinem

gramdurchfurchten Antlitz vor — ach, es ist gewiß sehr schwer — ich erfuhr es ja an mir selbst — sich von den Gräbern teurer Angehörigen auf ewig zu trennen."

Wenzel schöpfte tief Atem, als Agathe ahnungslos in wenigen Worten die Empfindungen des alten Herrn von Schroda vor ihm entrollte. Sich indessen von den vor ihn hingezauberten Bildern gewaltsam losreißend, fragte er mit sichtbarer Spannung:

„Sie haben besondere Vorliebe für die verwahrloste Besitzung gewonnen?"

„Doch, ich leugne es nicht," antwortete Agathe mit Wärme; „kaum hier eingetroffen, wurde uns ja nahegelegt, sie als künftige Heimat zu betrachten." Sie blieb stehen, und ihre Augen zu Wenzel aufschlagend, sprach sie zutraulich: „Sie offenbarten einst Abneigung, meinen Vater unter dem Dache eines dritten zu besuchen, hat sich das seitdem nicht geändert? Sind Sie nicht schon jetzt unser Gast? Befinden Sie sich hier nicht in unserem Park? Selbst wenn Sie in der Sandheide weilen, bei der seltsamen alten Frau, die gewiß mit größter Schonung behandelt werden soll, ist es denn nicht Eichwerderscher Grund und Boden, auf dem Sie Ihren" — sie lächelte und fügte mit lieblicher Befangenheit hinzu: „nun — auf dem Sie Ihren rätselhaften Träumereien nachhängen und kurzsichtigen Menschen Veranlassung zu den wunderlichsten Mutmaßungen geben?"

„Sie erinnern mich daran, daß ich Ihnen eine Erklärung schulde," sprach Wenzel. „Doch bevor viele Stunden vergehen, sind alle Rätsel gelöst, dann aber werden Sie nachsichtig beurteilen, sogar als gerechtfertigt anerkennen, daß ich nach gewohnter Weise meinen eigenen Weg ging, daß der fremde Abenteurer, dieser Wenzel, plötzlich nicht nur aus Ihrem Gesichtskreise tritt, sondern auch für Freunde und Bekannte seinen ursprünglichen Wert verlor."

„Das kann nicht möglich sein," erklärte Agathe lebhaft, und lächelnd über ihr Ungestüm, fügte sie ruhiger und daher überzeugender hinzu: „Unsere Freundschaft ist eine zu erprobte, nicht zu gedenken der Umstände, unter denen sie

geschlossen wurde, um leichtfertig über sie urteilen zu dürfen. Den Scheidegruß, welchen Sie mir schriftlich ankündigten, kann ich daher nicht annehmen — nein; wie wäre es meinem Vater gegenüber zu entschuldigen, beschränkten die ihm gewordenen Nachrichten sich auf das, was er durch seine Töchter erfuhr?"

„Ich fühle das Gerechte Ihres Vorwurfs," hob Wenzel nach kurzem Säumen an, „allein was soll — ich frage offen und redlich — was soll ein Mann, der nur ein heimatloser Abenteurer ist, in einem glücklichen Familienkreise?"

„Was hindert Sie denn, die aus vollem Herzen gebotene Gastfreundschaft meines Vaters so lange zu genießen, bis das Bewußtsein des Alleinstehens in einem Grade durch das Hinaussehnen in die Ferne überwuchert wird, daß kein Raum zu schwermütigen Betrachtungen bleibt?"

„Bis die unverbesserliche Neigung des Abenteurers wieder die Oberhand gewinnt?" fragte Wenzel mit einem leisen Anklang von Bitterkeit.

„Nennen wir es Wanderlust," bemerkte Agathe wie aufmunternd, „bis also die Zeit kommt, in der der Gesichtskreis auf unserer Besitzung Ihnen zu eng wird, Sie sich hinaussehnen aufs Meer, nach fremden Weltteilen —"

„Unter fremde, kalt urteilende Menschen," schaltete Wenzel ein, „durch die man um so empfindlicher an das erinnert wird, was von einem übelwollenden Geschick mit unerbittlicher Strenge versagt wurde."

„Aber wo es dann nur des Entschlusses bedarf, um dahin zurückzukehren, wo man sich heimisch fühlte und man immer wieder herzlich willkommen geheißen wird," ergänzte Agathe erglühend.

Langsam einherwandelnd, waren sie an eine Stelle gelangt, von der aus sich ihnen zwischen den Baumwipfeln hindurch eine eng begrenzte Aussicht auf die hohe Giebelspitze des Herrenhauses eröffnete. Wie durch den Anblick peinlich berührt, kehrte Wenzel sich ab. Den Rückweg einschlagend, schien diese Bewegung ihren beiderseitigen Gedanken-

gang zu beeinflussen, denn längere Zeit schritten sie schweigend nebeneinander her. Endlich wurde Agathe das Schweigen drückend. Sie kehrte sich Wenzel zu, und wie Trauer sprach es aus ihren Augen, als sie in seinem Wesen die schmerzlich wirkenden Folgen der bisherigen Unterhaltung zu entdecken meinte.

„Welch seltsames Gefühl," hob sie an, „in einer Umgebung zu wandeln, von der man sich sagt, daß sie zum dauernden Aufenthalt bestimmt ist. Wie oft werde ich diesen Weg gehen, wie vertraut wird mir jede Biegung, jeder Baum, jeder Strauch werden!"

Wenzel spähte um sich. Er versuchte, ähnliche Eindrücke, und — wie er wußte — berechtigte in sich aufzunehmen, allein es gelang ihm nicht.

„Das wünsche ich Ihnen, das ersehne ich für Sie!" sprach er nach kurzem Sinnen tief aufatmend und mit einem so vollen, innigen Ausdruck, daß Agathe ängstlich zu ihm emporsah; „ja, das möchte ich vom Himmel für Sie erflehen, und für mich —" er stockte, fügte aber schnell gefaßt hinzu: „und für mich, daß es mir nach Jahren vergönnt sein möge, wie heute, mit Ihnen diesen Park zu durchwandeln." Er zögerte wiederum, doch als er gewahrte, daß Agathe die Farbe wechselte und ihre Augen ängstlich schauten, ergriff er ihre Hand, sie zärtlich drückend.

„Es war ein vermessener Schritt, Sie um eine Zusammenkunft zu bitten," sprach er, „und dennoch gewährten Sie sie mir. Vertrauensvoll umgingen Sie in der Unterhaltung alles, was Ihnen in meinem ganzen Auftreten zum mindesten befremdend erscheinen mußte. Fast auf dieser Stelle sahen Sie mich in einer peinlichen Lage; Sie waren Zeuge, wie Randal großmütig die Bürgschaft für jemand übernahm, den er nur wenig kannte. Sie waren Zeuge, daß ich da, wo man berechtigterweise eine Erklärung von mir erwarten durfte, eine solche verweigerte, und Ihr Vertrauen ist dadurch nicht erschüttert worden. Alles sprach und spricht noch gegen mich, und jetzt, anstatt Aufschlüsse zu erteilen, trete ich vor Sie hin, um mich von Ihnen zu ver-

abschieden. Ein heimatloser Abenteurer geht, um als solcher nicht mehr zurückzukehren. Es ist dies für mich eine ernste Stunde, die ernsteste Stunde meines Lebens, und wohl darf ich Sie bitten, dem planlosen Weltwanderer ein freundliches Andenken zu bewahren."

In Agathens Augen perlten Tränen. Woher sie kamen, sie wußte es nicht. Sie besaß nicht die Fähigkeit, ihre Regungen, gleichviel ob Freude oder Trauer, zu verheimlichen.

„Und ist das bis jetzt nicht geschehen?" fragte sie so einfach und aufrichtig, daß es sich wie ein Rausch um Wenzels Sinne legte, „und warum fortgesetzt die bittere Bezeichnung? Sind Sie nicht ein Freund, sogar ein lieber Freund unserer Familie, an dem uns allen fremd ist, was Sie selbst an sich als tadelnswert stets in den Vordergrund stellen?"

„Als Freund Ihrer Familie gelte ich," bestätigte Wenzel bewegt, „dafür sind mir die teuersten Beweise geworden. Agathe," und leise zitterte seine Stimme, indem er stehen blieb und in das liebe, ängstlich erregte Antlitz schaute, „es gab eine Zeit, und sie erreichte vor kurzem erst ihr Ende, in der ich von Ihnen wohl mit Trauer geschieden wäre, aber nicht zweifelnd, sondern mit einem Segenswunsch auf den Lippen für Ihr Wohlergehen meiner eigenen Zukunft entgegengeschaut, mich gleichmütig aufs neue in den Weltstrom gestürzt hätte. Es war die Zeit, in der ich nur glauben konnte, daß Sie in inniger Liebe dem zugetan seien, der —"

„Rannbal," flüsterte Agathe in ihrer Verwirrung.

„Ja, Rannbal," versetzte Wenzel, „ich gönnte ihm sein Glück, aber in meinem Herzen entstand eine Leere, von der ich wußte, daß sie ewig unausgefüllt bleiben würde. Alles ist jetzt anders geworden. Meine Lebenshoffnungen haben mit dem Auftauchen einer ungeahnten Möglichkeit eine Wandlung erfahren, bis zur schwindelnden Höhe sind meine Wünsche, ist mein Sehnen gewachsen —"

„Agathe!" tönte aus der Richtung des Schlosses

Stephaniens Stimme herüber; „Agathe!“ rief auch Randal laut und mit unverkennbar heiterem Ausdruck.

„Sie kommen,“ ergriff Agathe bestürzt die Gelegenheit, Wenzel zu unterbrechen, „wir sind beauftragt, uns in der Nähe des Herrenhauses aufzuhalten — um die Entscheidung —“

„Nur eine einzige Minute säumen Sie noch,“ beschwor Wenzel die bebende Geliebte, „erwägen Sie, als das, was ich Ihnen und den Ihrigen bisher gewesen, stehe ich im Begriff, von Ihnen zu scheiden; das Recht aber, scheidend eine Bitte aussprechen zu dürfen, ich nehme es für mich in Anspruch. Wenn es mit Ihrem Herzen verträglich, so versagen Sie in diesem letzten Augenblick mir nicht den süßen Trost, hoffnungsvoll der Zukunft zu gedenken. Agathe, heiß geliebte Agathe, verleihen Sie mir die Kraft zu einem gewaltigen Schritt, den ein versöhntes Geschick mir zu tun gebietet; eröffnen Sie mir die beglückende Aussicht, daß bei unserm nächsten Wiedersehen ich Sie an die jetzigen Minuten erinnern darf, daß ich“ —

Wiederum ertönten die befreundeten Stimmen herüber. Zugleich unterschied Wenzel eilige Schritte, die sich aus entgegengesetzter Richtung näherten.

„Agathe,“ fuhr er dringender fort, und begeistert sah er in die lieben blauen Augen, denen heiße Tränen entstürzten, „lassen Sie mich nicht von dannen gehen, ohne den —“

„Bleiben Sie — bleiben Sie,“ schluchzte Agathe. Ihre letzten Worte erstarben unter Lippen Wenzels, die sich auf die ihrigen preßten. — — —

„Agathe!“ erschallte es bereits näher.

Agathe schrak empor. Mit dem Purpur keuscher Scham überströmt, wand sie sich aus Wenzels Armen.

„Gehen Sie," sagte sie leise, als Professor Holunder in ihren Gesichtskreis trat und ihre Verwirrung bis auf den höchsten Gipfel steigerte.

Wohl etwas befremdet, aber recht munter schaute der Professor darein, als er die beiden bemerkte und sich gleich darauf vor Agathe sehr höflich verbeugte.

„Die Zeit ist da, das heißt, Übereilung ist nicht notwendig," sprach er freudig, und eine Frage in Wenzels Augen lesend, fügte er triumphierend hinzu: „Alles geordnet und vorbereitet; finis coronat opus!"

„Ich will gehen," kehrte Wenzel sich Agathen mit entzücktem Blick zu, „ja, ich will gehen, aber nicht allein. Kommen Sie, Agathe; ich will Sie selbst zu Ihrem Vater führen, durch Augenschein sollen Sie sich von allem überzeugen, was ich bisher bedachtsam verheimlichte."

Und Agathe, als hätte es nicht anders sein können, nahm seinen Arm. Worte standen ihr nicht zu Gebote. Das schüchterne Herz wußte sich nicht gleich in die neue Lage zu finden, wußte nicht, wie ihm geschehen war, daß es plötzlich die Nähe anderer Menschen scheute, sich, wie Schutz bei ihm suchend, an ihn anschmiegte, der es verstanden hatte, ihm eine neue, nie geahnte Empfindung zu verleihen.

Wiederum ertönte der Ruf von der Schloßseite her.

„Herr Professor," wandte Wenzel sich diesem zu, „wir gehen langsam voraus; haben Sie die Güte, den Herrschaften mitzuteilen, daß wir sie im Herrenhause erwarten."

Und was hätte der gute Professor auf der Höhe seines Glücks nicht getan, um sich anderen gefällig zu zeigen? Er eilte sogleich davon, und bald war er auf dem schattigen Wege verschwunden.

Arm in Arm wandelten Agathe und Wenzel ihres Weges; Arm in Arm und die Hände ineinander gelegt. Agathe glaubte zu träumen. Sie meinte der Erde entrückt

zu sein, durch endlose Räume zu schweben, von ihm getragen, der ihre Hand hielt, der von ihr wußte, was sie keinem anderen Sterblichen anzuvertrauen gewagt hätte, nicht dem Vater, nicht der Schwester; der eine Zauberwelt vor ihr eröffnet hatte, dem sie willig folgte, unbekümmert um das Wohin, unbekümmert um das Warum. Sie sprachen nicht zueinander. Agathe hatte ihre Blicke gesenkt. Liebliche Glut schmückte ihre Wangen. Sie begriff nicht, woher sie den Mut nahm, ihres Begleiters Hand so fest zu halten. Entzückt sah Wenzel auf sie nieder. Was in ihrer Seele vorging, er ahnte es. Nicht um die Welt hätte er ihren Ideengang stören, nicht durch einen Laut entweihen mögen die seligen Minuten, in denen sie den letzten sie noch zart umschlingenden Fesseln sich entwand, um zur Erkenntnis ihrer selbst zu gelangen, im vollen Umfange die sie süß durchschauernden ahnungsvollen Empfindungen zu verstehen.

Sie hörten nicht hinter sich das heitere Geplauder des Professors, indem dieser Stephanie und Randal geheimnisvoll auf kommende Ereignisse vorbereitete, ohne von ihnen verstanden zu werden. Wie Agathe kurz zuvor getan hatte, so schaute jetzt Wenzel zu den Baumwipfeln empor, die ihm plötzlich mit freundlichem Liebesgruß zuzulächeln schienen.

Sie erreichten den Sumpfgraben, und vor ihnen lag das Herrenhaus.

„Komm, komm," flüsterte Wenzel, indem er, Agathens Hand haltend, zuerst den Brückenbalken betrat, „komm, Geliebte; richte den Blick nach vorn, laß mich deine Schritte lenken, über dich wachen hier, wie in dem sich vor uns ausdehnenden Leben."

Agathe lächelte träumerisch.

Auf dem anderen Ufer eingetroffen, blieb sie stehen. Ein Schatten glitt über ihr liebes Antlitz, indem sie nach dem grauen Herrenhause hinübersah.

„Wie viel Trauer und Gram wohnen da drinnen!" sprach sie leise, als hätte sie befürchtet, durch ihre Bemer-

kung den Ausdruck des Entzückens von Wenzels Antlitz zu verscheuchen.

„Die Heimat der Trauer und des Grames ist es bis zum heutigen Tag gewesen," antwortete Wenzel ernst; doch wie Jubel erklang seine Stimme, indem er hinzufügte: „Aber Glück und Freude halten mit dir ihren Einzug, um von hier aus segnend sich über die Herrschaft Schroda auszubreiten."

Befremdet sah Agathe empor. Doch sie fragte nicht nach Gründen. Was Wenzel aussprach, konnte nur gerechtfertigt sein; sie fand es bestätigt in dem heiteren Blick, den er in ihre Augen senkte.

Bevor sie ihren Weg fortsetzten, trafen der Professor, Stephanie und Randdal bei ihnen ein. Wer hätte wohl schneller den wahren Sachverhalt entdeckt, als die beiden Letzteren? Ein einziger Blick belehrte sie über alles, jedoch nicht über mehr, als sie in den jüngsten Tagen geahnt und als die Ursache von Wenzels geheimnisvollem Auftreten betrachtet hatten. Eine herzliche Begrüßung erfolgte, eine Begrüßung, wie sie unter guten Freunden stattfindet. An das, was man in Wenzels Haltung, in Agathens Augen las, wagte niemand zu rühren.

Auf des Professors Rat schritten alle um das Haus herum und nach dem Haupteingange hin. Dort übernahm er selber die Führung. Wenzel, am Arm Agathe, folgte ihm nach; an diese schlossen Stephanie und Randdal sich an. Wenzels hatte sich tiefe Erregung bemächtigt. Was seiner harrte, er wußte es. Aber immer wieder richtete er die Blicke auf das teure Haupt an seiner Seite, als wäre es sein Schutzengel, von dem er Kraft zu den kommenden Ereignissen erwartete.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Brautpaar. Leid im Glück.

Wenn das Geschick es erst müde geworden ist, diesen oder jenen unablässig feindlich zu verfolgen, dann ruft es oft den Eindruck hervor, als lasse es, wie um begangenes Unrecht zu sühnen, sogar in den kleinsten Nebenumständen seine Hand freundlich vermittelnd walten. So auch in jenen Minuten, in denen Wenzel und Agathe in Begleitung der Freunde das Herrenhaus betraten und langsam die nach oben führende Treppe erstiegen.

Die Ruhe, die man Herrn von Schroda gönnte, war nur eine kurze gewesen. Kaum eine halbe Stunde hatte sie gedauert. Und doch genügte dieser Zeitraum ihm, seine Gedanken zu ordnen und sich zu den ferneren Verhandlungen vorzubereiten. Thurow ging, ihn zu bitten, den Vorsitz wieder zu übernehmen. Ruhig und gefaßt vernahm der alte Herr Thurows höfliche Einladung. Weder an Ottilie, noch an Sprenkel, die ihn besorgnisvoll beobachteten, richtete er ein Wort. Was auch immer ihm bevorstehen mochte — und es konnte doch nur freudige Kunde sein — mit erhobenem Haupte wollte er es hinnehmen, wie einst die auf ihn einstürmenden, in ihren Folgen so verhängnisvollen Schicksalsschläge.

Nicht unterstützt durch Sprenkel oder Ottilie, sondern sich an Thurows Seite unter Aufbietung seiner äußersten Kräfte frei einherbewegend, näherte er sich der auf den breiten Flurgang sich öffnenden Tür. Ottilie, die ihm folgte, war sehr bleich. Wie ihr Vater zuvor, so schien sie jetzt selber des Beistandes zu bedürfen. Erst nachdem ihre Blicke denen Thurows begegnet waren und sie eine freudige Ermutigung in diesen las, gewann sie ihre Haltung zurück.

Die Tür öffnete sich unter Sprenkels Hand, und indem sie auf den geräumigen Flurgang hinaustraten, Sprenkel aber vorauseilte und die breite Hallentür dienstbeflissen

weit aufzog, befanden sie sich im Gesichtskreise Mariannens und Volpers, des Strandwenzels wie der noch an der Tafel sitzenden Herren. Die auf sie gerichteten Blicke wirkten belebend auf die erschöpfte Greisengestalt ein. Er fühlte sich wieder als Gebieter von Schroda und wies stolz jeden Gedanken des Mitleids zurück, den man vielleicht den entschwundenen Kräften früherer Jahre zollte.

Auf der Mitte des Flurs wurde seine Aufmerksamkeit durch Schritte nach der seitwärts von ihm mündenden Treppe gelenkt. Diese lag so, daß die Heraufsteigenden erst auf der obersten Stufe in seinen Gesichtskreis traten. Thurow erriet, daß der Professor sich dennoch einer Übereilung schuldig gemacht hatte. Um deren Folgen abzuschwächen, berührte er Herrn von Schroda am Arm, mit der anderen Hand ehrerbietig auf die offene Hallentür weisend. Doch seine Bewegung hatte gerade den entgegengesetzten Erfolg des beabsichtigten. Herr von Schroda fühlte sich zu sehr als Herr in seinem Hause, um einen, wenn auch herzlich gemeinten Tausch der Rollen zwischen Wirt und Gast zu dulden und rührte sich nicht von der Stelle. Er unterschied, daß noch mehr Gäste heraufkamen, und er war selber der Mann, sie zu empfangen, ihre Anliegen zu prüfen, oder sie abzuweisen. Thurow überwachte ihn ängstlich; aus seinen Zügen aber schöpfte Ottilie neue Besorgnisse. Nur einige Sekunden dauerte diese von allen Seiten mit atemloser Spannung beobachtete Szene, als Wenzel und Agathe auf der obersten Treppenstufe erschienen. Wie ein Strahl herzlicher Freude glitt es über Herrn von Schrodas Antlitz, sobald er Agathe erkannte. Ein herzlicher Gruß schwebte auf seinen Lippen, getragen von dem innigsten Wohlwollen für diejenige, in der er vor einigen Tagen eine so warme Vertreterin seiner eigenen Ansichten gefunden hatte. Die Art und Weise, in der sie sich auf den Arm ihres Begleiters lehnte, die milde Glut auf ihren Wangen, der schüchterne Abglanz eines überschwenglichen Glückes in ihren schönen blauen Augen, dies alles konnte ja nicht mißverstanden werden, und er war im Begriff, seinem Gruß die

Form eines Glückwunsches zu verleihen, als seine Züge plötzlich erstarrten und er, wie um sich auf ihn zu stützen, Thurows Hand ergriff.

Sein Blick war auf Wenzels Antlitz gefallen, der, den gewaltigsten Regungen unterworfen, unwillkürlich Agathe fester an sich zog. Mit dieser Bewegung aber trat in der Halle wie auf dem Flurgange lautloses Schweigen ein. Selbst Stephanie und Randal, nunmehr gleichfalls oben eingetroffen, wagten nicht, durch einen Gruß des alten Herrn Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — So vergingen mehrere Sekunden atemloser Spannung.

Plötzlich erschlaffte Herrn von Schrodas Haltung; dahin war sein Stolz, dahin das Bestreben, die in dem alten Herzen wogenden Empfindungen vor fremden Zungen zu verheimlichen. Dunkler färbte sich sein Antlitz, eine Träne rollte über seine Wangen und noch eine. Wie nach Atem ringend, seufzte er schwer. An den Augen hätte er seinen Sohn erkannt, selbst auch dann, wenn er nicht auf das Wiedersehen bedachtsam vorbereitet worden wäre. Wild jagte das Blut durch seine Adern, wild und getrieben von freudigem Erstaunen, indem er die kraftvolle, männlich schöne Erscheinung mit dem Knäblein verglich, das ihm in diesem Augenblick lebhafter und deutlicher vorschwebte, denn je zuvor, mit dem Knäblein, um das er so lange sich in unheilbarem Grame verzehrte. Es war sein Sohn, und doch wieder ein Fremder. Dreißig Jahre der Trennung, des Trauerns um einen Toten, dreißig Jahre der Überzeugung, durch keine verwandtschaftlichen Bande an einen Mitmenschen geknüpft zu sein, ach, solch eine Zeit war wohl geeignet, eine Scheidewand zu errichten, die nicht im wilden Ungestüm, wie auf einer Schaubühne, niedergerissen und überschritten werden konnte. Doch wenn das Geschick es müde geworden, einen Menschen unablässig zu verfolgen, dann gleicht es seine Härte oft schnell aus.

So auch hier. Als Agathe, beängstigt durch die Totenstille ringsum, sich noch inniger an Wenzel anschmiegte und dieser innig schützend den Arm um sie legte, da flossen

plötzlich des alten Herrn Tränen reichlicher. Zitternd streckte er dem in seiner Verwirrung doppelt lieblichen Mädchen seine Hände entgegen, und leise, wie er sprach, drang seine Stimme doch überwältigend zu jedem Herzen.

„Sie liebes, liebes Kind," entwand es sich den Lippen des tieferschütterten alten Mannes, „nicht zufrieden, mein in Kummer und Gram zermorschtes altes Herz erwärmt zu haben, führen Sie mir jetzt meinen auferstandenen Sohn zu?"

Purpurrot schoß es in Agathens Wangen. Einen einzigen Blick warf sie auf Wenzel, und alle Rätsel, die ihn bisher umgaben, hatten ihre Lösung gefunden. Als sie dann aber wieder auf den alten Herrn sah, der ihr noch immer die Hände entgegenstreckte, da wand sie sich sanft aus Wenzels Arm, und seine Hand ergreifend, trat sie mit ihm vor jenen hin. Ein freundlicher Engel schien zwischen ihr und diesem vermittelt zu haben, ein freundlicher Engel, daß sie so frei ihren Herzensregungen nachgab. Zu sprechen vermochte sie nicht. Stumm ergriff sie Herrn von Schrodas Hand; bevor aber noch Wenzel ihrem Beispiel zu folgen vermochte, zog der alte Herr sie an seine Brust, und seine Lippen auf das teure blonde Haupt pressend, weinte er so bitterlich, wie kaum jemals zuvor an dem vermeintlichen Grabe seines Sohnes. Ein Hauch himmlischen Friedens schien durch das alte Herrenhaus zu ziehen. Tränenschwere Augen blickten auf die ergreifende Szene, während die Herzen in wehmütiger Freude höher schlugen. Selbst der greise Sprenkel hielt es nicht für unter seiner Würde, hin und wieder einen Tautropfen aus seinem großen Schnurrbart zu entfernen. Wie erschrocken richtete Herr von Schroda sich dann plötzlich empor. Warme Lippen hatten sich auf seine Hand gepreßt, und als er sich demjenigen zukehrte, der seine Hand hielt, da blickte er in die Augen seines Sohnes, in die unvergeßlichen Augen der treuen Lebensgefährtin, die nun schon so lange in der kleinen Waldkapelle schlummerte. Zwischen den Herzen der beiden Männer vermittelte ebenfalls der freundliche Engel

mit den blonden Locken, den glühenden Wangen und dem schüchternen und doch so beseligten Blick.

„Mein Sohn, mein Sohn," sprach Herr von Schroda selig selbstvergessen, und der kampf- und sturmerprobte Mann vor ihm ließ in seinem wettergebräunten Antlitz eine Weichheit erkennen, als wäre er in jene Jahre zurückversetzt worden, in denen er an der Hand einer jungen schönen Mutter den Park durchstreifte. „Mein Sohn Hans," wiederholte der alte Herr in zitternder Freude, „du hast noch eine Schwester — eine edle Schwester — liebe sie, halte sie heilig — wie dieses treue Herzenskind."

Er spähte um sich. Die vielen feuchten Blicke erschütterten ihn.

„Nicht hier, nein, nicht hier," flüsterte er, „ich bin nicht mehr stark genug — wir wollen gehen — Ottilie — in mein Zimmer."

Nicht ferner sich seiner Schwäche schämend, ergriff er des Sohnes Arm. Schwer lehnte er sich auf ihn, ohne indessen seine Hand von der Agathens zurückzuziehen.

Ottilie blickte fragend auf Thurow. Dieser, noch immer unter dem vollen Eindruck der eben beobachteten Szene, ergriff ihre Hand.

„Sie gehören zu ihnen," sprach er leise, „kein Fremder darf Zeuge sein, wie die Herzen sich finden; aber es darf auch keiner in ihrem Kreise fehlen. Gehen Sie, teure Freundin, Sie gehören zu ihnen."

Den Druck von Thurows Hand krampfhaft erwidernd, kehrte Ottilie sich hastig ab. Sie begrüßte Stephanie im Vorbeigehen mit einem matten Lächeln; dann folgte sie den Voranschreitenden in ihres Vaters Zimmer.

Gleich darauf begab Thurow sich in die Halle, wohin Randal und Stephanie ihm bereits vorausgegangen waren. Eichwerder empfing diese mit herzlichem Gruß. Auf seinem Antlitz ruhte es wie eine Freude, deren Umfang er nicht ermessen zu können schien. Die Zeit der Pause hatte er dazu benutzt, durch eins der nach dem Park hinausliegenden Fenster einen Blick ins Freie zu werfen. Es geschah

dies in dem Augenblick, in dem Wenzel und Agathe über den Brückenbalken schritten. Auch er hatte deren glücklichen Liebesfrühling gesehen und verstanden. Es befremdete ihn daher kaum, als Herr von Schroda gewissermaßen seine Rechte an Agathe geltend machte.

„Das sind wunderbare Ereignisse," verlieh Stephanie ihrem freudigen Erstaunen Ausdruck, „und Wenzel der Sohn des Herrn von Schroda!"

„Wer hätte eine solche Lösung geahnt," fügte Randal hinzu, und vor seinem Geiste mochten die Tage vorüberziehen, in denen er mit Wenzel zum erstenmal zusammengetroffen war.

„Und täusche ich mich nicht, so stehe ich im Begriff, meine beiden Töchter zu verlieren," versetzte Eichwerder wehmütig lächelnd, „und auf die schöne Besitzung habe ich ebenfalls vergeblich geboten."

„Sie bleibt Eigentum des Herrn von Schroda?" fragte Stephanie gespannt.

„Nicht ganz," antwortete Eichwerder, wie im Geiste mit anderen Dingen beschäftigt, „doch geduldet euch, die weiteren Verhandlungen werden auch da das letzte Rätsel lösen." Er wies auf Marianne, die, wie bereits dem Tode verfallen, sich in dem Armstuhl zurückgelehnt hatte.

Jetzt erst betrachtete Stephanie diese aufmerksamer, und entsetzt über ihr leichenhaftes Aussehen, eilte sie zu ihr hinüber.

„Arme Frau," sprach sie teilnahmvoll, „wie müssen Sie leiden! — Alles, alles soll geschehen —"

Marianne blickte zu Stephanie empor. Wie Befremden sprach es aus ihren großen Augen; dann aber glitt ein mildes Lächeln über ihre vernarbten Züge.

„Gibt es denn wirklich noch so viele gute Menschen in der Welt?" sprach sie matt, indem sie ihre Hand in die dargereichte Stephanies legte — „nein, meine liebe junge Dame, ich leide nicht — ich habe nur den Wunsch, ein Weilchen ungestört hier sitzen zu bleiben." Darauf zu Thurow, der nach einem kurzen Zwiegespräch mit dem Arzt vor sie

hintrat: „Versuchen Sie nicht, mich zu anderem zu überreden. Ich bleibe, bis das Glück von Schroda wieder auf eigenen Füßen steht — das holde Kind mit den blonden Locken — Freifrau von Schroda — wer

hätte das geahnt — von der Sandheide ins Herrenhaus — aus dem Herrenhause nach dem Schloß — das

große Glück hat sich erfüllt — ich will alles sehen — ich bleibe, bis Herr von Schroda mir eine — andere — Stätte anweist —"

Ihre Augen schlossen sich.

Erschüttert blickten die sie Umringenden auf den Arzt.

„Unmittelbare Gefahr droht nicht," beantwortete dieser die stummen Fragen, „aber die Ärmste bedarf der Schonung. Bis ins kleinste hinein müssen ihre Wünsche berücksichtigt werden."

Thurow trat wieder an den Tisch.

„Ihre fernere Anwesenheit hier ist überflüssig geworden," redete er den Strandwenzel an, „die Gründe, die uns bewogen, die Angelegenheiten des Herrn von Schroda mit so wenig wie möglich Aufsehen zu ordnen, walten noch immer. Daraus mögen Sie sich eine Lehre ziehen." Er warf einen durchdringenden Blick auf Karg, indem er hinzufügte: „Geschehene Dinge lassen sich durch gesetzliche Verfolgungen, so gerecht sie sein mögen, nicht ungeschehen machen; entschwundene Jahre können nicht zurückgerufen werden. Die Strafen, die das Geschick zuerkennt und die in dem eigenen Schuldbewußtsein gipfeln, treffen oft schwerer, als der Schiedsspruch irdischer Gerechtigkeit." Fest sah er wieder in des Strandwenzels verwittertes Antlitz. „Sie erkannten den Mann, der Herrn von Schroda begleitete?" fragte er mit tiefem Ernste.

„Ich erkannte ihn," stieß der Strandwenzel hervor, und der Ausdruck der Wahrheit offenbarte sich in seiner gepreßten Stimme, „es ist derselbe, der unter dem Namen Wenzel bei mir übernachtete — derselbe Mann, und mit allen richtigen Eiden will ich's beschwören: dasselbe Kind, das ich vor dreißig Jahren in meinem eigenen Boot auf die See hinausruderte. Ich erkannte ihn an den Augen, er selber hatte mir durch Fragen die meinigen geöffnet."

„Sie haben es gehört," wendete Thurow sich an die gespannt lauschende Versammlung; dann zum Strandwenzel: „Sind Sie bereit, sich auf einen an Sie ergehenden Ruf zu

stellen, im Falle es Ihres weiteren Zeugnisses bedürfen sollte?"

„Auf jeden Ruf," antwortete der Strandwenzel wieder überzeugend.

„So sind Sie entlassen," erklärte Thurow, „und ich denke, Sie haben keine Ursache, mit den getroffenen Entscheidungen unzufrieden zu sein."

Der Strandwenzel erhob sich. Wie unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, kehrte er sich zögernd Marianne zu. Ihn schauderte, und zweimal öffnete er den Mund, bevor es ihm gelang, ein Wort hervorzubringen.

„Die Marianne," sprach er heiser, „ich kenne sie lange — manches bittere Leid habe ich ihr zugefügt — ich meine, ob's —" er stockte.

„Ihre Krankheit ist keine tödliche," beantwortete der Arzt die auf des ergrauten Sünders Lippen ersterbende Frage.

Der Strandwenzel seufzte tief auf.

„Sie schläft," bemerkte er, den zerknitterten Hut krampfhaft zwischen seinen Fäusten drehend, „hätt' ihr sonst gern gesagt, daß mir — daß mir jedes Wort leid sei —"

„Es ist gut," murmelte Marianne wie im Traume, „nach dem heutigen Tage wünsche ich keinem Menschen mehr Böses — wer mich feindselig verfolgte — ich verzeihe ihm."

Der Strandwenzel wollte wieder das Wort nehmen, als der Arzt und Thurow ihm bedeuteten, sich zu entfernen.

Er ging. Aber nicht mehr der trotzige Schmuggler war es, der aus der Türe schlich, sondern ein Mann, der schwer an der Last der Jahre zu tragen schien.

In der Halle war es still geworden. Flüsternd unterhielten sich die verschiedenen Gruppen, leise, wie befürchtend, daß ihre Stimmen bis dahin dringen würden, wo ein altes Herz sich verjüngte, alte und junge Augen in Freudentränen schwammen.

Endlich entstand auf dem Flur eine Bewegung. Man hörte Sprenkel herbeieilen, um die Tür zu öffnen.

Die in der Halle Versammelten erhoben sich, Marianne

schlug die Augen auf, und Volpers Hand ergreifend, richtete sie sich auf ihrem Stuhl etwas höher empor.

Und sie kamen. Vorauf der alte Herr von Schroda, sich leicht auf Agathens Arm lehnend. Eine unbeschreibliche Milde ruhte auf seinem ehrwürdigen Antlitz. Und dennoch blickten seine Augen so stolz, indem sie nach freiem Umherschweifen immer wieder zu dem in lieblicher Befangenheit erglühenden Antlitz an seiner Seite zurückkehrten. Ihm nach folgten der nunmehrige Hans von Schroda und Ottilie. Auf ihren Zügen prägten sich die Empfindungen des Glückes aus.

Im Begriff, sich nach seinem Stuhl am oberen Ende der Tafel zu begeben, fielen des alten Herrn Blicke auf Marianne. Eine Sekunde blieb er stehen; dann trat er vor die getreue Freundin seines Hauses hin.

„Marianne," sprach er bewegt, und ihre Hand ergreifend, schien er in den großen schwarzen Augen etwas zu suchen, „welch' unergründliche Liebe gehört dazu, um das auszuführen, was du an meiner Familie getan hast. Wie du es verdienst, so kann ich es dir nie vergelten. Durch einen einzigen Federstrich trete ich wieder in den Besitz des Erbes meiner Vorfahren, und das ist dein Werk. Meine erste Handlung in dem neuen Verhältnis aber soll die der Dankbarkeit sein; nur als eine solche betrachte es, wenn ich dich hier vor allen Zeugen als zu meinem Hause gehörig erkläre. Du und dein Sohn, ihr sollt die Früchte deines treuen Wirkens ernten und genießen, so lange noch die Augen eines Schroda offen stehen. Die Sandheide ist verkauft und mit ihr deine Behausung. Mag sie gehören, wem sie wolle: Deine und deines Sohnes Heimat ist fortan unter dem Dache, unter dem ich selbst wohne."

Marianne hob seine Hand an ihre Lippen.

„Laß nur, laß, gute Alte," suchte Herr von Schroda gerührt die in Tränen Ausbrechende zu beruhigen, und sanft klopfte er ihr auf die Schulter, „blicke mich lieber an — ja ja, Marianne, deine Augen haben sich nicht verändert — dieselben Augen sind's — freilich, wir alterten beide,

das hindert indessen nicht, vergangener Zeiten lebhaft zu gedenken. Sorge nur, daß du bald wieder zu Kräften kommst, und trübe nicht durch schlechtes Befinden unsere Freude."

Er begab sich auf seinen Platz.

„Noch eine unerläßliche Form ist zu beobachten," ergriff Thurow im Hinblick auf den erschöpften Greis unverweilt das Wort. Dann begann er die Schriftstücke vorzulesen, die er gemeinschaftlich mit Karg ausgearbeitet hatte. Aus ihnen ergab sich, daß aus der für die Sandheide gelösten Summe Herr von Schroda die im Besitze Kargs befindlichen Liegenschaften zurückkaufte. Der Käufer der Sandheide verpflichtete sich dagegen, den für ihn bürgenden Handelshäusern bis zu einer bestimmten Grenze die Ausnutzung des Kohlenlagers freizugeben, oder vielmehr in Kompagnieschaft mit ihnen zu treten.

Etwas von dem stolzen Selbstbewußtsein längst vergangener Tage machte sich geltend, als Herr von Schroda die ihm gereichte Feder ergriff und seinen Namen unter die vorgelegten Dokumente schrieb.

Es folgten die Unterschriften der Zeugen. Dann rief Thurow den Besitzer der Sandheide auf, und neues Erstaunen bemächtigte sich Herrn von Schrodas, als sein Sohn von ihm forttrat und auf die entsprechenden Stellen mit fester Hand und zum erstenmal in seinem Leben niederschrieb: „Hans von Schroda."

„Der heimatlose Abenteurer schied auf ewig," kehrte er sich darauf mit offenem, freundlichem Wesen dem neben ihm stehenden Randdal zu, „ein anderer trat an seine Stelle und bittet um Ihre Freundschaft."

Randdal, wie betäubt durch die wunderbaren Aufschlüsse, vermochte nur, ihm die Hand zu drücken.

„Ich befand mich in einer verzweifelten Lage," fügte der Erbe von Schroda hinzu, den Händedruck Randdals kräftig erwidernd, „und es ist schwer, zu ermessen, welche Überwindung es mich kostete, einem großmütigen Bürgen gegenüber in der rätselhaften Rolle zu verharren."

Er näherte sich Eichwerder. Die Herzlichkeit, mit der dieser ihm beide Hände reichte, sagte ihm alles. Stephanie hatte ihren Arm um Agathe geschlungen, die, tief erglühend, plötzlich den bisher bewiesenen Mut verloren zu haben schien und keinem der auf sie gerichteten Blicke zu begegnen wagte.

„Herr Hans von Schroda!" tönte Mariannens Stimme zu ihnen herüber, und im nächsten Augenblick befanden der Gerufene, Ottilie und die beiden Schwestern sich an deren Seite.

„Herr Hans von Schroda," wiederholte Marianne leise, „ein halbes Menschenalter habe ich auf diese Stunde gewartet, und nun, da sie gekommen, erscheint's mir, als wären eben erst Tage verstrichen. Ich sehe das Kind mit den Augen seiner schönen Mutter. Hans von Schroda — der Mann, der Sie um die Zärtlichkeit Ihrer Mutter, um die Liebe des Vaters, die Eltern aber um ihr Glück betrog — verzeihen Sie ihm um meiner Sühne — um des heutigen Tages willen —"

Die Antwort mochte sie in den auf sie gerichteten Augen lesen, denn mit einem verklärten Lächeln sank sie zurück. Eine tiefe Ohnmacht umfing ihren Geist. —

Zu den Empfindungen der Freude und des Glückes gesellten sich die ernstesten Besorgnisse. Rücksichtsvoll, beinah unbemerkt verschwanden alle, die nicht in näherer Beziehung zu dem alten Herrn von Schroda standen. Dann aber regten sich alle Hände, eine schwer Leidende sanft zu betten und durch liebevolle Pflege einen zu neuem Leben erwachenden Greis zu kräftigen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nach sechs Monaten.

Ein halbes Jahr ist entschwunden. Nackt und schattenlos stehen die Bäume des Parkes von Schroda. Scharfer Frost hat die Erde erstarrt. Gedankenlos spielt hin und

wieder ein Lufthauch mit den noch an den Bäumen haftenden toten Eichenblättern und den zusammengeschrumpften rötlichen Fächern des Farnkrautes. Und wie in Todesschlaf versenkt liegen Felder und Wälder, liegen die mit einer starken Eisrinde überzogenen Gewässer, trotzdem freundlich kontrastierend zu manchen Bildern des entschwundenen Sommers!

Ein halbes Jahr ist dahin, und bedarf es auch längerer Zeiträume, um die Spuren vieljähriger Mißwirtschaft und Vernachlässigung gänzlich zu verwischen, so ist doch bereits so viel geschehen, daß man den Stand der umfangreichen Besitzung mit dem eines nach langem, schwerem Siechtum zu frischem, fröhlichem Leben Genesenden vergleichen möchte. Kein Pfad befindet sich in dem Park, der nicht auf seine ursprüngliche Breite erweitert, von Unkraut gesäubert und sauber geharkt worden wäre; in einem neuen Gewande prangt die Zwischenstation zwischen Herrenhaus und Schloß, die wieder sorgfältig hergestellte Eremitage.

Außerdem sind große Flächen in grüne Herbstsaaten gekleidet worden. Die ausgebesserten Stallungen haben sich mit Leben gefüllt. Man hört das Brüllen von Rindern, das Blöken der Schafe; kräftige Gespanne befördern Lasten. Die Schornsteine der Tagelöhnerwohnungen rauchen wieder, es rauchen die Schornsteine des Schlosses wie des Herrenhauses.

Überall geschäftiges Leben und Treiben, jedoch nirgend bunter und regsamer, als in der bis dahin verachteten Sandheide.

Die wüste Fläche war in der Tat nicht mehr wiederzuerkennen. Wie durch Zauber waren eine Anzahl Baracken und Schuppen entstanden, und nach Hunderten zählten die Arbeiter, die sich mit dem Abräumen des Erdreichs, mit dem Bau geeigneter Wege und der Abfuhr der Kohlen beschäftigten. Es rief fast den Eindruck hervor, als hätte man den Schatz der Sandheide auf einmal heben wollen; aber je weiter die Arbeiten gediehen, um so mehr befestigte sich die

Überzeugung, daß die Jahre unberechenbar, nach deren Ablauf die Gruben sich als erschöpft ausweisen würden.

Eichwerder hatte sich mit einer hohen Summe an dem Unternehmen beteiligt. Mit seiner Tatkraft und Geschäftskenntnis war er die Seele des ganzen Betriebes geworden. Man trug sich sogar mit dem Plan, das Kohlengebiet von der Herrschaft Schroda abzutrennen, und hatte bereits eine freundlich gelegene, bewaldete Anhöhe ausersehen, auf der ein den Ansprüchen Eichwerders genügendes Haus errichtet werden sollte. Seine Ansprüche erhöhten sich allerdings dadurch, daß Randal und Stephanie ebenfalls dort ihr Heim finden sollten. Denn Randal — und wer hätte es ihm zugetraut? — dieser leichtlebige Kavalier war ein so eifriger und gewissenhafter Bergmann geworden, daß Eichwerder sich bei der Verwaltung keinen besseren Gehilfen hätte wünschen können. In Randals Begleitung befand sich gewöhnlich der Professor Holunder, der eine seinen Fähigkeiten und Neigungen über alle Maßen entsprechende Anstellung gefunden hatte. Er war vollständig nach der Sandheide übergesiedelt. Mit ihm aber zogen dorthin sein Wirt Claus, dessen biedere Ehehälfte und seine acht Paten. Ihre kleine Wirtschaft hatten sie verkauft und sich dafür mit zwei Gespannen versehen, für die sie in dem Grubendistrikt überaus lohnende Arbeit fanden.

Karg blieb nur noch so lange in dem Städtchen, bis er unter der Hand seine Vermögensverhältnisse geordnet und sein Haus verkauft hatte. Dann verschwand er eines Tages, ohne anzugeben, wohin er sich wendete. Der Strandwenzel, obwohl niemand ihn trieb, hatte schon vorher das Weite gesucht. Die Nähe der Herrschaft Schroda und deren Bewohner mochte beiden als ein über ihrem Haupte schwebendes Damoklesschwert erscheinen.

Der alte Herr von Schroda und Ottilie wohnten nach wie vor in dem Herrenhause. Ersterer hatte erklärt, das alte Heim nicht vor seinem Einzuge in die Waldkapelle verlassen zu wollen, sich scherzhaft dabei auf die alten Weissagungen berufend. Er änderte nur wenig in seiner ein-

fachen Lebensweise, dagegen hatte, seitdem der Erbe von Schroda von der Sandheide ins Herrenhaus übersiedelte, dessen Umgebung einen anderen Charakter erhalten. Wie man den Raum zwischen Herrenhaus und Burgruine in einen freundlichen Garten umwandelte, so war in dem Hause selbst gebaut, gezimmert, tapeziert und gestrichen worden. Die Vermehrung des Hausgesindes billigte Herr von Schroda mit einem schwermütigen Lächeln, doch seiner Gewohnheit, sich einzig und allein von dem getreuen Sprenkel bedienen zu lassen, entsagte er nicht. Hin und wieder besuchte er noch das Denkmal auf dem Ufer des Sumpfgrabens, er weilte indessen nicht mehr so lange dort, und ungehindert durfte der Efeu über den Namen auf dem Postament hinwegwuchern. Öfter wandelte er auf dem Parkwege nach dem Schloß, der vorläufigen Heimstätte Eichwerders, hinüber, wo er von allen als teures Familienoberhaupt freudig begrüßt und willkommen geheißen wurde. Noch öfter, sogar täglich empfing er Besuch vom Schloß, wo inzwischen ebenfalls fleißig gebaut und gezimmert wurde. Sein Liebling aber war und blieb Agathe, die holde Vermittlerin zwischen ihm und seinem Sohne. In ihr lebte er auf. Sie war sein Stolz, seine Freude, und niemand gab es, der der zukünftigen Herrin von Schroda diese Bevorzugung mißgönnt hätte.

Behagliche winterliche Ruhe waltete im Schloß, wie im Herrenhause; aber die Blicke aller waren in die Zukunft gerichtet. Man gedachte des kommenden Frühlings mit seinem heiteren Grün, mit seinen Blüten und Blumen, dazu bestimmt, ein liebliches Schwesternpaar bräutlich zu schmücken. Auf dem Parkwege, und beschattet vom frischen grünen Laub der ehrwürdigen Bäume, wollte Hans von Schroda als Eheherr seinen Einzug in das Schloß halten. — —

In einem wohnlich eingerichteten Zimmer saß Marianne auf ihrem bequemen Lehnstuhl in der Nähe eines nach dem Park hinaus liegenden Fensters. Dem Leben war sie wohl erhalten geblieben, allein der sonst so zähe Körper hatte durch die Kugel eine Erschütterung erlitten, die ganz zu beseitigen menschliche Kraft und menschliche Kunst nicht ausreichten. Trotzdem blickten ihre großen dunklen Augen so zufrieden, als hätte sie die Erinnerung an die langen Jahre unsäglichen Duldens und Leidens verloren gehabt. Zu ihren Ohren drang das dumpfe Rasseln, mit dem der glückliche Volper sich in einem benachbarten Zimmer an einer Drehbank beschäftigte. Neben ihr stand der alte Herr von Schroda. Vor einem Weilchen war er gekommen, um sich gewohnheitsmäßig persönlich von ihrem Ergehen zu überzeugen. Jetzt blickten sie schweigend nach der zierlichen, weiß gestrichenen Holzbrücke hinüber, die statt des früheren Balkens die Verbindung zwischen den beiden Ufern des Grabens herstellte. Vom Schloß kommend, waren Ottilie und Thurow auf der Brücke stehen geblieben. Ahnungslos, daß sie beobachtet wurden, offenbarten sie in Haltung und Bewegungen gewissermaßen den Inhalt ihres Gespräches. Um einzelne, die Herrschaft Schroda und die Kohlengruben bezügliche Rechtsfragen zu ordnen, war Thurow schon öfter Gast im Schloß gewesen. So auch jetzt mehrere Tage, und er stand im Begriff, in seinen alten Wirkungskreis zurückzukehren. Die Abreise sollte am nächsten Morgen stattfinden. Auf dem Wege, sich von Herrn von Schroda zu verabschieden, hatte Ottilie ihn begleitet. Was ihre Gemüter

so ernst bewegte, aus ihren Worten erfuhren es nicht einmal die verschwiegenen Bäume ringsum. Aber Hand in Hand gingen sie, wie um den Pulsschlag zwischen ihren Herzen vermitteln zu lassen, und indem sie vom baldigen Wiedersehen sprachen, blickten ihre Augen so ruhig, so vertrauensvoll, wie es nur geschehen kann, wenn man, von der Überzeugung des gegenseitigen Wertes tief durchdrungen, in den langen Jahren herben Entsagens gleichsam eine Bürgschaft für die Zukunft erlangt hat.

Ernst betrachtete Herr von Schroda seine Tochter und deren Begleiter. Ernst waren Mariannens Blicke auf sie gerichtet. Zwischen den Stämmen der Ulmen hindurch streifte das rötliche Licht der niedrig stehenden Sonne die Brücke. Wie ein Heiligenschein umwob es die edle Gestalt Ottiliens und das von der Kälte frisch gerötete Antlitz mit dem unbeschreiblichen Ausdruck eines tiefen Seelenfriedens. Süßes Lächeln thronte auf ihm, indem ihre braunen Augen an Thurows Lippen hingen.

Dieser hielt fortgesetzt ihre Hand, während er zu ihr sprach. Mochten seine Worte der Vergangenheit gelten, oder der Glück verheißenden Zukunft: in jeder Miene, in jeder Bewegung verriet sich jene ernste, ruhige Manneswürde, wie sie im langen, schweren Kampfe mit dem Geschick ausgebildet worden.

Die beiden alten Leute hinter dem Fenster meinten, sich nicht satt sehen zu können. Herr von Schroda hatte die Hände gefaltet. „Mein armes, teures Kind," sprach er vor sich hin, „was mußt du in allen diesen Jahren gelitten haben! Ohne Klage hast du deinem Vater deinen Lebensfrühling geopfert, ohne Klage wärest du hingestorben, hätte ein versöhntes Geschick es nicht dennoch anders bestimmt."

Über Mariannens vernarbte Wangen rollten Tränen.

„Wohl wird es mir schwer, sie von mir scheiden zu sehen," fuhr Herr von Schroda fort, „aber sie zieht ja ihrem Glück entgegen. Und ich alter, selbstsüchtiger Mann war vermessen genug, von ihr zu fordern, sich bis zu meinem

Tode nicht von mir zu trennen; und wiederum hätte sie sich ohne Klage in meine Wünsche gefügt, wärest du nicht eingeschritten."

„Jugend gehört zur Jugend," versetzte Marianne leise, „sie wurden füreinander geschaffen."

„Sie wurden füreinander geschaffen," wiederholte Herr von Schroda tief aufseufzend, „Jugend gehört zur Jugend, Einsamkeit ist das Los des Alters —"

Er stockte. Das Paar auf der Brücke hatte sich dem Park zugekehrt, aus dem heitere Stimmen herüberdrangen.

„Nein, nicht vereinsamt," verbesserte Herr von Schroda gerührt seinen Ausspruch, sobald er Agathe erkannte, die in Stephaniens Begleitung sich vom Schloß her Ottilie und Thurow zugesellte, „das Herrenhaus bleibt nicht leer, und ob fern oder nah, die Liebe aller wird sich zwischen seinen Mauern begegnen, meinen späten Lebensabend zauberisch schmückend."

Ernst blickte er auf die freundlichen Gestalten, die sorglos plaudernd sich dem Hause näherten. Von Wehmut erfüllt gedachte er einer teuren Schläferin in der stillen Waldkapelle. — — — —

Freude und Trauer, wie gehen sie oft Hand in Hand!

Während Herr von Schroda im Herrenhause seinen Besuch freundlich willkommen hieß, hatte sein Sohn im Schloß Eichwerder und Randal einen eben empfangenen Brief vorgelesen. Von weit, von sehr weit her war er gekommen; über Länder und Meere hinweg hatte er seinen Weg nach Schroda gefunden.

„— — Ich hab's mir gleich gedacht," schrieb der alte Roupideau in seiner schlichten Weise, „und wenn Sie mit dem lieben blonden Kinde Hochzeit machen, dann denken Sie an Ihren Freund in den Scott-Bluffs, der Ihnen mit seinen besten Grüßen viele Glückwünsche sendet, Ihnen und den anderen. Das Fort steht noch immer auf seiner Stelle, aber seitdem die muntere Lilac aus ihm verschwunden ist, fehlt mir etwas. Freude und Trauer gehen oft Hand in Hand. Während ich noch Ihr gutes Glück pries, starb unsere

Augenweide, starb unsere holde Lilac. Ich glaube, die Satanshexe, die tolle Rattel, hat's mit ihren Teufelskünsten zuwege gebracht, mag sie immerhin mit der Liebe einer Wölfin an dem Kinde gehangen haben. Ich kann nicht klug daraus werden, und niemand ist da, der mir Aufschluß erteilte. Denn ihre Großmutter starb bald nach ihr, der wilde Chrainge, der um sie freite, ist spurlos verschwunden, und der Satanspony ist in die Prärie hinausgeflohen, da niemand ihn bändigen konnte. Wird sich wohl einer Mustangherde beigesellt haben. — Die arme Lilac. Wir alle trauern um sie, und lieber hätte ich alle meine Pferde verloren, als sie. Ihre Kleider habe ich eigenhändig verbrannt, um nicht so oft an sie erinnert zu werden. Armes kleines Ding. Vielleicht ist's besser, daß die lustige Lilac sich ins Grab legte, wenigstens besser, als daß sie das Lasttier eines Dakota-Kriegers geworden wäre." —

So lauteten die auf das liebliche Oglala-Mädchen bezüglichen Worte.

„Arme Lilac," sprach Hans von Schroda klagend, und die Brauen zusammenziehend, sah er vor sich auf die unregelmäßigen Schriftzüge des alten Pelztauschers nieder.

„Arme Lilac," wiederholte Eichwerder und Ranndal nicht minder teilnahmvoll, „wer hätte es geahnt."

Was der Brief sonst noch enthielt, kümmerte sie nicht. Vor ihren geistigen Blicken schwebte das lebensfrische Bild der kühnen Reiterin. Sie konnten nicht glauben, daß der unerbittliche Tod seine Hand wirklich auf das holde Naturrätsel gelegt habe. — — —

* * *

Lilac, arme Lilac! Warum gewinne ich es nicht über mich, zufrieden mit dem einfachen Bericht des alten Roupideau, die Feder aus der Hand zu legen? Warum muß ich deiner immer wieder gedenken, du liebliches Naturrätsel,

du schöne braune Else mit den dunklen Sammetaugen, mit dem kindlichen Lachen und den anmutigen Bewegungen. Arme Lilac! Jetzt bist du tot; aber dein Bild schwebt mir noch immer lebhaft vor, als wärest du erst gestern in deiner scharlachfarbigen Umhüllung mit den lustig klirrenden Zieraten leichtfüßig vor mir einhergeschwebt. Nein, ich habe dich nicht vergessen, arme Lilac; ich werde dich nicht vergessen, bis ich dereinst in den glückseligen Jagdgefilden vor dich hintrete, wie vor vielen Wintern dir das schwarze Haar von den braunen Schläfen zurückstreiche, du aber lachst wie die Tautropfen auf dem Frühlingsrasen, wenn die ersten Strahlen der Morgensonne über sie hingleiten, lachst, wie die Sterne am nächtlichen Himmel, wenn wetterleuchtendes Gewölk sich vor ihnen verteilte. Arme holde Lilac! Schöne Zeiten waren es damals, als ich vom Sattel mich zu dir niederbeugte, das blaue Mal auf deiner Stirn, dieses unauslöschliche Zeichen deiner Abstammung von einem berühmten Krieger, küßte, und du erstaunten Blickes mit deiner kleinen Hand über meinen langen wirren Bart so leise hinstrichst, als hättest du gefürchtet, ihn wie Spinngewebe zu zerreißen. Und dazu lachtest du melodisch; wie das Wasser in der nahen Schlucht, das sich sprudelnd und gurgelnd seinen Weg zwischen hinderndem Gestein hindurch suchte. „Minnehaha" nannte ich dich scherzweise, „lachendes Wasser", und du lachtest noch herzlicher, wie um das Murmeln der tanzenden Wellen zu übertönen.

Arme Lilac! Du weißt jetzt, wie es in den glückseligen Jagdgefilden aussieht, während andere es erst kennen lernen sollen. — Und wie bist du gestorben? Nein, du starbst nicht, sondern du entschlummertest, wie das Gras der Prärien, wenn der erste Reif unter dem Schutze der Nacht heimlich über die träumenden Halme und Kräuter hinschleicht. — Im Geiste sehe ich dich auf deiner Felswarte, die Blicke gen Osten, die Quelle des Lichtes gerichtet. „Er kehrt wieder," flüsterst du in kühler Morgenstunde; „er kehrt wieder," wenn die Sonne heiß auf das gelbe steinharte Erdreich niederbrennt; „er kehrt wieder," wenn der Abend sich auf

die zerklüfteten Scott-Bluffs senkt und der Mond still am Himmel einherwandelt. — — —

Dem Frühling folgte der Sommer, und mit dem Hochsommer kehrte Roupideau in sein Fort zurück. Schwer befrachtete Wagen folgten ihm, und manchen bunten Schmuck bargen sie, dazu bestimmt, das schöne braune Wüstenkind zu erfreuen. Alles, alles brachte der Hochsommer, nur nicht ihn, den es erwartete.

Doch Lilac klagte nicht. „Er kehrt wieder," sprach sie heimlich, und reicher und sorgfältiger denn je zuvor, schmückte sie sich. „Er kehrt wieder," raunte die alte Rattel ihr zu, „und ging er übers große Wasser, so zieht's ihn wieder zurück," und sie legte ihre dürre Hand bezeichnend auf Lilacs Brust, wo die zweifarbige Haarflechte verborgen ruhte. Heiteren Blickes wiederholte Lilac: „Er kehrt wieder."

Der Sommer entschwand, das Gras der Prärien bleichte; majestätisch eilten gewaltige Brände über sie hin, schwarze Aschenfelder hinter sich zurücklassend, und in diesem die Nahrung zu neuem, fröhlichem Grünen und Blühen. Lilac verbrachte nach wie vor die Tage auf ihrer Warte. Heller wurde das schöne Braun ihrer Wangen, sanfter blickten ihre Augen, verloren ging die liebliche Rundung ihres Antlitzes, doch kein Einfluß vermochte sie zu hindern, bei Anbruch des Tages den Pfeiler zu besteigen und östlich zu spähen. Kaum aber befand sie sich oben, dann kroch aus der nahen Schlucht ein wilder, gelb bemalter Krieger im vollen Waffenschmuck hervor, und nach dem Pfeiler hinüber-

schleichend, kauerte er sich an dessen Fuße nieder. Neben ihm lag sein kurzer Karabiner und das Kriegsbeil, Bogen und gefüllter Köcher. In demselben Maße, in dem Lilacs Kräfte schwanden, verfinsterte sich Chrainges Gesicht. Wie erwachender Wahnsinn leuchtete es aus seinen Augen. Ähnlich dem Gift des Stechapfels wirkten in seiner Seele die Zaubersprüche, die die alte Rattel aus Besorgnis um ihre eigene Sicherheit bei jeder Gelegenheit erneuerte.

Kürzer wurden die Tage, länger die Nächte, zarter, hinfälliger Lilacs Erscheinung, leiser ihre Sprache, verzückter ihr Blick. Niemand wagte, sie in ihrem Tun zu hemmen, niemand ihr zu nahen, aus Furcht vor Chrainge, der sie unablässig bewachte. —

Auf einen lieblichen Tag des Indianersommers folgte ein kalter Abend. Dunkelheit herrschte in den Schluchten und längst war die Stunde verronnen, zu der Lilac ins Fort zurückzukehren pflegte. Besorgt um sie, begab Roupideau sich selbst auf den Weg, sie abzuholen. Andere Bewohner des Forts, unter ihnen eine Anzahl indianischer Frauen, begleiteten ihn. Sich dem Pfeiler nähernd, erkannte er Lilacs Gestalt, aber sie war in sich zusammengesunken, schien zu schlafen. Am Fuße des Pfeilers saß Chrainge, eine monotone Melodie vor sich hinsingend.

„Lilac!" rief Roupideau hinauf; doch oben blieb alles still. „Lilac!" wiederholte er mit dem gleichen Erfolg. Und als er hinaufstieg, da fand er die arme Lilac tot und starr; die Augen gegen Osten gerichtet.

Unter lautem Klagen schaffte man die Tote von dem Felsen herunter. Bevor man mit ihr nach dem Fort aufbrach, trat Chrainge vor sie hin. Durch einen langen Blick überzeugte er sich, daß die greise Rattel ihn hintergangen hatte, dann kehrte er sich schweigend ab, und wie ein Schatten verschwand er in der nahen Schlucht.

Ein Trauerzug bewegte sich auf das Fort zu. Laute Klagen begleiteten ihn. Alle, alle hatten das freundliche Oglala-Mädchen geliebt.

Als man den Hof des Forts erreichte, drangen wilde,

unheimliche Laute herüber. Sie gingen von Chrainge aus, der einen Totengesang angestimmt hatte. Tief unten in der Schlucht an der dürftig fließenden Quelle saß er, wo der Mond ein Lichtfeld rings um ihn her zeichnete. Die Waffen hatte er abgelegt. Zwischen den Knien hielt er einen Sandstein, auf dem er einen unscheinbaren, in seinen Händen fast verschwindenden Gegenstand eifrig rieb. Hin und wieder begleitete er seine Bewegungen mit durchdringendem Klagegeheul; schauerlich widerhallte es in der gewundenen Schlucht. In kürzeren und längeren Pausen hob er den Karabiner, um den rätselhaften Gegenstand prüfend an dessen Mündung zu halten, und mit erhöhtem Eifer nahm er sein Reiben und Schleifen wieder auf. Ein Steinsplitter war es, dem er die Form und Größe einer Flintenkugel zu geben wünschte, ein Stück von dem berühmten roten Felsen im Lande der Schippewäs, der das schwer zu bearbeitende Material zu den kostbaren Tabakspfeifen, den viel gepriesenen Kalumets, liefert. Denn einen Schuß wollte er tun, zu dem gewöhnliches Blei nicht ausreichte; er bedurfte einer Zauberkugel, wenn diese nicht vor ihrem Ziel sich in Staub auflösen sollte. Er rieb und schliff die ganze Nacht und den folgenden Tag, und die Hälfte der zweiten Nacht war bereits verstrichen, als die Zauberkugel endlich willig in den Gewehrlauf hinabrollte. Chrainges Gesang verstummte; kein Marder hätte geräuschloser einherschleichen können, als er sich in der bewaldeten Schlucht verlor.

Auf ihrer gewöhnlichen Schlafstelle lag um diese Zeit die arme Lilac, umringt von den Frauen des Forts, die um die Heimgegangene trauerten und klagten. In ihre schönsten Gewänder hatte man sie gekleidet. Zu beiden Seiten von ihr lag alles, was sie im Leben erfreute und was man ihr nach den ewig sonnigen Gefilden mitzugeben wünschte, lagen ihre Zieraten, Nadeln, Schere, weichgegerbtes Leder und grellfarbige Zeugstreifen. Auch einige Maiskolben, etwas Mehl und gedörrtes Fleisch hatte man beigefügt zur weiten Wanderung, und zwei paar neue, mit gefärbten Stachelschweinkielen gestickte Mokassins zum Schutz für ihre kleinen

Füße auf dem hindernisreichen Wege. Abwechselnd sangen die Frauen das Lob des Lieblings; düster brannte das Feuer im Kamin. Arme, arme Lilac!

In ihrem kleinen Zelt in der Uferhöhle kauerte die greise Rattel. Der Tod ihrer Enkelin hatte sie tief erschüttert; tiefer noch das Versagen ihrer Zauberkünste. Ihre geringe Habe hatte sie in Bündel zusammengeschnürt, um folgenden Tages die Nachbarschaft des Forts zu verlassen. Stumpf blickten die in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen, während die dürren Hände mechanisch mit den zusammengereihten Schlangenklappern spielten.

Plötzlich störte sie das zornige Schnauben des Mustangs draußen auf der Plattform. Gleichzeitig wurde der Vorhang des Zeltes behutsam emporgehoben, und in der nächsten Sekunde stand Chrainge vor ihr. Bis auf den roten Schurz und die Mokassins hatte er sich vollständig entkleidet. Mittelst angefeuchteter Asche hatte er sein Haar in eine graue, klebrige Masse verwandelt; ähnliche Farbe trugen Gesicht, Brust und Oberarme. Er schien unbewaffnet zu sein, hielt aber die Hände auf dem Rücken und in ihnen seinen Karabiner.

Als die greise Rattel ihn erkannte und in seine fanatisch glühenden Augen schaute, durchlief leises Zittern ihren Körper; schnell aber gewann sie ihre Überlegung zurück.

„Mein Freund Chrainge ist traurig," redete sie ihn an, „doch wird er unter den Dakotas ein anderes Mädchen finden und die tote Lilac vergessen."

„Ich bin traurig," gab Chrainge zu, „Lilac ist tot; sie kann nicht in Chrainges Wigwam einziehen. Die Zaubermittel der weisen Dakota-Frau sind nicht so viel wert, wie der Rauch über ihrem Feuer. Ihre Zaubermittel sind Lügen. Ihre Zunge ist nicht zweispaltig, sie ist vielspaltig.

Lilac befindet sich auf dem Wege zu ihrem Vater. Ein weiter Weg ist's. Sie ist nicht mehr leichtfüßig, wie eine junge Antilope; sie ist matt und krank, sie gebraucht jemand, der sie unterstützt, Dornen und Steine aus ihrem Wege räumt."

„Will mein Freund sie begleiten?“ forschte Rattel argwöhnisch, „Lilac würde lachen bei seinem Anblick; sein Arm ist stark, sicher sein Fuß, scharf sein Auge.“

„Ich will dafür sorgen, daß ihr Fuß nicht strauchle, daß jemand sie begleite, sie eine Stütze habe,“ erklärte Chrainge, „aber ich gebrauche dazu einen Zauber, damit mein Herz stark bleibe. Meine kluge Freundin besitzt schlechte, aber auch manches gute Mittel; möge sie eins für mich auswählen,“ und er wies mit der Hand auf den Lederbehälter, der der alten Frau als Rücklehne diente.

Rattel senkte einen langen, mißtrauischen Blick in Chrainges Augen, die von den Lidern halb verhangen waren. Zögernd kehrte sie sich um, jedoch über die Schulter fortgesetzt auf Chrainge schauend. Dieser rührte sich nicht. Als aber Rattels Blicke den Bewegungen ihrer Hände folgten, schob sich die Mündung des Karabiners leise unter

seinem rechten Arme hervor. Noch einmal spähte Rattel rückwärts, dann neigte sie sich, anscheinend beruhigt, über den Zauberbehälter. Bevor es ihr aber gelang, den ersten Riemen zu lösen, krachte hinter ihr ein Schuß, und lautlos sank sie über ihre unheimlichen Schätze hin. Die rote Steinkugel hatte ihre Schuldigkeit getan. Von hinten war sie ihr durch den Kopf gedrungen, schmerzlos ein Leben endigend, das anderen so vielfach verderblich und ihr selbst nach Lilacs Tod eine Last geworden war.

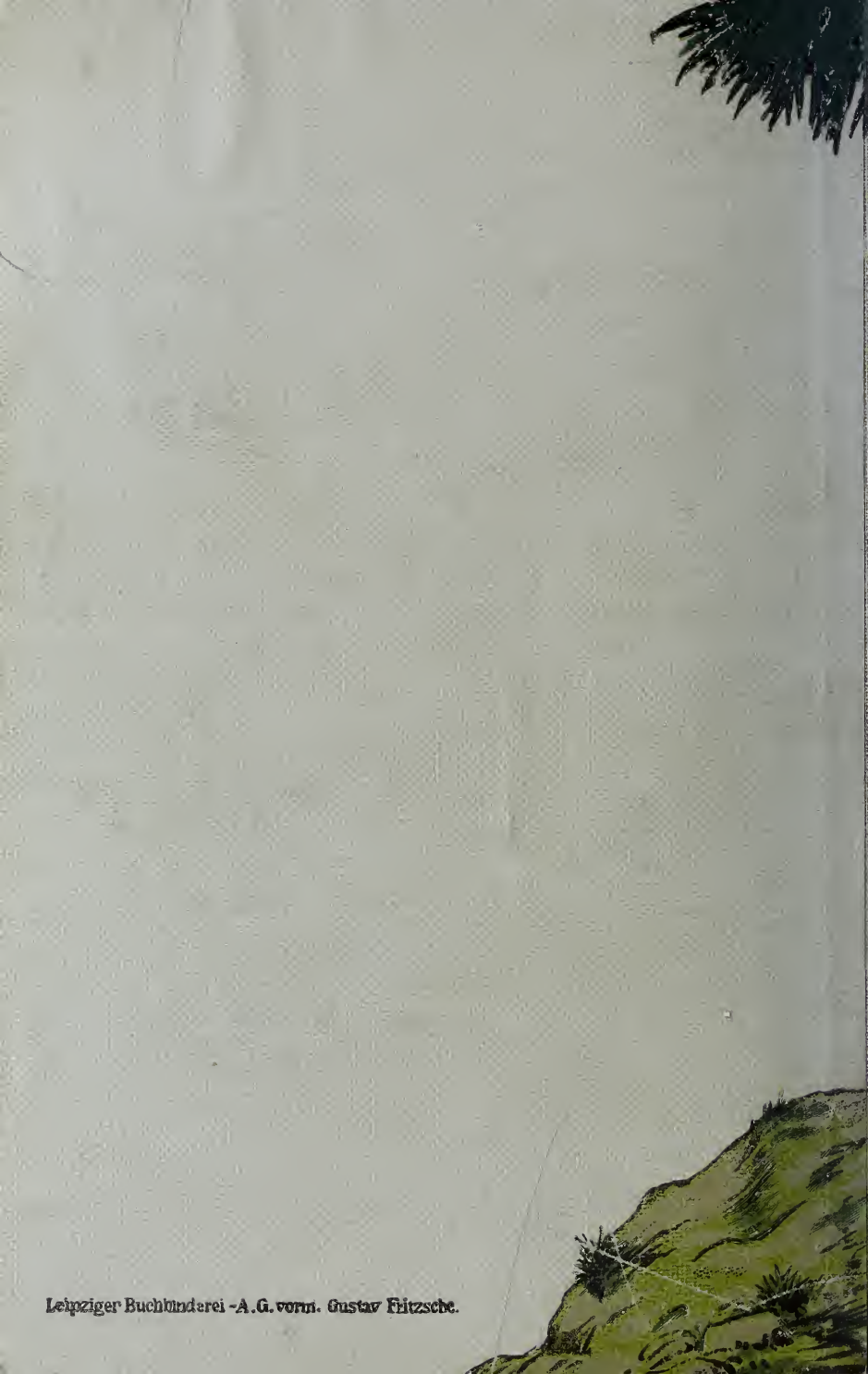
Finster betrachtete Chrainge sein blutiges Werk. Oben bei dem Fort wurden Stimmen laut und weckten ihn aus seinem Brüten. Hastig legte er den Zauberbehälter auf die Glut, und geräuschlos schlüpfte er ins Freie hinaus. Gleich darauf hörten die auf dem Schluchtufer Eintreffenden den Mustang mit wütendem Schnauben den Abhang hinunterpoltern. Als man die tote Rattel fand wunderte sich kaum noch jemand über ihr gewaltsames Ende; man billigte sogar, daß ihrem verderblichen Zauber ein Ziel gesteckt worden. Chrainge aber war und blieb verschwunden. — —

In einer abgelegenen Schlucht begrub man die gefürchtete Medizinfrau. Lilac dagegen trug man nach den hinter dem Pfeiler emporstrebenden Höhen hinauf. Dort, auf einer schwer zugänglichen, von Tannen und Zedern beschatteten kleinen Plattform wurde Lilac in das harte Erdreich hinabgesenkt, den Oberkörper etwas erhöht und das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet. Nachdem das Grab behutsam geschlossen worden, zündete man ein hellflackerndes Feuer auf ihm an, und vier Nächte hindurch schürte man es, daß die Flammen ihren Schein über die Grenzen der breiten Talmulde hinaussandten. So ehrte man die tote Lilac.

Durch die Wipfel der immergrünen Bäume streicht der laue Südwind. Im träumerischen Funkeln der Sterne, im zitternden Licht des Mondes wiederholt sich verständlich dein letzter Hauch: „Er kehrt wieder! Er kehrt wieder!“

Ende.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.



Leipziger Buchbinderei -A.G. vorm. Gustav Fritzsche.